Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . : 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Neue Geschichten.

Zweiter Band.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Neue Geschichten.

Von

Edmund Hoefer.

Zweiter Band.

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1867.

Ja, anno Dreizehn!

Ja, anno Dreizehn! Das war ein merkwürdiges Jahr, ein ganz absonderliches, sag' ich euch, so eins, wie's gar nicht wieder da gewesen ist, nicht vorher, geschweige denn nachher, und wer's nicht erlebt hat, wird's niemals denken können, wie es gewesen, noch es recht glauben wollen, wenn man ihm davon erzählt; — so ganz besonders, so ganz ungewöhnlich war's, was damals passirte, so ganz und gar nicht menschlich, möchte man's heißen. Da waren alle Menschen gut und brav, muthig und rasch, herzlich und willig, und was in ihnen an die erdgeborene Sündhaftigkeit erinnerte, das warf sich auf den Grimm und Haß gegen den Feind. Wo es aber einen miserablen Kerl gab, der kein Herz hatte für König und Vaterland oder feige sich die Beine zittern und knicken fühlte, der hielt weislich den Mund, oder nahm ihn auch erst recht voll — je nachdem! — und war in seinen Worten der treueste und tapferste Held von allen. Von seiner rechten Herzensmeinung etwas laut werden

zu lassen, hütete er sich wohl; er wäre keine Stunde seines Lebens sicher gewesen.

Und war das ganze Jahr ein großes und schönes, am schönsten war es doch im Frühling, damals, als man zuerst sich zu erheben, zu rüsten begann, — hernach mußte man am Ende wohl begreifen, daß die große Hitze und Herzensfreudigkeit hier und dort auch unbequem waren, und nahm's wieder kaltblütiger. Aber in jener frühsten Zeit überlegte und rechnete man noch nicht und wußte und wollte es nicht anders, als daß alle Herzen in Einem Tempo schlagen müßten und schlügen, und zu allermeist zeigte sich das in jenen ersten Tagen, als der Aufruf vom 3. Februar wie ein Blitz durch das ganze Land schlug und ihm allerwärts, in Land und Stadt, in Hütte und Schloß, die hellen Flammen nachloderten.

Am Freitag, den 5. Februar, Abends spät war der Aufruf in die Hände des in der kleinen Stadt residirenden Landraths gelangt und von ihm seinen nächsten Freunden mitgetheilt worden. In der Nacht wurde er gesetzt und gedruckt und flog am Samstagmorgen in die Bürgerhäuser und durch die Thore in's Land hinaus. Auf dem Rathhause saßen die Väter der Stadt nicht in ehrbarer und langweiliger, sondern in frischer und fröhlicher Berathung, wie man am vollständigsten und schnellsten alle Kräfte ihrer Stadt anspannen und verwenden könne. Unter ihnen trat die aus Civil- und Militär-

Personen gebildete Commission zusammen, welche die Meldungen der Kriegslustigen entgegennehmen und ihre Diensttüchtigkeit prüfen sollte, und vor den noch geschlossenen Thüren des Zimmers drängten sich schon Männer und Jünglinge, freudig entschlossenen Herzens und voll Ungeduld über jede, umsonst verstreichende Minute. In der Prima des Gymnasiums las der alte Rector mit zitternder Stimme und von Thränen feuchten Brillengläsern seinen Schülern des Königs Worte vor, und als er geendet, trat der Lehrer der Stunde an den Katheder und sprach: „Herr Rector, ich melde Ihnen meinen Austritt. Ich gehe zum Rathhaus.“ Und die Klasse erhob sich wie Ein Mann und die jungen Leute riefen jauchzend: „Herr Rector, wir gehen alle!“

Und in den Straßen und auf dem Markt standen sie um Einen herum, der ein Exemplar des Aufrufs besaß und ließen sich denselben stets von neuem, mit stets neu hervorbrechendem Jubel vorlesen. Und die Amtsboten und Gensdarmen, welche heut einen schweren Tag hatten, waren, wenn sie auf ihrem Wege durch einen solchen Haufen aufgehalten wurden, nicht grob, sondern jubelten mit und baten: „Kinder, laßt uns durch! Die draußen müssen's doch auch erfahren!“ — „Fort mit dir, Kamerad! Reit den Gaul todt! Sag's ihnen, sag's ihnen recht! Es lebe der König! Krieg, Krieg! Tod dem Franzosen! Hurrah alte Preußen, nun geht's los!“ —

Das war vor den Häusern, aber in den Häusern war's kaum anders. Wo Einer allein war, der hatte keinen andern Gedanken, und wo zwei bei einander saßen, die hatten kein andres Gespräch, und von Kummer und Sorge war in diesen ersten Stunden noch wenig zu spüren. Und im Hause des dicken Bäckers Salband auf der Mönch- und Domstraßen-Ecke gab es nun gar eine unerhörte Scene. Der dicke Salband saß und schwitzte schon seit einer Stunde auf dem Rathhause für's Vaterland — er war Stadtverordneter — aber Frau Magdalene, seine nicht minder dicke Gattin, ließ es sich daheim nicht weniger sauer werden, denn sie stand an ihrem Ladenfenster und theilte an Kunden und Nichtkunden aus, was der Backofen geliefert über Nacht und was die Bäckerknechte — Gesellen hieß man die dazumal noch nicht — ihr in den großen Körben und saubern Mulden zutrugen, und nahm von keinem Menschen einen Pfennig für ihre Waare. „Heut umsonst, morgen für Geld!“ sagte sie dazu wohl lachend. „Geht hin und eßt's in Gesundheit und danket unserm Herrgott und segnet den braven courageusen König.“

Und als nun ein Knecht wieder einen Korb mit Brod hineinbrachte und dabei sprach: „Meisterin, das ist das letzte!“ — da sah sie ihn an und die andern, die auch noch im Zimmer standen, und sie hatten die Schürzen schon abgebunden und die Mützen hielten sie in der

Hand, — und sagte: „ganz recht, Kinder! Nun haltet euch nicht auf und macht euch zum Rathhaus, daß es nicht von euch heißt: die Salband'schen waren die Letzten! — Wie euch vorhin schon der Meister gesagt: wer's nicht selbst hat, sich zu rüsten, dem helfen wir nach Kräften. Mit Gott, Kinder! — Hat keiner von euch unsern Wilhelm gesehen? Der ist wohl bereits fort?"

Darüber wußte Keiner Auskunft zu geben; sie hatten ihn seit vorhin, da der Meister ihnen in der Backstube den Aufruf vorgelesen, nicht mehr gesehen; er war mit oder gleich nach dem Vater fortgegangen. Die Frau ließ es dabei bewenden. Sie hatte Anderes zu bedenken und zu thun, denn es war die Stunde, wo ihr Laden den meisten Zuspruch fand. Sie theilte aus, plauderte auch wohl ein wenig mit diesem oder jenem, der ihr bekannt, und nun ging die Thür auf und eine ältliche kleine hagre Frau in schlichter dunkler Kleidung trat herein und sank, wie ganz zerbrochen, auf die hölzerne Bank, die hinter dem Tisch an der Rückwand des Zimmers stand. Da saß sie, die Hände gefaltet im Schooß, die Augen voll Thränen und seufzte tief auf und murmelte: „ach du gerechter Heiland, Nachbarin, nun ist's aus, rein aus mit mir!"

Frau Salband bediente ruhig das gerade am Fenster stehende Dienstmädchen, dann drehte sie sich langsam zu der Nachbarin um — ein größerer Gegensatz ließ sich

gar nicht denken, als der zwischen der dürftigen und der übervollen Gestalt, zwischen dem hageren, verschrumpften und traurigen Gesicht der Frau auf der Bank, und dem vollen und glatten, behaglichen und gutmüthigen Antlitz der Meisterin. Und indem sie einen Zwieback aus dem nächsten Korbe nahm und zerbrach und die Stücke zwischen die Zähne schob, sprach sie beschwichtigend: „na, na, Helm'sche, was gibt's denn wieder zu jammern? Mir däucht, heut könnte man wohl zufrieden sein. Aber bei Ihr gibt's immer irgend ein Lamento."

„Salbandin, was es gibt?" versetzte Frau Helm jammervoll. „Versündige Sie sich nicht! Weiß Sie's noch nicht — es gibt ja Krieg, Krieg, Nachbarin! Ach du gerechter Jesus — Sie muß es ja wissen, der Salband muß ja schon auf dem Rathhaus sein! Krieg, Salbandin, Krieg! Und es heißt, alles was Mannsmensch, müsse mit fort, keiner bleibe daheim! Und sie sind ja wie toll, Nachbarin; sie laufen alle nach dem Rathhaus, meine drei Jungen voran, auch der Christian —"

„Na, das versteht sich doch ganz von sich selber," meinte Frau Salband lebhaft. „Der Christian und der Hans, das sind ja tüchtige, derbe Bursche, die sollten doch wohl nicht daheim bleiben?"

„Der Christian, Salbandin, der Christian! Denkt Sie denn gar nicht daran? Er wollte nun im Sommer Meister werden, seines seligen Vaters Werkstatt überneh-

men und heirathen. Nun kann Ihr Lieschen lange warten. Wenn er nun als Krüppel heimkommt oder gar nicht? Das schießt und schlägt ja auf einander los wie blind und toll!“

„Ei was, Helm'sche, was macht Sie sich da für grausame Gedanken! An so was dürfen wir nicht denken, das kommt doch nur, wie unser Herrgott es will. Dem müssen und werden wir uns jetzt alle opfern, wie könnten wir sonst auf seinen Segen hoffen?“ Die Meisterin wandte sich dem Fenster zu, um wieder einen Kunden zu beschenken, und als sie darauf zu ihrem Besuch zurückkehrte, sagte sie: „leicht haben wir alle es nicht, Helm'sche, aber wir nehmen's gern auf uns.“

„Sie hat gut reden,“ versetzte Frau Helm nicht ohne Bitterkeit. „Sie hat den Mann, Salbandin, und den Wilhelm, euren Einzigen, den nimmt man Ihr nicht. Dazu habt ihr eure fünf, sechs Knechte, die werden auch nicht alle gehen, — ihr könnt's schon prästiren. Aber ich, du lieber Jesus! Ich arme Wittwe mit drei Söhnen, die alle fort wollen, und doch bisher allein das Geschäft führten! Soll's nun ganz liegen bleiben? Soll das bischen Hab' und Gut für die bunten Jacken und Gewehr und Säbel drauf gehen? Soll ich nun auch noch meine Knaben zu Grabe tragen, mein Herzblut, ja selber dahin treiben? Ach Salbandin, das überlegt Sie nicht, und der Christian — das können und dürfen wir nicht leiden!“

„Das ist alles nichts als dummes Zeug," sagte Frau Salband nach einer Weile im strafenden Ton. „Also zuerst was Sie angeht — den Peter wird man Ihr nicht nehmen, der ist noch nicht achtzehn Jahr und muß am Ende wohl zurückbleiben. Der mag zum Rechten sehen, soviel versteht er schon, und einen Gesellen wird Sie auch wohl finden, es bleiben genug daheim, die doch nicht Soldat werden können; das Seilerhandwerk braucht nicht grade starke Gliedmaßen. Und nun wir — na, unsere Knechte gehen alle, müssen Ihr vorhin unter der Thür begegnet sein; wir helfen ihnen zur Ausrüstung, und wenn der letzte Groschen d'ran müßte. Und unser Wilhelm geht auch, das versteht sich von selbst. Mein Alter und der lahme Hans müssen unterdessen das Geschäft besorgen, es ist nicht anders. Knapper wird es gehen, bei uns und bei Ihr und bei allen. Das thut nichts, und wenn unsre Kinder hernach klein anfangen müssen, das ist gut. Ihre Väter und Mütter haben es zuerst auch müssen und es ist doch gegangen. So denk' ich, Helm'sche."

„Ja, so denkt Sie," entgegnete die Nachbarin, das Weich- und Schwachmüthige war nun ganz fort aus ihrem bleichen Gesicht und hatte einem herben, verzweifelnden Ausdruck Platz gemacht. „Ja, so denkt Sie, und da ist's freilich umsonst, weshalb ich gekommen. Ich dachte, Sie und Ihr Lieschen, ihr würdet vernünftig und christlich

sein und an das denken, was zwischen uns abgemacht, und die Braut würde dem Bräutigam zureden, nicht ihr und sein Glück an den Nagel zu hängen —"

„Was? Unsere Liese sollte dem Christian rathen, hinter dem Ofen sitzen zu bleiben, ein treu- und ehrloser Mensch, ein Verräther an seinem Herrgott und seinem König?" fiel die Salband heftig ein, während sich zugleich ihre Stirn zu röthen begann. „Pfui, schäme Sie sich, Helm'sche, daß Sie meinem Kinde und Ihrem braven Jungen so was zutraut! Glaube Sie mir, ich kenne die Kinder, solchen Hundsfott nähme die Liese nicht und hätte sie ihn sonst noch so lieb gehabt; und ein nichtsnutziges Weibsbild, das so zu ihm reden könnte, stieße Ihr Christian mit dem Fuß von sich —"

Die Helm stand jählings auf und zog das dünne Tuch fester um die mageren Schultern. „Gott befohlen, Frau Salbandin," sagte sie kurz und wandte sich der Thür zu.

„Na, wohin denn?" fragte die Meisterin gleichsam überrascht. „Will Sie denn nicht auf meinen Alten warten und auf die Liese — sie sieht nur auf dem Boden nach der Wäsche und muß gleich herunterkommen. Die wird Ihr verzagtes Herz aufrichten —"

„Wüßte nicht, wozu, Frau Salbandin," erwiderte die Helm kalt und scharf. „Muß mir meinen Trost schon wo anders suchen, merk' ich. Ihr seid hochmüthig und

ohne Erbarmen mit dem Elend einer Wittwe und Mutter. So mein Christian auf seiner Mutter Wort noch etwas gibt, wendet er sich so oder so von Menschen ab, die kein Wort haben, ihn von seinem Todesgange abzuhalten. Das will ich Ihr sagen, und damit adjes und guten Tag."

Die Frau hatte mit steigender Erbitterung gesprochen. Nun nickte sie zornig mit dem Haupt und flog aus der Thür — dem jungen Mädchen fast in die Arme, das mit einem Korb voll trockener Wäsche die Treppe herab auf den Flur trat und sie mit einem herzlichen, jubelnden „ach Gott, Mama Helm, ist das ein Glück!" anrief.

„Der Teufel gesegne Ihr's, Jungfer!" schrie aber die grimmige, verzweifelnde Frau und schoß aus der Hausthür.

Das Mädchen stand einen Augenblick wie betäubt und sah der Verschwundenen nach, als traue sie ihren Ohren nicht, daß sie solche Worte von der sanften und zähmen Alten könne vernommen haben, welche in wenig Monaten — jetzt freilich erst nach dem Kriege! — ihre Schwiegermutter werden sollte. — Und in der Stube stand die Meisterin kaum minder verblüfft, die Hände in die Seite gestemmt, ohne Laut und Bewegung, und sah die Tochter an, als wollte sie fragen: ist das ein dummer Traum oder wirkliche Wahrheit, was wir da gehört und gesehen?

„Gott behüt' uns, Mutter, was hat denn die Nach-

darin?“ fragte endlich Lieschen, denn die war's, und stellte den Korb nieder und trat in die Stube zur Alten. „Sie war ja ganz außer sich — Mutter, was habt ihr gehabt?“

Da kam wieder Leben in die dicke Frau und sie schüttelte den Kopf, daß ihre große Haube wackelte, und rief mit der ganzen derben Energie, die in solchen Ständen dazumal noch heimisch war statt der heutigen Treibhausbildung, und auch mehr ihrem robusten Aeußern und ihrem ganzen Wesen zu entsprechen schien als die bisherige verhältnißmäßige Milde: „na, da soll doch ein Donnerwetter d'rein schlagen! So was Verrücktes ist mir im Leben nicht vorgekommen! — Was wird's gegeben haben,“ fuhr sie zu der Tochter gewendet fort; „die schlechte und feige Seele jammert über den Krieg und daß ihre Jungen mit fort wollen, zumal der Christian. Und da muthete sie uns zu, ich und du, wir sollten dem zureden, daß er daheimbleibe um hübsch Hochzeit zu machen und Meister zu werden. Und als ich ihr deutsch heraus, aber sanftmüthig sagte, wie wir darüber denken, da ward sie jählings wie lauter Gift und Galle und hat mir, Gott weiß was alles zugeschworen und geflucht und — na, du hast ja auch noch deinen Segen davon gekriegt; in dem Ton war's ganz und gar.“

„Ach Gott, Mutter, schwer für die Helm'sche ist das doch auch, wenn sie alle Drei fortlassen soll,“ fing Lies-

chen an. Allein sie vollendete ihre Rede, zu der die Alte schon ein paar zornige Augen zu machen begann, nicht, da in diesem Augenblick die Thür aufgerissen wurde und ein junger schlanker Mann hereinstürmte, der das Mädchen unversehens in den Arm nahm. „Gewonnen, gewonnen! Hurrah, ich bin der Erste — angenommen!" rief er und warf mit der freien Hand die Mütze gegen die Decke. „Lieschen, Mutter, ich konnt's euch nicht ersparen! Ich habe mich bei der Commission gemeldet — ihr könnt nicht wollen, daß ich zurückbleiben soll!"

„Christian!" hatte das Mädchen gerufen. „Christian!" hatte auch die Alte gesagt, da er hereinstürmte. Nun hing die Erstere an seinem Halse und weinte und lachte und streichelte seinen blonden Kopf und küßte seine Lippen und stammelte dazwischen: „ach Christian, wirklich schon angenommen? Der Erste bist du? Mußt du nun gleich fort?" — Und die Meisterin stand daneben und guckte das Paar mit stolzer Zufriedenheit an, schlug mit ihrer breiten Hand dem Burschen auf die Schulter und sprach: „So ist's recht. Du bist ein braver Junge und machst vor unserm Herrgott die Sünde deiner Mutter gut. Nur muthig, Lieschen! So braven Kindern kann's nicht schlecht gehen."

„Meine Mutter? Was ist mit meiner Mutter?" fragte der junge Mann, indem er die Stirn kraus zog, gar lebhaft und, wie man wohl bemerken konnte, fast ein

wenig verstimmt. — Und da berichtete ihm die Meisterin von der Unterredung, die sie mit einander gehabt, von dem ungehörigen Verlangen, das seine Mutter gestellt, und ihrer ebenso ungehörigen Erbitterung, mit der sie geschieden. „Und ach Gott, Christian, du glaubst garnicht, wie ich erschrak, als sie, die ich immer so sanft und gut gekannt, nun mit einemmal so ganz barbarisch mir entgegenschrie,“ bemerkte Lieschen zum Schluß und schüttelte betrübt ihren kleinen blonden Kopf.

Christian war wieder munter geworden. „Ei,“ sprach er lachend, „das hat nun nichts zu sagen. Ihr wißt ja, wie meine Alte ist, ein wenig demüthig und erschrecklich schwachmüthig, bis sie mitten in der Noth und im Handeln sitzt; da hält Niemand tapferer aus als sie. So wird's auch jetzt gehen. Und auch sonst will ich sie wieder vernünftig machen; daß sie dir so grob gekommen, Lieschen, das wird ihr selbst schon am allermeisten leid thun. Aber ich stehe da und verplaudere die Zeit und bin doch nicht mehr mein eigner Herr —“

„Ach Gott, Christian, geht es denn wirklich los und so bald? Was sagt man davon?“ Das Mädchen schmiegte sich mit diesen Worten innig an ihn.

„Ei Schatz, das Wann weiß ich nicht,“ versetzte er heiter. „Daß es los geht, versteht sich von selbst, worüber wären wir sonst so froh? Willst auch du nun an-

fangen, schwachherzig zu werden und am Ende doch noch meiner Mutter zu Willen sein?"

„O Gott, nein, Christian! Gewiß nicht! Ihr müßt gegen den Feind und sollt gegen den Feind. Ich will dir das Herz nicht schwer machen, kannst du mir glauben; aber, — aber — so bald, so schrecklich schnell hab' ich's mir nicht gedacht."

„Nun Herze, so schnell geht's auch nicht. Man wird nicht Knall und Fall aus einem Seiler zum Soldaten. Wir werden drüben beim Regiment einexercirt, da können noch Wochen darüber hingehen — leider, Lieschen, leider! — und inzwischen findet sich wohl immer noch ein halber Tag, wo ich bei dir sein kann. Nun aber wirklich genug," brach er ab und langte nach seiner Mütze. „Jetzt will ich zu Meister Hartwig gehen und ihn instruiren, daß er keine andre Montur vor der meinen in Arbeit nimmt. Wir sollen uns eilen so viel wie möglich und jeden Tag parat sein. Also bis heut Abend, Lieschen! Bis heut' Abend, Mutter! — Ich könnt' die ganze Welt umfassen, so voll Jubel bin ich!" Und, als ob er den Frauen davon ein sichtbar Zeichen geben wollte, nahm er zuerst das Mädchen in den Arm und schwenkte es lustig herum, und dann faßte er auch die Alte, und ob sie sich auch schon durch ihre Körpermasse allein und auch sonst ein wenig dagegen sträubte und halb lachend, halb verdrießlich ihr „Na, na, du Kindskopf!" rief, sie mußte

doch gleichfalls eine so ganz hübsche Schwenkung machen, daß darob Lieschen so gut wie ein neues Mädchen, das Brod verlangend wieder am Ladenfenster stand und zuschaute, in ein fröhlich Gelächter ausbrachen.

„Kindskopf — Tollkopf — schämst du dich nicht?" sagte Frau Salband athemlos und drohte dem Lustigen mit dem Finger, während sie dem Ladenfenster zuschwankte. „Schickt sich das zu solchem Werk, wie wir's rüsten?" fügte sie hinzu.

„Schämen? Gar nicht, Mutter, gar nicht!" versetzte er unbekümmert. „Ich weiß so gut wie einer, wie heilig unsere Sache ist. Aber weshalb wir dabei den Kopf hängen lassen und die Hände falten sollten, seh' ich nicht ein. Conträr! Hebt den Kopf keck und fröhlich auf, braucht eure Hände und haltet eurer Herz frisch und fröhlich, da wird's am allerbesten gehen. Und nun — adjes bis heut Abend."

„Hast du meinen Wilhelm nicht gesehen?" rief ihm die schon wieder besänftigte Meisterin noch nach. „Er ist auch gleich fort und muß schier mit dir zugleich gekommen sein."

Christian wandte sich in der Thür. „Nein," sagte er, „den Wilhelm sah ich nicht, obschon sonst Viele. Aber die Menge und der Drang waren zu groß; da kann er zehnmal dazwischen gesteckt haben."

Die Thür fiel zu, der junge Mann war fort. „'s ist ein herziger Mensch, Kind," meinte Frau Salband, die ihn draußen am Fenster vorüberstreichen sah. „Und ob er auch ein armer Teufel ist und eine Mutter hat, die Einem jeden Appetit verderben kann, es reut mich doch nicht, daß wir dich ihm gegeben. Man muß ihm gut sein und du wirst eine glückliche Frau. Ja der! Wäre der Wilhelm nur halb von der Art, aber das ist ein Duckmäuser." —

Der Morgen ging weiter; Lieschen hantirte draußen mit der Wäsche, die Mutter beschenkte ihre Kunden und plauderte mit ihnen, lobte manchen und redete mancher zu, die doch ein wenig verzagt sein wollte. Denn was diesen Menschen bevorstand, war allerdings nichts Geringes noch Alltägliches. Wer die Seinen dem allgemeinen Antriebe folgen und sich in die Bewegung werfen sah, mußte frommen und starken Herzens sein, um dabei fröhlich und muthig zu bleiben. Es war kein Krieg, wie man ihn bisher gekannt, und es waren nicht allein die Gebildeten, welche es wußten, daß das Wort jener spartanischen Mutter: „mit ihm oder auf ihm!" jetzt für alle zur That werden dürfte. Es gab nur Sieg oder Tod, kein Drittes.

Der Bäcker kam aus der Sitzung zurück, nicht auf lange, da sie bald wieder beginnen sollte; der dicke Mann wollte sich nur ein wenig erholen und zu Mittag essen.

Er stöhnte und pustete und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn zu allem andern, was ihn erhitzte, war's auch noch ein ganz ungewöhnlich milder Tag jenes überhaupt sehr milden Februarmonats. Er ließ Hut und Stock auf die Bank fallen, auf der vorhin die Helm gesessen, und glitt selber so schwer hinterdrein, daß sie in allen Fugen knackte. Er knöpfte den Rock auf und die Weste und band das Halstuch ab. „Blas dich," sagte er dabei und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Frau, laß das Essen rüsten, hab' einen teufelmäßigen Hunger! Und du, Lieschen, ein Glas Bier — flink! Ich verdurste euch schier. — Was gibt's Neues? Die Bursche alle fortgewesen? Angenommen?"

Frau Salband berichtete von diesem und jenem und erhielt auch von ihm wieder Nachrichten. Der Kreis hatte sich zur Ausrüstung sämmtlicher Leute vereint, welche sich in diesen Tagen melden würden und sich nicht aus eignen Mitteln equipiren könnten. „Der Staat kann es nicht," hatte der Bürgermeister gesprochen, „und so müßten viele wackre Leute zurückbleiben, die an Glücksgütern arm, aber an Herz, Muth und Treue reich sind. Das darf nicht sein, ihr Herren! Laßt den Einzelnen thun, was er vermag, und ich weiß, er wird's, und so wird Manchem geholfen werden. Aber für die große Menge muß Stadt und Land, müssen alle zusammenstehen." So hatte er gesprochen und dazu noch viele andere beweg-

lichere, ergreifendere Worte. Dann hatte auch der Landrath das Seine dazugegeben und —.

„Ich kann's euch nicht sagen, Kinder, wie das gewesen," schloß Herr Salband seine ungewöhnlich beredte Mittheilung. „Blas dich! Es war schier nicht zum Aushalten und wir alle haben die Augen voll Wasser gehabt. — Das wird uns übrigens ein hübsch Stück Geld kosten," fügte er achselzuckend hinzu. „Es ist ein unbändig Gedränge gewesen und noch. Aber hübsch ist's doch, daß alles in Ordnung geblieben, — kein Zank, kein Skandal, kein Lärm, als ein fröhlicher; alles ein Herz und eine Seele. Nur um den Vortritt haben sie sich gestritten. Helm's Christian ist der Erste gewesen, kannst dir immer ein wenig zu gut thun darob, Lieschen. Könnt' ich mich doch selber freuen, wenn's der Wilhelm gewesen. Aber — blas dich! Die Schlafmütze ist im Spiel natürlich wieder Trumpf Sechs und der Allerletzte. Möcht' darauf wetten, daß er sich nicht abstrapazirt hat. Wie steht's? Wo steckt er?"

„Das weiß Gott," versetzte die Meisterin, die Brauen zusammenziehend. „Ich habe nichts von ihm zu sehen gekriegt seit heut Morgen."

„Der Wilhelm, Frau?" sprach hier die alte Magd dazwischen, die den Tisch deckte. „Ei der ist ja in der Backstube und rüstet den Kringelteig auf morgen, und hat's gar eilig."

„In der Backstube? den Kringelteig?“ meinte die Salband hoch verwundert. „Und ist fort und wieder nach Hause und hat mir nichts gesagt?“

„Schlafmütze!“ schob der Alte ein und leerte sein Glas vollends und steckte eine Brodrinde zwischen seine noch vortrefflichen Zähne.

„Duckmäuser!“ sprach die Meisterin grollend. „Na warte du —“

„Ja, Frau, fortgewesen ist der, glaub' ich, gar nicht,“ fiel die Magd wieder ein, während sie die Teller umherstellte. „Am halben Vormittag sah ich ihn wenigstens von seiner Kammer herunter kommen, und da war er nicht angezogen. Seitdem hantirt er hinten und ist mürrisch; hat mich, da ich ihn um den Ausgang fragte, hart genug angeschnauzt.“

Das mochte in der That nicht sanft gewesen sein, denn die Magd war augenscheinlich noch jetzt darüber verdrossen. Sie sah roth aus — mehr als sie's sonst von ihrem Heerdfeuer zu werden pflegte, — und war, wie man's heißt, stößig und ohne Rücksicht auf die Erhaltung der Teller und Näpfe. Auch gab sie gar nicht Acht auf die heimlichen Winke und bittenden Blicke, mit denen Lieschen sie hinter dem Rücken der Eltern um Schweigen bat. Es floß ihr ungestört über die Lippen.

Frau Salband stand wie eine Salzsäule und starrte die Sprecherin halb ungläubig, halb zürnend an.

„Was du nicht schwatzest,“ sagte sie endlich nur.

Der Meister aber, der gleichfalls mit aller, seinem Gesicht irgend möglichen Verwunderung drein geschaut, that die dicken Lippen zu einem etwas bestimmteren Worte auf, aber freilich auch nicht zu viel mehr als einem Wort, da nur die patriotische Erregung vorhin seine Sprachorgane in ungewöhnlich reichen Fluß gebracht und er gemeiniglich so kurz redete, wie es bei seinem gepreßten Athem begreiflich war. „Hol' ihn,“ sagte er. „Und's Essen auf den Tisch.“

Das Essen kam, die Knechte erschienen und mit ihnen der Wilhelm. Frau Salband sah ihn ein wenig finster von der Seite an und begann: „Na —?“ Allein weiter kam sie für jetzt nicht, da des Meisters kurzes „Beten!“ dazwischen fuhr. Und als Lieschen das Gebet gesprochen, da reichte der Alte seiner Frau den Teller über den Tisch mit dem kurzen Verlangen: „Suppe!“ — Da bekam die Frau wieder zu thun um die Ihren alle zu versorgen, denn eine so ächte und gerechte Meistersfrau auch Magdalene Salband war, und so sehr sie in manchen Beziehungen ihr Haus beherrschte, — wenn der Meister hungrig und durstig und marode war und sich so kurz angebunden zeigte, hütete sich wohl vor irgend einem Zögern und Säumen und besaß niemals etwas wie eignen Willen. Es war in solchen Stunden mit dem dicken Herrn durchaus nicht zu spaßen. Erst als alle

bedient waren und die Meisterin selbst, wieder mit einem finsteren, schiefen Blick auf den schweigenden Sohn, ihren Löffel in die Suppe senkte, brachte der Meister ein murmelndes: „Sprich, Alte!" hervor.

Jetzt gefiel es Frau Magdalenen aber anders. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß es ein verdrießlich Gespräch, vielleicht sogar ein zankendes werden möchte; der Sohn sah ihr genau so aus, als habe er kein gutes Gewissen, und daß er voll Trotz, wußte sie ohnehin. Es konnte immer schon eine kleine Familienscene geben; überzufrieden war sie mit dem Wilhelm so nicht, im Gegentheil, es hatte sich seit einigen Tagen mancherlei in ihr gegen ihn gesammelt. Und wenn er nun gar noch aufbegehrte, da würde sie selber das nicht sanftmüthig hinnehmen. Das fühlte sie, und die Bäckerknechte umher, die brauchten nicht gerade Zeugen davon zu sein. „Es pressirt nicht, Vater," sagte sie also ein wenig grämlich. „Nach Tisch."

„Nein, jetzt, Alte," lautete die ruhige Antwort.

„Na denn in des Teufels Namen," sprach Frau Salband noch um vieles verdrießlicher, ja mit geradezu grimmigem Blick und Ton. „Was sitzest du denn da, wie ein Oelgötze, Junge, und thust das Maul nicht auf?" fuhr sie fort, sich gegen den Sohn wendend. „Hast wohl ein schlechtes Gewissen, von wegen deiner Unmanier? Ist's recht, daß an solchem Tag und zu solchem Thun ein Kind

aus dem Hause und wieder hineinläuft, ohne den Eltern ein Wort zu gönnen? Man hätt' sich doch mit dir freuen dürfen, wenn man auch nicht stolz auf dich sein kann, denn der Erste bist du ja leider Gottes doch nicht gewesen!"

„Ich weiß nicht, was du willst, Mutter," gab der Wilhelm zur Antwort und legte den Löffel auf den leeren Teller, und er sah dazu verdrossen aus und seine Stimme klang nichts weniger als freundlich. „Ich bin nicht aus dem Hause gewesen — wüßt' nicht, wie es hätt' angehen sollen, dieweil die da," und er deutete auf die Knechte, „ja alle fortgelaufen."

„Gar nicht fortgewesen?" fragte die Mutter gleichsam bestürzt und hielt den Löffel wie erstarrt über der Suppe, ohne ihn hineinzusenken und den dargereichten Teller des Gatten zu füllen. Erst ein ungeduldiges „Na?" desselben, der inzwischen seinen Sohn nur mit einem schiefen Blick von unten auf angeglotzt hatte und anscheinend gleichmüthig an der unentbehrlichen Brodrinde fortknaupelte, brachte sie wieder zu ihrem Geschäft zurück. „Gar nicht fortgewesen?" murmelte sie dabei nochmals.

„Wüßte nicht, wohin und wozu," versetzte Wilhelm trotzig. „Wie ich sagte, in der Backstube pressirte es, und was sollt' ich mich auf der Straße herumtreiben?"

„Wohin und wozu?“ — wiederholte die Meisterin. Sie legte sich an die Stuhllehne zurück, sie stemmte die Arm' in die Seite und starrte den Sohn an. „Wohin die da gingen und alle andern gingen und was alle thaten — dahin und dazu. Wann gehst du?“

„Ich? Wohin? Um mich als Soldat zu melden?“ fragte der Sohn mit anscheinender Verwunderung. „Das sagst du wohl nicht im Ernst. Ich als Meisterssohn und einziger Sohn bin frei vom Dienst. Wenn Andere meines Gleichen so dumm sind — nun gut, seien sie's, ich bin's nicht und habe gar keine Lust, mich in der bunten Jacke dressiren zu lassen. Und da die da,“ und er nickte nochmals gegen die finster aufschauenden Knechte, „doch alle davon wollen, wüßt' ich nicht, wie's ohne mich mit dem Geschäft werden sollte. Hast heut' gleich eine Probe davon, Mutter,“ schloß er und erhob seinen Teller. „Alles allein konnt' ich auch nicht schaffen, es sieht schlecht zu morgen aus. — Gib mir noch einen Teller Suppe, Mutter.“

Es war todtenstill in der Stube. Die Gesellen saßen wie erstarrt und guckten den „Meisterssohn“ ungläubig an; die Meisterin regte sich nicht und Lieschen rannen die Thränen leise über das gesenkte Gesichtchen.

Das währte freilich nur einen Augenblick, im nächsten zuckten alle sichtbar zusammen vor einem dumpfen, grollenden Laut und wandten die Augen zu dem bisher ganz vergessenen Vater. Der dicke Bäcker hatte seinen

Löffel auf den Teller gelegt und da er des mächtigen Bauchs wegen weit ab vom Tische saß, konnte man jetzt, wo er sich grade gerichtet, sehen, wie fest er seine Fäuste auf die gewaltigen Schenkel gestützt hielt. Sein Gesicht aber hatt' er dem Sohn zugewendet, der rechts neben ihm saß. Es war mit dunklem Purpur übergossen. Die Adern der Stirne strotzten, die ungepuderten, kurzgehaltenen grauen Haare standen gleichsam gesträubt von dem großen runden Kopfe ab, und in dem ganzen Gesicht, in den blutunterlaufenen Augen lag ein löwenartig grimmiger und finsterer Ausdruck. Er athmete schwer, und das war der Ton gewesen, der ihm aller Augen zugewandt, der jetzt auch Wilhelm ihn anblicken und erbleichen ließ.

Und jetzt hob der Alte, ohne sich sonst zu regen oder irgend ein Wort laut werden zu lassen, die rechte Faust vom Schenkel, nahm dem erstarrten Sohn den Teller aus der Hand und warf ihn unter den Tisch; dann faßte er das Besteck zusammen und ließ es dem Teller folgen, und darauf schob er den jungen Menschen vom Stuhl, daß derselbe sich kaum vor einem wirklichen Sturz retten konnte, hob den Arm gegen die Thür und sagte tief grollend: „marsch!" —

Es war nach dem Geklapper des Tellers und Bestecks wieder todtenstill umher, bis Wilhelm, der noch in der

Nähe seines Platzes stand, leichenblaß und mit bebender Stimme stammelte: „Aber Vater —"

Der Blick des Alten, seine Züge wurden schier noch grimmiger, sein Arm senkte sich nicht. „Marsch — wird's?" sagte er und nichts mehr.

„Vater!" stammelte Lieschen. — „Meister!" bat der älteste von den Knechten, der lahme Hans. — „Alter, er muß sich fügen, muß vernünftig werden," sprach die Meisterin, die gleichfalls sehr bleich geworden war und die Hände längst nicht mehr in die Seite gestemmt hielt. „Es ist dein einziger Sohn!"

„Der Meisterssohn — der feige, ehrvergessene Lump? 's ist nicht wahr, Alte, der gehört dem Hans Salband nicht. Marsch, sag' ich. Wird's?" Der Arm wies unverändert auf die Thür.

Da schien Wilhelm wie aus einem Traum zu erwachen. Er warf noch einen wilden Blick umher und stürzte ohne ein Wort hinaus. Die Thür fiel ins Schloß, die Meisterin, womöglich noch bleicher als vorhin, stand auf.

„Da geblieben!" grollte der Bäcker und sein Blick scheuchte die zitternde Frau auf ihren Stuhl augenblicklich zurück. „Lieschen, sieh nach, wo unser Essen bleibt. Ich muß aufs Rathhaus, es geht schon auf Eins."

Das Mädchen sprang auf und eilte hinaus und brachte mit der alten Magd die andern Speisen herein. Und die Mutter legte vor und sie aßen. Aber es sprach keiner eine

Silbe, es erhob keiner die Augen, und keiner ließ seinen Teller zum zweiten Mal füllen. Meister Salband that's auch nicht. — —

Nach Tisch, als der Meister wieder auf's Rathhaus, denn eher durfte sie's nicht wagen, ging die Meisterin in die Küche, wo die alte Magd jetzt das Geschirr spülte und abwusch. Es war nicht hell dort, denn wie in vielen solcher alten Häuser lag die Küche mitten im Hause und empfing ihr Licht nur durch die Thür und ein noch obendrein verstaubtes Fenster, welche beide auf den schon an sich dunklen Flur führten. In die Thür trat die Salband und fragte gedämpft: „wo ist er, Dore?"

Die Alte warf die sauberen Teller ins Brett und die Bestecke durcheinander, daß alles nur so klapperte. „Was weiß ich!" meinte sie dann grimmig. „Hinaufgeschossen ist er, ob schon wieder herunter, weiß ich nicht. Mir ist's Eins. Vor mir ist er sicher."

„Dore," sprach die Salband bekümmert, „verhärte dich nicht gegen ihn. Du hast ihn dazumal von wegen meiner eigenen Leibesschwachheit an die Brust nehmen müssen und mit mir aufgezogen — es sind nun fünfundzwanzig Jahr' —"

„Sechsundzwanzig zu Walpurgis," sagte Dore barsch.

„So wird's sein, Dore. Und du wolltest dich von ihm lossagen, weil er dich einmal grob angefahren, jetzt, wo der Meister ihn von Tisch und Haus jagt in die

Fremde hinaus, ins Elend, und der unbändige Mensch in seinem Grimm kein gut Wort für den Vater hat, keine Einsicht, keinen Verstand von seinem Unrecht? Soll er nun fortgehen, Dore, unser Einziger, den wir so durchgepflegt? Seine Brüder sind gestorben, ihn haben wir gehalten, du und ich — und nun soll er in seinem Trotz und Grimm verderben? Auf mich und dich hält er und gibt er was; wenn wir Beide ihm auch entstehen —"

Dore war längst weich geworden, in ihrem Leben hatte sie die strenge Frau noch nicht so reden hören, und lieben that sie ja den trotzigen Menschen, als dessen Amme sie ins Haus gekommen, von ganzem Herzen, so sehr sie sich zuweilen auch über ihn ärgerte. Schon ein paarmal war sie mit der Schürze nach den Augen gefahren; nun aber schluchzte sie dumpf auf und sprach: „ach Gott, Frau, gräme Sie sich nur nicht so. Unser Wilhelm ist wohl ein Unband aber doch auch wieder ein guter Mensch, und läßt sich zureden, wenn er nur nicht grade seine „Mucken" hat. Ich will ja von Herzen gern thun, was Sie mich heißt, mit ihm reden und ihm zusprechen. Denn ich seh's ja ein, so kann's nicht bleiben. Der Meister ist von Eisen und Stahl —"

„Das weiß unser Herrgott!" sagte die Salband seufzend und fuhr dann fort: „so will ich denn hinauf und ihn mürbe machen, und dann hinterher kommst du. Er muß seinem Vater nachgeben und den Schimpf darf er

uns nicht anthun, daß er allein daheim bleibt. Das ist's. Es wird so schon Künste kosten, den Alten wieder gut zu machen."

Die Frau hatte ihren Kummer ein wenig von sich abgeredet; der Dore Nachgiebigkeit trug auch ihr Theil dazu bei, da die Alte allerdings einen sehr großen Einfluß auf den trotzigen Sohn hatte. Sie wandte sich nun und begann die schmale Treppe hinaufzusteigen, welche sich hart neben der Küche aufwärts zu den oberen Räumen des Hauses, den großen Böden und Kammern der Kinder und Dienstleute zog. Leicht wurde ihr der Weg nicht, denn die Treppe war dunkel und steil, und die Stufen waren obendrein ausgetreten, so daß die schwere Frau des Geländers ernstlich bedurfte um vorwärts zu kommen. Aber auch sonst war ihr zu Muth, als sei sie noch nie im Leben einen so schweren Weg gegangen. Nachsichtig und sanftmüthig gegen die Ihren war die Meisterin nicht, und daß sie jemals zuerst nachgegeben und begütigt, war kaum vorgekommen. Und nun ging sie doch dem Sohne nach! Es war ihr Einziger. Gegen den Feind des Vaterlandes sollte er gehen, und wenn er da sich den Tod holte, so war das eben ein Opfer des Liebsten, was sie neben Mann und Tochter auf der Welt besaß. Solch Opfer mußte man bringen und wollte sie bringen. Aber daß er seine Familie und sich selber verunehrte, das durfte und konnte sie nicht leiden, und ebenso wenig, daß er vom Vater ver-

stoßen in der Fremde stürbe und verdürbe. Es war ihr Einziger! — Die Scene bei Tisch hatte sie bis ins Herz hinein getroffen.

Und nun stieg sie hinauf zu ihm, voll Kummer und Gram, voll Zürnen und verletztem Gefühl. Schenken konnte sie's ihm nicht, er mußte sein Unrecht einsehen, es abbitten und wieder gut machen. Und doch wollte sie ihn auch selber begütigen, ihn festhalten, den heftigen Trotzkopf, dem der Vater vor den Knechten solche Worte gesagt, den er so vom Tisch und aus dem Hause gewiesen! Wie sollte das werden?

Es war ihr nie im Leben ein Weg so schwer geworden als der die steile Treppe hinauf, meinte sie, und niemals hatte sie so viel Stufen gezählt. Sie mußte Halt machen und sich ans Geländer lehnen, um einmal voll auszuathmen, und dann stieg sie seufzend wieder weiter.

Nun war sie oben, unter dem Dach. Da war die Thür zu des Sohnes Giebelkammer, und sie war eingeklinkt. Die Meisterin stand davor und athmete noch einmal tief — gehört mußt' er ihren Schritt haben und auch erkannt. Er hätte ihr wohl entgegen kommen können! — Aber er that's nicht. — Die Mutter horchte an der Thür — es war hier oben überhaupt still, aber drinnen in der Kammer war's noch stiller, erschien es ihr, so, als sei seit Jahren kein Mensch hier gewesen, oder nur ein Todter, der läge darin; denn um den freilich ist die tiefste Stille.

Die Frau schauerte zusammen, es ging etwas wie ein jähes Entsetzen durch ihren festen, mächtigen Körper. Sie riß die Thür auf und sah sich im Stübchen um — es sah ordentlich darin aus und aufgeräumt, nur der Kleiderschrank des Sohnes stand geöffnet und schien leerer als es sein sollte. Und von dem Wilhelm selbst war nichts zu erblicken. — Und jetzt, dort auf dem Bett — die Mutter trat näher — ja, Gott weiß, da lagen die Scherben von der thönernen Sparbüchse, die hatte sie dem Wilhelm als Kind geschenkt und er hatte sie immer bewahrt und benützt und zuweilen mit ihrer Schwere geprahlt! — Das war ein sicheres Zeichen! — „Jesus Christus, er ist fort!" stammelte sie und setzte sich auf das Bett, denn sie fühlte sich schwindelig, und deckte die Hände auf das Gesicht im dumpfen, stummen Schmerz.

Als sie sich endlich wieder aufraffte und hinunter stieg, war ihr Schritt noch schwerer und ihre Füße trugen sie kaum. Es wollte ihr, sie wußte selbst nicht weßhalb, jenes Wort der Nachbarin Helm nicht aus dem Kopf: „soll ich nun auch meine Knaben zu Grabe tragen, mein Herzblut, ja selber sie dahin treiben?" — Sie ward das Wort nicht los! War's denn Sünde, was sie ihrem Sohn, dem einzigen, zugemuthet, und rächte es sich so und schon jetzt an ihr? — Sie wollte und sie konnte das nicht glauben. Für Gott, für den König, für das Vaterland und gegen d e n Feind — da konnte und durfte man nicht

mehr an sich denken, da war nichts zu kostbar, nichts zu heilig! —

„Er ist fort,“ sagte sie zu der Dore in der Küche, die danach wie eine Salzsäule stand, bis sich diese Starrheit in Heulen und Jammern, in Fluchen und Beten auflöste. — „Er ist fort,“ sagte sie zu ihrer Tochter, die still vor sich hinweinte. — „Er ist fort, Alter,“ sagte sie endlich halb scheu, halb anklagend Nachts beim Zubettgehen zu dem Gatten. — Und der Bäcker versetzte mit einem von neuem zornig aufleuchtenden Blick: „geh' er zum Teufel! Kann er mit uns nicht fertig werden, mag er's mit dem versuchen. Blas dich!“ — —

So froh, wenn auch sorgenvoll, die nächste Zeit für Stadt und Land war, in dem Bäckerhause an der Mönch- und Domstraßen-Ecke verging sie schwer genug. Keine Stunde war ohne Druck, keine ohne einen trüben oder bitteren Gedanken. Denn die Meisterin dachte des entwichenen Sohns nicht allein mit Trauer, sondern auch mit ernstem Zürnen.

Fort war er, wie und wohin, wußte niemand, denn Keiner hatte ihn aus dem Hause gehen sehen — er mußte die kurze Zeit benützt haben, während welcher auch Dore im Zimmer zu thun gehabt — und niemand war ihm irgendwo in der Stadt begegnet. Freilich achtete man an dem Tage grade nicht viel auf einen einzelnen, vorüber-

streichenden Menschen, und recht sich nach ihm erkundigen mochte und konnte die Mutter auch nicht. Der Meister durfte nichts von dergleichen erfahren, er war ganz gegen seine Gewohnheit noch immer fuchsteufelswild über den Jungen und wollte nicht einmal seinen Namen hören; mit jenem nächtlichen: „geh' er zum Teufel!" schien er das Conto des Sohns in seinem Herzen abgeschlossen zu haben. Aber auch sonst war es nicht nöthig, daß man weiter in der Stadt von diesem bösen Zerwürfniß vernahm und darauf durch Fragen noch extra aufmerksam gemacht wurde. Es wußten leider schon jetzt viel zu viele davon und quälten die Meisterin und ihre Tochter mit allerlei bedauernden, mißbilligenden Fragen; ja mehr noch als diese offenen Fragen peinigten die brave Frau die Blicke, welche sie alle auf sich gerichtet wähnte, und die Gedanken, die sie in den Köpfen argwöhnte. Der Hans Salband war nicht allein seiner ungewöhnlichen Dicke wegen ein bekannter und gewichtiger Mann; man sah in der Stadt auch sonst nach ihm und den Seinen, und daß nun der einzige Sohn dieses Hauses grade vor dem zurückgewichen war, was alle in dem vollen Herzen ergriff und fortriß, und daß er vom Vater verstoßen, ohne einen Begütigungsversuch davon gegangen — Gott weiß, die Meisterin hatte nie so oft und nie so bitter, nie so zornig in der Stille geweint wie in diesen Wochen, und sie empfand es wohl — diese Zeit mit ihrem Jammer und ihrer

Bitterkeit konnte sie dem Wilhelm, wenn er zurückkam, noch lange nicht wieder vergeben! —

Und es war leider Gotts hiemit noch nicht einmal genug, sondern gab auch noch von einer anderen Seite her Trauer, Verstimmung und Mißmuth im Hause, so daß selbst der dicke Bäcker einmal in seinem Verdruß merken ließ, es komme ihm gar nicht mehr wie das seine vor, in dem es bisher nichts gegeben als feste, ruhige Lebensgewohnheit und gesichertes Behagen.

Frau Helm, die alte kleine ängstliche Nachbarin war durch ihre Söhne nicht wieder begütigt worden, und daß ihr Zorn gar keinen Eindruck auf den Christian gemacht, daß ihr Bitten, Flehen und Vorstellen die beiden älteren Söhne nicht zurückzuhalten vermocht — Peter, der Jüngste war einstweilen seiner Jugend wegen noch zurückgewiesen worden — und daß sie nun in fortdauernder Angst und Noth um Wohlergehen und Leben der bereits im Felde Stehenden sein mußte, — das alles verbesserte ihre Laune nicht und führte sie den Nachbarn und alten Freunden nicht wieder zu. Sie ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß die Salband und ihre Tochter dem Christian noch obendrein zugeredet und ihn in den Krieg getrieben.

„Die Leute," sagte sie wohl giftig, „haben durch ihre Herzenshärtigkeit und ihre erbarmenslose Unmenschlichkeit recht sichtlich Gottes Strafgericht herausgefordert, und es

ist doch nur aus purem Hochmuth und gottloser Eitelkeit geschehen. Da sollte man's oben hören und sich verwundern, daß die Salband'schen ihren Einzigen in den Krieg schicken und ihre Knechte ausrüsten, daß die Tochter selber den Bräutigam davon jagt! — Mehr hat Keiner gethan als die Salband'schen, sollt' es heißen, so was giebt's in der Welt nur einmal! — Aber Gott läßt sich nicht spotten! Nun haben sie's. Ihren Sohn haben sie in Noth und Verderben gejagt — ich weiß es wohl, der Alte hat ihn selbst aus der Thür gestoßen, da er vernünftig und ehrbar bleiben und für seine Eltern sorgen wollte, wie es einem wackern Menschen und Bürger zukommt, der nach dem Seinen zu sehen hat und für den Krieg und Sieg die Soldaten sorgen läßt, die man mit seinem Gelde dafür bezahlt. Nun haben sie's, und unser lieber Herrgott mag geben, daß sie auch nicht uns mit in ihre Strafe ziehen, und daß nicht auch ich an meinem Christian heimgesucht werde. Dann würde das Lamentiren bei der Jungfer wohl nachkommen, und dann nützt's nichts, wenn sie sich auch die Augen ausweint. Dann ist's vorbei."

Ja gegen das arme Lieschen war die kleine Frau schier am allermeisten erbittert. Die hätt's nicht zugeben sollen, die hätt's vom Christian herausgebracht, daß er mehr an sie und sich und die Seinen als an das Ganze gedacht. Sie wies das Mädchen, das in seiner Sehnsucht nach dem fernen, in Gott weiß welchen Gefahren lebenden Schatz,

in seiner Kümmerniß um die häusliche Noth und den verschollenen Bruder, desto treuer und inniger sich ihr wieder zu nähern suchte, jetzt noch härter und bitterer zurück, als damals, wo der Sohn selbst ihr die Braut wieder zugeführt und eine Vermittelung versucht hatte. „Du und deine großmüthige Alte — ihr habt's ja so gewollt, nun nehmt's hin!" sprach sie voll Hohn und Zorn. „Aber das will ich dir doch sagen, und du sag's auch deiner Alten wieder: so den Christian ein Unglück trifft — und es trifft ihn, weiß ich, der Herrgott straft an ihm seinen Trotz und seine Unkindlichkeit! — da werde auch ich kein Erbarmen haben mit deinem Jammer, und dir und deiner Mutter schrei' ich das Unglück zu, vor Gott und Menschen!" —

Die Frau hatte sich so verbittert, daß man fast hätte glauben mögen, sie sehne ein Unglück für den Christian ordentlich herbei, nur um die Genugthuung zu haben, daß sie es so vorausgesagt, weil die Nachbarn es verschuldet. Und ob auch die ersten Kämpfe und Schlachten gut vorübergingen und die Söhne beide frisch und gesund blieben und guten Muths an Mutter und Braut schrieben, — wenn Lieschen immer von neuem und trotz aller Abweisung wieder zu ihr kam und voll Jubel einen solchen Brief vorlas und dann innig meinte: „sieht Sie wohl, Mutter, der liebe Gott ist ihnen und uns doch immer gnädig!" — da hatte sie niemals etwas anderes als ein

ungläubig Kopfschütteln und die herben Worte: „laß dir nur Zeit, es kommt schon!“ —

Mit seinem Bruder stand der Christian nicht bei dem gleichen Regiment; es waren ihrer zu viel gewesen, die sich aus Stadt und Umgegend zusammengefunden, um sie bei einander zu lassen. Statt dessen aber hatte er unter den Kameraden einen zu seinem Freund gemacht, zu seinem rechten Herzbruder, von dem wußte er nicht genug zu schreiben, wie brav und gut der sei, wie tapfer und bei allen beliebt. Sie seien Beide Unteroffiziere geworden, schrieb er nun, und für das Gefecht bey Haynau hatten Beide das Kreuz gekriegt. — „Was sagt Sie nun, Mutter?“ fragte Lieschen strahlenden Blicks, als sie dies voll Jubel der alten Helm vorgelesen. „Besser kann es ja gar nicht gehen!“ — Und da entgegnete die Nachbarin so bissig wie je: „daß mein Christian ein braver Kerl und sich nicht lumpen lassen würde, weiß ich gut genug. Er bleibt auch da nicht zurück, wie er hier nicht zurückgeblieben. Sonst aber — na wartet nur, es kommt schon! Ehe denn ich ihn wieder heil und lebendig hier in der Stube sehe, ist unsere Rechnung nicht geschlossen, Jungfer. Dann wird sich's weiter finden.“ — —

So war der Mai vergangen und die ersten Wochen des Juni waren auch bereits vorüber. Die Hoffnungen, die man in den früheren Monaten auf ein schönes, reiches Jahr gehegt, zeigten sich schon jetzt als vergebliche, denn

von Woche zu Woche fast kam der Regen immer reichlicher und häufiger, und wo ein paar warme Tage wirklich aufgingen, folgten ihnen alsbald wieder desto mehr kühle und unfreundliche. Und wie es nach außen stand, nicht viel anders war es so zu sagen im Innern der Menschen. Von den Hoffnungen des Februar und März wenigstens waren schon jetzt manche zu Grabe getragen, zumal in den Tagen, zu welchen wir in unserer kleinen Geschichte gelangt sind, wo fast jedermann bestürzt war über den Abschluß des Waffenstillstandes und fast niemand die von den Regierungen ausgehenden Erklärungen begriff, durch die versuchten Begütigungen auch wirklich begütigt wurde. Man fühlte den herben Argwohn auf sich lasten: sollte denn all das jubelvolle, ehrliche Streben, der unerhörte Aufschwung, das schon vergossene Blut wieder umsonst und nur dazu dagewesen sein, um endlich doch nur einen unhaltbaren elenden Frieden zu erhalten und keinen Ersatz, keine Rache für all das Vergangene? —

Einem glühend heißen, schwülen und schweren Morgen und Mittag war ein heftiges Gewitter gefolgt. Die Wetterwolken selbst waren bald genug vorübergerauscht, ihre Nachläufer aber bedeckten noch jetzt, gegen Abend, den ganzen Himmel und schatteten tief auf die Stadt herab, so daß es bei dem frühen Dunkel und dem fließenden Regen in den engen, winkelvollen, nassen Straßen

schier unheimlich war und noch unheimlicher fast in den schwülen dunklen Zimmern ihrer alten Häuser. Licht aber zündete man trotzdem in diesen längsten Tagen des Jahrs nicht an, — man würde darin bei den Reichen ebenso gut wie bei den Armen, eine sündliche Verschwendung gesehen haben. Und so hockte man denn im Dunkeln bei einander, abgespannt von dem heißen Tage und mit tiefen Zügen die kühle Luft einathmend, welche durch die geöffneten Fenster hereinstrich.

Der dicke Bäcker Salband hatte Rock, Weste und Halstuch abgelegt und saß blasend und stöhnend auf der Bank hinter dem Tisch. Auch die Meisterin hatte sich leichter gemacht, verschiedene Jacken und Tücher abgelegt und nur ein leichtes Tuch anstandshalber um die breiten Schultern geschlagen. Denn es war, wie gesagt, schon acht Uhr und darüber, und dunkel. Da kam kein Fremder mehr und wäre auch einer gekommen, er hätte kaum noch sehen können, was nicht schicklich. Und der Alte sagte jetzt zu seiner Tochter, die eben aus dem geöffneten Fenster schaute: „Mädel, was guckst? Laß das Fenster frei, sag' ich, daß die Luft herein kann. Blas dich, man erstickt!"

Der alte Herr sprach das in Absätzen und es war daher um desto verwunderlicher, daß Lieschen dem gerechtfertigten Wunsche des Vaters nicht sogleich nachkam. Sie blickte aber unverwandt auf die dämmernde Straße, in

den rieselnden Regen hinaus, bis sie jetzt mit einemmal das Köpfchen zurückzog, auffuhr, schlank und hoch, zu den Eltern umgewandt, und die Hände zusammenschlagend im gepreßten Tone sprach: „Vater, Mutter, — da kommt die Nachbarin mit dem Christian!“

„Du denkst eben an nichts als an deinen Christian,“ meinte Frau Salband mit gutmüthigem Spott, und der Alte ließ den Rauch seiner Tabakspfeife mit möglichster Ruhe aus seinem Munde fahren und sagte kaltblütig: „Brautaugen sind blind. Blas dich!“

„Nein — sie sind's!“ sagte Lieschen wieder in dem gleichen gepreßten, leisen und doch so ganz vernehmbaren Ton, und indem waren auch wirklich schon ein paar Leute am offnen Fenster und eine Stimme rief ein jubelvolles „Lieschen!“ herein, eine Stimme, die Frau Salband auffahren ließ und selbst den Bäcker mit einem verwunderten „Na nu?“ auf die Beine brachte. „Christian!“ versetzte das Mädchen jauchzend, und mehr brachte sie nicht heraus und hätt' auch gar nicht mehr sagen können, denn die Thür wurde schon aufgerissen, der junge Mann war schon da, hatte schon „grüß Gott, Vater, Mutter!“ gerufen und hielt nun die Kleine in den Armen und macht' es ihren Lippen ganz unmöglich, für's erste auch nur eine Silbe laut werden zu lassen.

„Blas dich!“ sagte Bäcker Salband im Tone der höchsten Verwunderung und aller ihm irgend möglichen

Freude, und wer diese Worte und ihren verschiedenartigen Klang häufiger vernehmen durfte, mußte nicht nur die Modulationsfähigkeit der Bäckerstimme bewundern, sondern obendrein den dicken Mann auch um einen Ausdruck beneiden, der ihm in jeder Lebenslage genügte und in seiner Kürze, Einfachheit und Bedeutung so ganz seiner Natur und Bequemlichkeit entsprach.

Er hatte sich übrigens schon wieder niedergesetzt, da er für das junge Paar einstweilen überflüssig war und die Begrüßung der Nachbarin und ihres zweiten Begleiters, welche noch an der offenen Thür standen, mit allem Fug seiner Frau überlassen konnte. Und Frau Salband sagte auch auf's herzlichste: „Kinder, so kommt doch herein! Helm'sche, nun wird Sie doch nicht mehr schmollen und grämeln wollen, da Sie Ihre beiden Jungen heil und gesünd vor sich hat, den Christian und den Moritz? Grüß' dich Gott vielmal, lieber Junge!" Und lachend fügte sie hinzu: „ei Dore, hab' ich doch gar nicht gewußt, daß du den Moritz lieb hast!"

Denn die alte Köchin stand freilich neben den Beiden an der Thür und klopfte und streichelte den Mann und schluchzte hörbar. Das alles war aber so rasch gegangen, wie dergleichen in Wirklichkeit sich zu folgen pflegt. Die Dichter brauchen Stunden, Leben und Wirklichkeit aber nur Sekunden.

Und als die Meisterin nun nochmals sagte: „so

kommt doch herein!" — da versetzte die kleine Helm noch immer in etwas bissigem Tone: „ohne den komm' ich nicht!" — und der da neben ihr stand und den Dore streichelte — man sah wirklich nichts mehr von ihm, als daß er ein wenig kleiner als der Christian und auch in Uniform war, was Beides auf den Moritz Helm paßte — der sprach nun mit bebender Stimme: „ja, darf ich denn, Mutter, Vater?"

„Wilhelm!" schrie die Mutter, und wie sie zum Sohne hingekommen, wie sie ihn in die Arme genommen und in die Stube gerissen, das wußte weder sie noch irgend ein Anderer von den Anwesenden. Aber es war so, und sie hielt ihn mit ihren mächtigen Armen, als wolle sie ihn nimmer loslassen, sie küßte ihn und lachte ihn an, und die Thränen flossen stromweise aus ihren Augen.

Lieschen hatte sich bei dem Klang der Bruderstimme von Christian losgerissen, und der Letztere hatte gesagt: „Das ist ja mein Herzbruder und treuer Kamerad, von dem ich nie mehr lasse. Und da ich auf Urlaub ging, mußt' er mit, obschon er nicht recht d'ran wollte. Aber ich hab' ihm gesagt, sein Vater und Mutter hielten beide Arme offen, da müsse er sich hineinwerfen."

Es ist sehr fraglich, ob von diesen Worten, selbst Frau Helm und Lieschen nicht ausgenommen, jemand etwas gehört. Sie hatten alle mit dem Wilhelm zu thun. Und der Bäcker war aufgestanden, hatte die Faust auf den

Tisch gestützt und sagte ein wenig kurz und barsch: „Licht!“

Und als das Licht von Dore hereingebracht war, guckte der Alte den Sohn, den die Mutter nun frei gelassen und der in voller Beleuchtung, richtig in der Uniform und auf der Brust das Kreuz, vor ihm stand, mit zwar noch ein wenig finsteren, aber doch nicht allzufesten Blicken an und fragte dann wieder kurz: „in der Montur, Meisterssohn? Schimpfirt dich's nicht?“

„Vater, du hast ein Recht zu zürnen,“ versetzte Wilhelm demüthig. „Ich bin ein großer Thor gewesen und ein schlechter, eigennütziger Mensch. Aber ich bin hart dafür gestraft worden, nicht von dir allein, sondern auch sonst. Als ich in grimmigem Trotz davonlief und hinauskam und alle eines Sinnes sah, die Reichen und die Armen, die Alten und die Jungen, da rührt' es sich schon in mir. Und da ich dann überall, wo ich trotzig von meinem Willen, zurückzubleiben, sprach, nicht allein Verwunderung, Tadel und Vorwürfe, sondern auch Spott, Hohn und Entrüstung über mich ergehen lassen mußte, da war's aus. Nach vierzehn Tagen schon war ich beim Regiment in D. und angemeldet, und jetzt thue ich alles, was möglich, um mein damalig Unrecht gut zu machen und Keinem nachzustehen.“

„Er spricht gut, hat Schulbildung, sie kostete mich

was," sprach der Bäcker herber als vorhin und mit bitterem Hohn. „Ist's wahr, Christian?"

„Es ist wahr, Vater," versetzte dieser ernst. „Euer Sohn ist der Bravste von uns allen und unser aller liebster Kamerad. Seht das Kreuz an, es kriegt's kein Unwürdiger."

„Da!" sagte der Bäcker; sein Körper bebte nicht, dieweil er gar zu standfest, aber seine Stimme war weich und schwankte. „Da!" sagte er und streckte dem Sohn die Hand über den Tisch hin entgegen, zog ihn unwiderstehlich herum und an sich, küßte ihn warm mit einem: „Willkommen daheim, Junge!" und fuhr dann ihn loslassend fort: „So, Alte, nun aufgetragen, Soldaten sind immer hungrig. Gib dem Wilhelm extra sein Besteck und den zweiten Teller Suppe, den er damals nicht gekriegt. Wein her! Unsere Jungen sollen leben!" —

„Nun, Mama Helm, soll ich noch immer auf Unheil warten?" fragte Lieschen, zwischen Weinen und Lachen schwankend.

„Wer weiß, Kind, Unglück schläft nicht!" entgegnete die alte Frau achselzuckend. „Aber es trägt sich leichter zusammen, merkt' ich. Wir wollen wieder gut Freund sein mit einander." —

Frau Helm's Sorge und Angst war umsonst. Sorgenvolle Stunden wurden diesen Menschen wie allen Damaligen noch manche; trauer- und gramvolle aber haben sie nicht mehr zu erleben gehabt.

Der Junker von Hohensee.

1. Bis Hohensee.

Im heißen Sommer des Jahres 1826 machte ich mit meiner Familie eine Reise zu den Eltern meiner Frau in unsre gemeinsame alte Heimat. Das Ländchen war vordem weit über hundert Jahre das Eigenthum eines Fürsten, dessen Stammländer ziemlich entfernt lagen, und kam erst zu Anfang unseres Jahrhunderts, bei dem damals herrschenden Länder- und Menschen-Schacher, an das Reich, welchem es jetzt angehört und, vermöge seiner Lage, freilich immer hätte zu eigen sein sollen. Das kleine Gebiet unterscheidet sich allerdings von den angrenzenden Strichen auf das auffälligste; denn während diese sich landeinwärts ziehen und zu den unfruchtbarsten und ärmsten Theilen des Reichs gehören, findet man diesseits des kleinen Flusses, der so viele Jahre lang die Grenze bildete, den fruchtbarsten Boden, die reichsten Wiesen, den schönsten Laubwald bis hart an den Seestrand. Denn es ist im Grunde nichts als ein Küstenland.

Meine Frau brachte ich bei ihren Eltern unter und machte selbst dann bald allein, bald mit einem meiner Kinder Ausflüge zu Verwandten und Bekannten, die mir im Ländchen zahlreich verstreut lebten. So war ich denn auch einmal mit meinem zweiten Mädchen bei einem alten Onkel jenseits des erwähnten Flusses gewesen und wurde mit seinem Gefährt bis in die kleine Stadt zurückbefördert, von der aus der Wagen eines „einheimischen" Vetters uns dann zu diesem führen sollte.

Das Fuhrwerk traf auch bald nach unserer Ankunft ein, allein der Tag war so heiß und die Morgenfahrt auf den Sandwegen hatte uns so erschöpft, daß meiner Kleinen nach dem Mittagsessen die Augen zufielen und auch ich mich nach Ruhe sehnte. Die vor uns liegende Strecke war nicht groß, es genügte völlig, wenn wir um vier Uhr aufbrachen, und ich gab daher uns Beiden nach und zog mich mit dem Kinde in ein Kabinet neben der Gaststube des Wirthshauses zurück. An Störung war zu dieser Stunde nicht zu denken — wer verkehrte hier jetzt? — und wir schliefen bei offenen Thüren auf das sorgloseste.

Ich hatte länger geschlafen, als ich gewollt, und fester als gewöhnlich, denn da ich erwachte, sah ich zu meiner Ueberraschung, daß die Uhr beinahe schon Drei, und empfand eine noch größere und unangenehmere, als ich meine Kleine nicht mehr an meiner Seite traf. Das trieb mich rasch empor; das Kind war sehr lebhaft, und wenn

es in dieser Sonnenglut auf die Straße hinausgesprungen war, mußte ich wohl besorgt werden, denn die Hitze war selbst für einen Erwachsenen fast betäubend. Im nächsten Augenblick hörte ich jedoch das feine Stimmchen, untermischt mit einem gewaltigen Baß, aus dem Speisesaal jauchzend herüberklingen, was mich indessen noch schneller vorwärts trieb. Ein schnelles Vertrautsein mit Fremden liebte ich keineswegs an meinen Kindern; Clara aber neigte trotz aller Mahnungen und Strafen dazu, und war nicht nur ein sehr lustiges, ja wildes, sondern auch ungewöhnlich hübsches Kind, das auch dadurch die Beachtung der Fremden herausforderte.

Ich trat verdrießlich in die Thür des Saals und wurde durch das, was ich erblickte, nicht freundlicher gestimmt. Auf einem Tisch des luftigen und kühlen Raumes stand der Kaffee für einen Herren und eine Dame. Die Letztere, eine Frau von etwa zwei bis dreiunddreißig Jahren, war in bequemer und einfacher, aber hübscher Reisetracht. Von ihrer Gestalt konnte ich, da sie saß, nicht viel sehn, sie schien indessen schlank zu sein; ihr Gesicht erschien trotz der gesunden Luftfarbe, überaus ansprechend, ja recht eigentlich schön, mit feinen und reinen Zügen und großen freundlichen Augen, umgeben von einfach geordnetem reichem, dunkelblondem Haar. Und dies alles machte einen noch günstigeren Eindruck auf mich, da ich die Dame bei meinem Eintritt zu dem Gebahren ihres

Begleiters grade, wenn auch mit Lächeln den Kopf schütteln sah. Denn dieser, ein großer und hagerer alter Mann mit grauem, militärisch kurz gehaltenem Haar und einem fast schon weißen, unermeßlich langen und dicken Schnurrbart, hatte meine Kleine auf dem Arm, ließ sie springen, daß die Röckchen flogen und lachte ebenso ausgelassen wie das aufgeregte Kind, das ihm keck und lustig in Haar und Bart griff, um sich bei den immer höheren Schwingungen festzuhalten.

Dies alles mißfiel mir auch um dessentwillen, weil es mir für Clara's Alter nicht mehr schicklich schien, und das Aeußere des alten Burschen war überdies nichts weniger als dazu geeignet, mich mit seinem Treiben zu versöhnen. Er trug einen kurzen grünen Rock, anschließende Beinkleider und Stulpenstiefeln, wie etwa ein Pächter oder Gutsbesitzer; sein Gesicht war von Pockennarben arg zerrissen, das eine Auge durch eine schwarze Binde verdeckt, das andere blitzend und funkelnd vor Lust. Und wenn ich dazu die lebhafte Röthe des ganzen Gesichts rechnete, so mußte ich wohl auf den Gedanken kommen, daß er vermuthlich durch einen tüchtigen Trunk noch mehr als gewöhnlich erregt sei. Ich hatte daher allen Grund, der Scene da vor mir sobald wie möglich ein Ende zu machen, und überlegte nur, wie ich es am besten anfangen möchte, denn mit Leuten dieses Schlags und in solcher Stimmung war, wie ich aus Erfahrung wußte, meistens bös Aus-

kommen. Um einen Zank war es mir aber nicht zu thun.

Das alles hatte, wie begreiflich, nur einen Augenblick gewährt, als er mich erschaute, mich launig, möcht' ich's heißen, anblinzelte, die Kleine niedersetzte und dann, die Daumen beider Hände in die Aermellöcher der Weste schiebend, sagte: „na, da ist ja Papa Langschläfer, Schätzchen. Spring' hin und wisch' ihm die Falten von der Stirn. Hoho, sieht der grämlich aus! Das kommt vom Nachmittagsschlaf her! Laßt's in Zukunft bleiben." — Ich hatte eine scharfe Antwort auf diese zum mindesten seltsame Anrede auf der Zunge, als die Dame mir zuvorkam. „Ich hab's dir oft genug gesagt, Onkel," sprach sie, „daß du es fast immer gleich ein wenig zu arg treibst. Es weiß nicht jedermann und jedermann sieht's dir auch nicht an, daß du ein solcher Kinderfreund und die beste Seele von der Welt bist. — Denn das ist er Beides, mein Herr," setzte sie gegen mich gewendet, lächelnd hinzu.

Er sah die Nichte, dann mich, dann das Kind, das zu mir gesprungen war, mit einem verblüfften und so komischen Ausdruck an, daß selbst ich kaum ernst bleiben konnte, und brach endlich in den Ausruf aus. „Na Donnersapperment, ich seh' doch am Ende auch wohl nicht wie ein Kinderfresser aus!" — Die Dame lächelte und zuckte die Achseln, er aber nahm keine Notiz davon, machte überhaupt kaum eine Pause, sondern kam mit ein paar

Schritten seiner langen Beine auf mich zu, guckte mir so fidel, wie es diesen Zügen irgend möglich sein mochte, in's Gesicht, ergriff und schüttelte meine Hand — das alles schier in einem Augenblick — und rief: „Na, mein Junge, glaubt der da nicht, sondern Euren eigenen Augen. Die werden Euch wohl sagen, daß ich ein guter alter Gesell bin und Eure Kleine schon so lieb habe wie alle solche kleine Dinger. Die Große da ist eine undankbare Kreatur. Ich hab' sie selber erzogen und sie zu einer ganz präsentablen Dame gemacht — die sollte mich bis auf's Blut vertreten."

Ich wußte nicht recht, sollte ich lachen oder mich ärgern über diesen wunderlichen Ton. Jeder Blick auf die Dame aber, welche, wenn auch einmal den Kopf schüttelnd, doch heiter und unbefangen blieb, mahnte mich, daß ich es mit dem Kauz da vor mir nicht zu streng nehmen dürfte. Wie sie erschien und sich gab, konnte sie unmöglich einen Mann ohne Herz und Bildung so vertraulich mit sich verkehren lassen. Es mußte hinter dem Alten mehr und besseres stecken als ich zuerst gedacht, und so murmelte ich denn etwas, wie man's bei solcher Veranlassung zu thun pflegt, wenn man sich zurückziehn will, und meinte, Clara an die Hand nehmend: so wollen wir Kaffee trinken und dann aufbrechen. Ich verbeugte mich grüßend — allein ich kam nicht los.

„Das ist ja Unsinn!" sagte er und legte mir die

Hand auf die Schulter, und er sprach die Worte mit solcher Ungezwungenheit in Stimme und Blick, daß es unmöglich war, über dieselben zu zürnen. „Wie wollt Ihr denn das Herzchen, die Cläre da, jetzt in die Backofenglut hinausnehmen? Mann, Ihr wißt noch gar nicht, was Kindern gut ist! — Also basta, hier geblieben, bis es kühler wird. In einer Stunde läßt sich weiter darüber reden. Wir bleiben auch deßhalb. — Spring' hinaus, Kindchen, und bestell' den Kaffee!" Und da die Kleine nach einem Blick auf mich der Weisung folgte, setzte er eigenthümlich milde hinzu: „das thut Ihr mir nicht an, den lieben kleinen Blondkopf mit Euch fort in's andere Zimmer zu nehmen. Laßt uns zusammensitzen und plaudern, Freund." Dagegen war nichts zu thun und nach wenigen weiteren Worten saß ich richtig dem noch eben so verdrießlich angeschauten Alten gegenüber am Tisch.

Wir tranken unsern Kaffee, rauchten unsre Pfeifen — Cigarren sah man damals dort zu Lande noch so gut wie nie — redeten über das Wetter und die Aussichten für die nahe Ernte, und nach einer Weile wandte der Alte, der seither mehr mit dem Kinde beschäftigt, sich plötzlich wieder zu mir und meinte: „Hört' mal, Freund, Ihr seht mir verwettert bekannt aus. Ihr müßt ein Landeskind sein?" — „Das bin ich auch," erwiderte ich ergötzt, „und zwar ein rechtes. Meines Wissens sind die Mühl seit unvordenklicher Zeit im Lande ansässig." — „Mühl?"

fragte er und guckte mich noch aufmerksamer an. „Ei, ich kannte Einen des Namens, den ersten Ehrenmann weit und breit, und er war dazumal — 's ist schon ein wenig lange her — Prediger in Liebenhagen." — „Das dürfte mein Vater gewesen sein," versetzte ich interessirt. „Er war dort, bis er in die Stadt versetzt wurde."

Da bot er mir seine mächtige Hand über den Tisch hin, das große graue Auge blickte freundlich auf mich und er sagte: „Schlagt ein, Freund! Lieberes hätte mir nichts passiren können als dies Begegnen mit einem Stück von meinem alten braven Magister — nach solcher Zeit! Denn es sind über vierunddreißig Jahre, seit ich zuletzt bei ihm war. Nachher ging ich außer Landes, und da ich zurückkam, war er schon in der Stadt, wo ich selten hinkomme. — Vierunddreißig Jahr'! Ihr werdet damals kaum auf der Welt gewesen sein?" — „Vielleicht eben geboren," schob ich ein. „Ich bin wenigstens aus dem Jahre einundneunzig." — „Ei, seh' einmal ein Menschenkind an!" rief er und schüttelte meine Hand, daß sie fast aus dem Gelenk ging, „da sind wir ja alte Bekannte, Schatz! Denn seht, es war damals September, und da der Alte mich auf den Hof hinaus und zu meinem Pferde begleitete, begegnete uns ein Mädchen mit einem kleinen Schreihalse auf dem Arm, den ich vergeblich zu beruhigen suchte. Das waret also Ihr. — Und nun meine ich fast," setzte er blinzelnd hinzu, „Ihr seid der, von dem sie mir

neulich in der Stadt sagten, daß er anno 13 ins Preußische gegangen und hernach dort geblieben sei, als — Auditeur oder so was?" — „Richtig!" erwiderte ich immer belustigter. Es war etwas Unwiderstehliches in seiner Weise.

Mittlerweile war meine Kleine, nachdem sie ihren Kaffee getrunken, mit ihrer gewöhnlichen Unruhe davon geflattert; die Dame, welche uns so tief in unserem Gespräch bemerkte, hatte sich von ihr fortziehen lassen, und wir waren jetzt allein im Gemach. Auf meine letzte Zustimmung meinte er nun: „Na, darum auch! So erklärt sich das Ausländische, das Euch schon gefärbt hat, Schatz!" Und damit ging er zu weiteren, sehr offenen und ungenirten Fragen nach meinem Ergehn, meiner Stellung, meinen Verhältnissen und dergleichen über, die ich ihm ebenso unumwunden beantwortete. Von Ausweichen, wiederhole ich, war ihm gegenüber keine Rede. Im Gegentheil, ich gab ihm willig jede Auskunft, als ob ich's ihm schuldig sei. Was er von meinem Vater gesagt und wie er das geredet, hatte mich bestochen.

Da fragte er mich auch nach meiner Frau, und kaum hatte ich ihren Familiennamen genannt, so packte er wieder meine Hand, nahm die Pfeife aus dem Munde und rief: „Ei tausendsapperment, Junge, da sind wir ja noch obend'rein richtige Vettern! Davon hab' ich nichts geahnt, wir sind mit der Familie leider schon längst außer

Verkehr und erfahren nichts von ihr. Schade, schade! 's waren nette Leute, die ich vordem von ihnen kannte! Meine Schuld ist's nicht, daß wir von einander geblieben. Aber freilich, zu den Erdwinkeln, wo die und wir hausen, kommt man so leicht nicht."

Damit wurde mir das Ding denn doch etwas zu kraus; ich hatte keine Ahnung, wer der Alte da vor mir, der sich plötzlich mir so nah stellte, sein möchte, und indem ich unwillkürlich in seine, mir sonst nicht geläufige Weise verfiel, sagte ich: „nun aber, zum Kukuk — wer und was seid Ihr selbst denn endlich, Herr —?" — „Ja so!" meinte er lebhaft und mit einer unbeschreiblichen Kopfbewegung, „das wißt Ihr ja auch noch nicht! Na, ich bin mancherlei und führe auch mancherlei Namen; für gewöhnlich passire ich hierzulande unter dem General-Titel: ‚der Junker von Hohensee.' — Ihr werdet von dem alten Burschen wohl schon gehört haben, Schatz, nicht?"

Das hatte ich freilich oft genug, früher und später, von meinem Vater, in der Familie meiner Frau, von Freunden und Bekannten, kurz überall. Und da er sich nannte, wußte ich wenigstens auch sogleich, daß er allerdings ‚allerlei' sei und allerlei Titel habe. Er war einer der reichsten Grundbesitzer des Ländchens; er hatte noch von der frühern Zeit her den Titel Kammerjunker; er war Johanniter-Ritter, hatte in der preußischen Armee gedient und als Oberst oder dergleichen seinen Abschied genom-

men, war endlich vor allen Dingen ein wunderlicher, eigensinniger und doch auch liebenswürdiger Mann, ein Original ersten Ranges, von dem hundert und aberhundert wilde, lustige, seltsame, barocke, gutmüthige Streiche und Züge erzählt wurden, — kurz, ein Mensch, von dem Viele behaupteten, man müsse ihm stets drei Schritt vom Leibe bleiben, und den Andere, darunter früher mein Vater, das treuste, ehrlichste, wackerste Herz im Lande hießen. — Genaueres hatte ich, wie es so zu gehn pflegt, über ihn und sein Leben nicht erfahren; man begnügte sich eben gewöhnlich mit der Erwähnung dieses oder jenes Streiches, ohne von dem Urheber desselben mehr zu reden als nöthig. Das war also in der Ordnung; seltsam jedoch blieb es, daß ich ihm bisher noch niemals begegnet war, ihn meines Wissens noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehn hatte. Ich war vordem gewissermaßen ein ebenso großer „Landstreicher" gewesen, wie er Zeit seines Lebens. Freilich, in die Städte, wo ich daheim, kam er nach seiner Angabe schon seit vielen Jahren so gut wie gar nicht mehr, ebenso wenig in jene Gegenden des Landes, wo die meisten meiner Verwandten ansäßig waren. Und so mußte nach seinem Ausdruck: „erst extra Euer Nachmittagsschlaf und Eure Alteration über meine Kinderfresserei uns hier einander in die Arme führen."

Er ließ es sich jetzt nicht nehmen, die Nichte aus dem

Hinterfenster mit gewaltiger Stimme vom Garten herbeizurufen, um mich ihr als ‚Vetter‘ vorzustellen. Und als sie mit meiner Kleinen seinem Rufe folgte und herein kam, vollzog er diese Vorstellung in einer gewissen lustig-ceremoniösen Weise, so daß die Dame — sie nannte sich Frau von Brederloo — mir von ganzem Herzen lachend und freundlich die Hand zum Willkommen bot. Sie kannte sogar meine Frau persönlich, da sie einmal als ganz junges Mädchen mit ihr auf einem Feste bei gemeinsamen Verwandten zusammengetroffen war, und trug mir nun die freundlichsten Grüße an dieselbe auf. Zu weiteren Gesprächen fand sich keine Zeit mehr, denn mein Kutscher war zu der von mir bestimmten Stunde vorgefahren und wartete, und der Hausknecht kam herein, unser Gepäck hinaus zu holen.

Der Junker nahm noch einmal meine Kleine auf den Arm und küßte sie, darauf trat er zu mir und ergriff meine Hand. „Ich will Euch was sagen, Menschenkind,“ redete er dazu, „heut will ich Euch nicht aufhalten, da Ihr noch einen weiten Weg durch die Waldungen vor Euch habt. Wiedersehn muß ich Euch aber. Die paar Julitage und den halben August geb' ich Euch noch frei, dann aber erwarte ich Euch in Hohensee, und der Teufel soll mich holen, wenn ich Euch, wo Ihr Ausflüchte macht, nicht mit Gewalt zu mir herüber transportire. Haben muß ich Euch. Eure Frau kann ich nicht einladen, es ist

Junggesellen-Wirthschaft in dem alten Nest. Aber Ihr kommt und bringt auch die Cläre mit. Wir wollen sie schon beschäftigen. Versteh's noch von damals her, als ich die Eugenie dort aufzog. — Wir wollen von Eurem Alten, meinem lieben Magister, plaudern. Nun? He? Wie ist's?"

„Das alles ist freundlich und lockend genug," versetzte ich, halb ergötzt, halb bewegt; „und wenn ich von den Meinen loskommen kann —." — „Ach dummes Zeug!" unterbrach er mich. „Ihr seid ja Jahr aus und ein mit ihnen zusammen und werdet einem alten Menschen zu Liebe wohl einmal vierzehn Tage ohne sie existiren können. Also abgemacht! Und nun zu Wagen — er wartet! Adieu, mein kleines Herzblatt!" Und da wir hinaus gegangen und aufgesessen waren und die Pferde anzogen, rief er mir noch einmal zu: „in drei Wochen also!"

Der Wagen war schon in Bewegung; ich wandte mich und schaute und grüßte lachend zu ihm zurück. Er stand vor der Thür, die Pfeife im Munde, die Daumen in den Aermellöchern der Weste, die Beine gespreizt, die hagere lange Gestalt bequem zusammen gesunken, und nickte mir jetzt freundlich zu. Dann drehte er sich plötzlich um und war mit einem Schritt im Hause verschwunden. — Es war mir halb lustig, halb nachdenklich zu Muth. Was hatte er, was wollte er von mir? Oder

war dies nur seine gewöhnliche Weise bei Anknüpfung neuer Bekanntschaften? —

Mein Vetter, der Prediger, wohnte zwar in einem Dorf, dem ein paar Güter des „Junkers‘ benachbart waren, bekümmerte sich aber wenig um ein solches „Weltkind" und war auch noch nicht lange genug an seiner jetzigen Stelle um von der Vergangenheit des Alten etwas Besonderes zu wissen. Ueberhaupt erfuhr ich hier auch von Anderen wenig Neues über ihn, ich mochte wohl nicht an die rechten Leute kommen. Nur erzählte man mir, daß er in früher Jugend ein paar Jahre bei den Preußen gedient habe — das war dazumal etwas durchaus Gewöhnliches bei den jüngeren Sprossen der hiesigen Adelsfamilien — dann ausgetreten und auf Reisen gegangen sei, bis er nach dem Tode des Vaters und seines älteren Bruders die Güter übernehmen mußte. 1813 nahm er wieder Dienste — er haßte die Franzosen grimmig und hatte gelegentlich mit den bei ihm Einquartierten schlimme Scenen gehabt — avancirte bei dem Mangel an gedienten Officieren rasch, kam jedoch schon 1814 wieder nach Hause, fluchte seitdem auf alles Militärwesen und konnte grob werden, wenn man ihn an seine eigene Dienstzeit erinnerte oder gar „Oberst" titulirte. Seine Nichte hatte er an seinen früheren Adjutanten verheirathet und das Paar auf eins seiner Güter gesetzt, das nicht fern von Hohensee selber lag. Die jungen Leute waren in

der Umgegend bei Hoch und Gering gleich beliebt, was sie meinem gegenwärtigen Berichterstatter dem ‚Junker‘ selbst nicht nachrühmen wollten.

Als ich nach einigen weiteren Tagen zu den Meinen zurückkehrte und von dem Begegniß mit dem ‚Junker‘ und seiner Einladung erzählte, nach ihm fragte, seine Lebensumstände erkundete, mußte mir an meinen Schwiegereltern alsbald eine gewisse Zurückhaltung bemerkbar werden. Von „Abneigung“ war keine Rede, im Gegentheil schien man des alten Verwandten sich ganz freundlich zu erinnern; man trieb mich an seiner Einladung zu folgen: ich werde in ihm einen zwar wunderlichen, aber auch interessanten und in gewisser Beziehung bedeutenden Menschen finden und in Hohensee und seiner Umgebung den hübschesten Punkt des ganzen Ländchens kennen lernen. — Er hatte diese Besitzung selber einen „Erdwinkel“ genannt, und das ist sie, da sie auf drei Seiten von der See eingeschlossen wird und fernab von allen Städten liegt. — Meine Schwiegermutter war vor langen Jahren einmal mit ihren Eltern dort gewesen und wußte die Lage des Hauses und die Umgegend gar nicht anmuthig genug zu schildern.

Ueber dies alles sprach man ganz unbefangen, so wie dagegen das Gespräch weiterging und auf die Familie Hohensee oder gar auf die Lebensverhältnisse des ‚Junkers‘ — er hieß Felix — selber kam, wich man aus. Das

wurde mir halb langweilig, halb bedenklich, da ich doch entschlossen war, zu dem alten Kauze hinzugehn und vierzehn Tage mit ihm zu leben, und endlich fragte ich einmal meine Schwiegermutter, als ich bei dem gewöhnlichen Abendspaziergang allein an ihrer Seite war, gradezu nach diesen Zuständen. „Ich muß ja aus eurem Wesen, Reden und Schweigen Gott weiß was alles argwöhnen," sagte ich zum Schluß.

„Das sollen Sie nicht, Mühl," versetzte sie ernst, „denn es liegt nichts Böses vor, sondern nur viel Trauriges, von dem jedoch mein Mann und ich selber nur wenig Genaues wissen und daher auch nicht gern davon reden. Wir haben nie viel Verkehr mit den Hohensee's gehabt, einestheils weil wir so weit von einander wohnen, und anderntheils weil meine Eltern mit dem alten Paare, oder vielmehr mit Felix' Mutter, sich nicht zum besten standen. Nachher kam dann das Trübe dazu — was uns aber nicht weiter auseinander brachte, lieber Mühl, sondern nur den armen Felix tief berührte und für lange Zeit zu einem menschenscheuen Einsiedler machte, so daß der Verkehr mit allen übrigen Verwandten ebenso wie mit uns ganz zu Ende ging. — Das ist alles, und ich kann um so weniger davon reden, da dergleichen das alleinige Eigenthum desjenigen ist, der davon betroffen wurde. Was sonst noch von ihm gesagt wurde, ist eine nichtswürdige Lüge. Da wir aber ein-

mal darauf zu reden kommen, will ich Ihnen das Nothwendige mittheilen. Sie könnten's sonst einmal von anderer feindlicher Seite hören und dadurch irre werden.

„Sein älterer Bruder nämlich, Julius, Eugeniens Vater, kam auf der Jagd zu Schaden, starb einige Tage darauf an der Verwundung, und obgleich er zuvor noch deutlich genug den unglücklichen Zufall beschrieb, der ihn das Leben gekostet, schob man seinen Tod doch hie und da dem Felix zu. Diese abscheuliche Lüge wurde später von Einigen zwar heimlich, aber mit noch größerem Nachdruck wieder aufgewärmt, als ein paar Jahre darauf des Verstorbenen Sohn, der Majoratsherr, Soldat wurde und bei Aspern gegen die Franzosen fiel, so daß der Besitz nun an Felix kam. Ich will ihn nicht ganz frei sprechen," schloß sie bewegt. „Bei der Stellung des jungen Menschen und jenem schändlichen Gerücht, das er sicher gekannt, hätte Felix den Neffen um alles in der Welt nicht fort lassen sollen. Allein wer weiß, wie das alles gekommen! Die Hohensee galten von jeher für furchtbare Starrköpfe, und daß er, mein Vetter, den Knaben mit Gewalt in den Dienst gebracht, um ihn los zu werden, ist eine noch nichtswürdigere Lüge als alles Andere. Was hätte er auch davon gehabt, da er unverheirathet blieb? Er hat im Gegentheil an den beiden Kindern seines Bruders wie der zärtlichste Vater gehandelt

und es durchgesetzt, daß Eugeniens ältester Sohn die Besitzungen erbt. — Das ist alles, lieber Mühl.“ —

Ich wußte nichts darauf zu erwidern, aber ich war entschlossener als je nach Hohensee zu gehn und den Alten kennen zu lernen, und nachdem einige Tage darauf ein Mahnschreiben von ihm angelangt war, antwortete ich, daß ich kommen werde und reiste am 14. August ab, um rechtzeitig am fünfzehnten bei ihm zu sein. Denn bei den schweren Wegen ließ die Strecke sich in einem Tage nicht zurücklegen.

Versprochenermaßen stand am nächsten Morgen in der Stadt vor der Post sein Fuhrwerk schon parat, ein leichter Jagdwagen mit zwei prachtvollen Schimmeln bespannt, und der Knecht auf dem Vordersitz trieb mich zum raschen Aufsitzen. „Die Bestien sind heut schier des Teufels und kaum zu halten,“ meinte er. — Ich warf mein Gepäck hinauf und stieg schnell ein, denn die Pferde waren sichtbar sehr unruhig.

„Weßhalb nahmt Ihr denn aber keine ruhigeren Thiere,“ fragte ich.

„Ja was!“ entgegnete er grollend; „der ‚Junker‘ sagt's uns nicht, warum er dies will und das nicht. — Fort, ihr Racker, nun lauft euch aus!“

Und damit ging's wie im Sturm davon, und erst nach einer guten Stunde waren die Thiere im schweren Wege geduldig genug geworden, um langsamer zu gehn und

mir einen Umblick in der mir völlig unbekannten Gegend möglich zu machen.

Wir fuhren durch einen stark gelichteten Wald; zwischen jungem Nachwuchs, über einer üppigen Vegetation aller möglichen Büsche, Ranken und Kräuter erhoben sich nur noch vereinzelt stehende alte knorrige Eichen und schlanke Buchen. Bei der Nähe der See und den staublosen Geländen stand alles in einem fast noch frischen Grün und schwamm bei den überall ein- und durchdringenden glänzenden Sonnenstrahlen in einem Licht, welches man wirklich nur grün-goldig nennen kann. Links war die Ausdehnung des Waldes nicht bedeutend. Zwischen den Stämmen wurde die See sichtbar, und ein prächtig kühler, elastischer Wind strich von ihr zu uns in den heißen Waldweg herüber.

Nach dem Walde kamen weite Wiesen. Rechts zog sich der dichter und dichter werdende Wald weiter; links breitete sich die See, weit hin blitzend und wogend aus, am Strande erhoben sich leichte Dünen, die nach und nach höher anschwellend in einiger Entfernung in einen wirklichen, reich bewaldeten Hügel ausliefen, der sich wie ein kleines Vorgebirge ins Meer hinausschob. Das Bild war reizend in seiner unentweihten, schier jungfräulichen Frische und Stille. Von den Menschen und ihren Werken war weit und breit nichts zu sehn.

Inzwischen hob sich das Terrain ein wenig, der Weg

wurde fester und die Pferde gingen so rasch vorwärts, daß wir in kurzer Zeit die rechts vorspringende Waldecke erreichten und umkreisten. Fast unmittelbar hinter ihr fuhren wir in das Dorf hinein, dessen Häuser sich reinlich und gut erhalten, aber schlicht und einfach wie allerwärts, an der Straße entlang zogen. Es wurde nur ein größeres Gehöft sichtbar, der Krug, an den sich ein ungewöhnlich ausgedehnter und hübsch angelegter Garten schloß. Hinter demselben öffnete sich plötzlich, nach rechts im rechten Winkel abbrechend, eine Allee von alten Buchen, vier Reihen, in der Mitte die Fahrstraße, zu beiden Seiten schmalere Reit- oder Fußwege, schlanke alte Stämme mit schattigen Kronen, eine gute Viertelstunde weit Stamm an Stamm, einer wie der andere, eine wahre Pracht, sag' ich euch. Die Bäume waren vermuthlich so alt, wie die in dem dort hinten sichtbar werdenden Hause ansäßige Familie und augenscheinlich der Gegenstand ihrer unausgesetzten Pflege und Freude. Denn es fehlte nicht ein Stamm und nicht einer kränkelte.

Dann kam ein langes, einfaches Staket, ein weiter Hof und im Hintergrunde das Wohnhaus, bei dem man jedoch an nichts Besonderes oder gar Prächtiges zu denken hat. Es war nichts als ein vielleicht geräumiges, aber niedriges Gebäude, ein Parterre und nichts mehr, mit einem alten dunklen Strohdach. Die Fenster zeigten ziemlich große und helle Scheiben, im übrigen war von

Wohlhabenheit oder Reichthum keine Spur zu entdecken, und zum einzigen Schmuck mußten die alten Bäume dienen, welche an der Vorderfront entlang stehend ein paar Bänke beschatteten, während andere, noch höhere und dichtere Kronen hinter dem Hause, weit über das Dach emporragend sichtbar wurden.

Es war grade Mittag. Die Klapper rief die Hofleute zum Essen, und als wir den Rasenplatz in der Mitte des Hofes umkreisten, trat der Alte mit einem Diener in die Thür und rief mir schon von ferne zu: „na, wollt's Euch auch nicht gerathen haben, daß Ihr mich im Stich gelassen, Junge!" Und kaum war ich vom Wagen gesprungen, so packte, schüttelte und küßte er mich auf beide Wangen und setzte jovial hinzu: „Zu Tisch, zu Tisch! Die Suppe wartet und mich hungert; weßhalb kommt Ihr auch so spät!" — Er ließ auch nicht nach, bis ich rasch abgelegt hatte, ihm folgte und in der That, fünf Minuten später, schon den beiden Wirthschaftern als Vetter vorgestellt war und am Eßtisch saß. — Das war die Entrée meines Besuchs bei ihm. —

Die Hohensee gehörten, wie bemerkt, zu den reichsten Grundbesitzern des Landes, an und in ihrem Wohn- und Stammhause wurde davon jedoch, um auch das zu wiederholen, nichts sichtbar. Es war geräumig, aber innen so schlicht und einfach, wie außen, und eben so zeigte sich

auch das Mobiliar, solid und ausreichend, aber weder schön und reich, noch im Ueberfluß vorhanden und vor allen Dingen nichts weniger als neu. Im Gegentheil, fast alles, was man sah, stammte aus vergangenen Zeiten und ließ deutlich erkennen, wie bescheiden man selbst in den wohlhabendsten Familien dazumal gedacht und gelebt. Der Reichthum barg sich schier schamhaft in unscheinbaren Kästen und Schränken und kam, wie das wahrhaft fürstliche Silberzeug, selten oder nie an's Tageslicht. Die Waffensammlung, eine der schönsten, die ich je gesehen, zeigte der Alte mir erst, nachdem wir schon Jahr und Tag mit einander bekannt. Er hatte sie gleichfalls in Schränken, weil er sogenannte Trophäen an den Wänden für eine knabenhafte Spielerei erklärte, bei der die feineren Stücke nach und nach nur zu Grunde gingen. — Seine Bibliothek endlich, die außerordentlich einfach aufgestellt und sehr unscheinbar war, bei genauerer Ansicht aber überraschend viel Werthvolles enthielt, fand sich seltsamer Weise in des Alten Schlafzimmer, nur für ihn selbst und besonders Begünstigte zugänglich. Ein Schrank mit Unterhaltungslectüre stand im Wohnzimmer für die Gäste bereit.

Eben so einfach war auch die Umgebung des Hauses, der Wirthschaftshof, die Wirthschaft selbst. Was da war, zeigte sich solid und brauchbar, der Viehstand musterhaft, die Pferde prachtvoll; Maschinen jedoch und überhaupt

Neuerungen ließen sich nirgends bemerken. Der „Junker“ liebte dergleichen nicht und erklärte sich für zu alt, um noch viele Proben zu machen. „Die nach mir müssen auch etwas zu thun haben,“ sagte er wohl. — Der Garten hatte zwar noch einige Partieen im alten Hecken- und Berceaustil, war jedoch bei weitem mehr Nutz- als Ziergarten. Rückwärts stieß er an den Wald, durch den einige breitere und schmälere Wege gehauen waren, und wenn man dem einen der erstern folgte, gelangte man in zehn Minuten zu dem sogenannten, „schwarzen See“, der, vom Waldesschatten stets dunkel gefärbt, innerhalb eines nur auf einer schmalen Stelle geöffneten, fast zirkelrunden hohen grünen Walles ausgebreitet war. Dahin richteten sich häufig die Spaziergänge der im Hause anwesenden Gesellschaft.

Die Bewohner desselben bestanden außer den Dienstleuten — Dienerschaft zu sagen, wäre viel zu vornehm, es gab nur einen alten Burschen, der bei Gelegenheiten Livrée trug — allein aus dem Junker selbst, den beiden Wirthschaftern und der alten „Mamsel“, das ist: Wirthschafterin. Dazu kamen nun aber oft genug die Familie der nahewohnenden Nichte, und ein paar Mal im Jahr sämmtliche Kinder und Kindeskinder der beiden verstorbenen Schwestern des Alten, des letzten Mannes mit seinem Namen. Dann war das Haus voll Lärm und Heiterkeit, und alles fühlte sich so wohl, wie nirgends

anderwärts. Der „Junker“ wußte es aller Welt behaglich zu machen, aber Alt und Jung hing auch mit sichtbarer Liebe an ihm, und die Kinder und zumal die heranwachsenden Mädchen waren ihm mit wahrer Schwärmerei zugethan. Wie er mit diesen zu verkehren verstand, wie er sich mit der jungen fröhlichen Schaar neckte und „verzog“, mit ihr scherzte und plauderte, Gesellschaftsspiele spielte oder gar einmal tanzte, wie er sie reiten und mit der Pistole schießen lehrte — das hatte selbst für uns Zuschauer einen unbeschreiblichen Reiz, und man begriff leicht, daß und in welchem Umfange ihm Jedermann zu eigen werden mußte.

Denn das geschah, obgleich schwerlich Jemand anzugeben vermocht haben würde, worin diese eigenthümliche Anziehungskraft eigentlich bestand. Ich fand ihn stets lebhaft, ja heftig und wild, fast immer rührig und beweglich und doch auch wieder eigenthümlich bequem und nachlässig, sorglos und zuweilen rücksichtslos, überhaupt das, was man nach unserer charmanten Gesellschaft-Terminologie „façonlos“ heißt. Dadurch stieß er bei Un- oder Halbbekannten vielfach an, kümmerte sich aber wenig darum und fragte ebensowenig darnach, wenn er selber einmal wieder gestoßen wurde. „Wie ich dir, so du mir,“ sagte er wohl einmal lachend bei solcher Gelegenheit; „das ist billig.“

Kam man ihm freilich näher, und das gelang schon

hin und wider Jemand, so fand man Anziehendes und Fesselndes genug. Er war ein Mann von reicher Erfahrung, von hoher Bildung und einem ausgebreiteten Wissen. Es gab in seinem Kopfe mancherlei, was man nicht im Traume darin gesucht hätte, und da er ein Mensch von gesundem Verstande, von durchdringendem Geiste und einer Energie war, die ihn alles beenden ließ, was er schaffend oder lernend einmal begonnen, so hatte er sich in mehr als einem Fach nicht nur Kenntnisse erworben, sondern sich auch zu einer Höhe und Klarheit der Anschauung durchgearbeitet, wie man sie bei den Leuten vom Fach bekanntlich häufig genug vergeblich sucht. Leider blieb das alles aber gewissermaßen unfruchtbar, wenigstens für Andere. Denn er kam höchstens nur gelegentlich einmal mit diesen Schätzen zu Platze. Prahlerei und Prunksucht fand man an ihm selbst so wenig, wie in seinem Hause.

Ueberhaupt sprach er von sich, von seiner Familie selten und niemals mehr, als was gerade absolut nothwendig war. Und um das hier anzuführen, der „Junker von Hohensee" hatte zwar ein ernstes Gefühl vor seinem Range und Stande und, wo dazu Veranlassung, auch ein wahrhaft stolzes Selbstbewußtsein; allein von dem, was man Adelsstolz heißt, was man in einem „Junker" zu suchen und als „Junkerthum" zu bezeichnen pflegt, habe ich trotz meines langen und intimen Umgangs nie auch

nur eine Spur gefunden. Er legte im Ganzen wenig Werth auf seinen Adel und die Reinheit seines Stammbaums; ich, der ich nicht einmal aus einem patricischen Geschlecht stamme, war ihm als „Vetter“ eben so lieb und gültig, wie einer der adeligen Verwandten. „In unserer Zeit,“ pflegte er zu sagen, „begründet nur noch die Bildung die Ebenbürtigkeit, und wer es anders will, ist ein Thor.“ — Herab sah er nur auf diejenigen, welche etwa aus Geldstolz und Prunksucht sich neuerdings den Adel verschafft hatten; gegen solche konnte er bei Gelegenheit den „alten Edelmann“ auf das Herbste herauskehren, und niemals wären derartige Leute in seinen oder seiner Familie Umgang gekommen. Er konnte zuweilen starr und hart wie Stahl sein, und von seinem entschieden ausgesprochenen Willen sah kein Mensch ihn jemals abweichen.

Von meinem ersten Besuch, von meinem späteren Verkehr mit ihm habe ich eigentlich nichts zu erzählen. Wir lebten dies erste Mal vierzehn Tage lang auf das Behaglichste mit einander, wiederholten das im nächsten Jahr und kamen, zumal ich demnächst in eine Garnison kam — ich war Auditeur —, welche der alten Heimat viel näher war und mir häufigere Besuche daheim erlaubte, immer tiefer in die beste und treueste Freundschaft hinein. Mein Gefühl sollte ich vielmehr verehrende Liebe nennen, denn diese erfüllte mich je länger, desto

tiefer für den alten wunderlichen Gesellen. Was ihn zu mir zog und mich ihm sichtbar lieb machte, weiß ich noch heute nicht. Aber er ließ mich, wie schon bemerkt, nicht wieder los, er suchte mich sogar in meinem damaligen Wohnorte heim, um dies und jenes mit mir zu bereden oder mich und gelegentlich eins meiner Kinder zu sich hinüberzuholen. Es kann wohl sein, daß ihm die Einsamkeit in seinem Hause zuweilen gar zu groß wurde, zumal er jetzt, in seinem Alter, nicht gerade ruhiger, aber doch — vernünftiger, muß ich sagen, und maßhaltender wurde und nicht leicht mehr die Ruhe des täglichen Lebens und die Stille seiner Umgebung durch einen jener tollen Streiche unterbrach, die ihn vordem und noch bis vor kurzem häufig genug in Nähe und Ferne berufen gemacht. Ich zum mindesten habe nur noch wenig von dergleichen gehört und bin kaum ein oder zwei Mal Zeuge jener Extravaganzen gewesen, die früher in Hohensee und an seinem Herrn zur Tagesordnung gehörten.

Neben aller Rührigkeit und Rastlosigkeit steckte in dem alten Herrn seltsamer Weise auch eine gehörige Portion von — wie sage ich nur? — Ruhelust und Träumerei. Es gab ein paar Plätze auf Hohenseeer Gebiet, wo er häufig und lange zu weilen und — eben zu träumen pflegte, stundenlang, friedlich und herzlich, zur ruhigen Unterhaltung aufgelegt, oder auch nachdenklich still, und versunken, so daß er dann hin und wider zu keinem Wort zu brin-

gen war. Und so wenig ein oberflächlicher Bekannter eine solche Stimmung bei ihm gesucht haben würde, ebenso wenig wäre selbst ein Freund zu errathen im Stande gewesen, wo der Junker sich diese Plätze ausgesucht hätte.

Eine Viertelstunde vom Hofe, rechts neben der Buchenallee, lag die alte kleine Kapelle mit dem Friedhof umher einsam in den Gefilden; das Dorf hatte sich vor ihr weggezogen, und nur die Schullehrer-Wohnung war noch in ihrer Nähe geblieben. Das Gebäude wurde nur vier bis fünf Mal im Jahre zum Gottesdienst benutzt — gewöhnlich gingen die Hohenseeer in ein nicht fernes Dorf zur Kirche hinüber — und wenn Nachmittags die Schule geschlossen war, lag die Gegend umher und der Platz selbst in einer Stille und Einsamkeit, als sei weit und breit kein Mensch zu finden. Besonderes zeigte sich an der Stelle nichts. Die Kapelle war alt und unscheinbar; es fehlte ihr sogar der Thurm, und die beiden Glocken hingen in einem sogenannten „Stuhl", der, aus Holzwerk einfach genug errichtet, nahe der Hauptpforte auf der Westseite stand. Auch der Friedhof selbst war wie alle seinesgleichen, und zum Schmuck dienten ihm nur einige schöne alte Bäume und der überall üppig angesiedelte Epheu.

Man hatte für die Kapelle und ihren Hof vordem die trockenste Stelle der Umgegend ausgesucht -- eine Boden-

erhebung, die, so unbedeutend sie sein mochte, dennoch einen weiten Um- und Ausblick über das flache Land gestattete. Und wer diese Ausschau haben wollte, ging in die äußerste Ecke des Kirchhofes gegen die See zu, wo eine prachtvolle uralte Eiche ihre Zweige ausbreitete und den Platz zwischen ihren moosigen Wurzeln mit dichtem Schatten überwölbte. Da ruhte mein alter Freund und erfreute sich der Aussicht, die in der That, wenn auch beschränkt, doch anziehend genug war. Seitwärts, gegen das Dorf zu, schnitt die Allee jeden Fernblick ab; an ihr vorüber sah man in der Entfernung einer starken Viertelstunde die obenerwähnte hohe, mit Wald bewachsene Düne und neben derselben die See, welche hier mit einem tiefen Busen sich in das Land hineindrängt. Die Hügeldüne begrenzt wie ein Vorgebirge die linke Kante, vorn hinaus ist ein ungemessener Horizont, rechts geht der Strand unabsehbar fort, und man blickt bis tief in die angrenzende Provinz hinein. Es ist möglich, daß euch das fast gar zu einfach erscheint. Man muß eben Sinn für die Natur und ein Herz für die See haben, um den leisen, leisen Zauber zu spüren, der da heraus zieht und den Schauenden unwiderstehlich umschlingt und ihn festhält bis an's Ende seines Lebens.

Der Raum, welcher zwischen der Friedhofsmauer und dem Strande ausgedehnt lag, zeigte jetzt ziemlich weite Wiesen. Doch sah man noch an vereinzelten Büschen

und Bäumen, welche hie und da an Grabenrändern und auf kleinen Erhöhungen wieder aufgeschlagen oder erhalten waren, daß vordem auch hier der Wald geherrscht habe, und der Alte bestätigte das auf meine gelegentliche Frage, indem er hinzusetzte, daß meistens er selber erst die Rodungen vorgenommen habe, weil die Waldung in Abnahme gekommen sei und die Wiesen einen höheren Ertrag gewährten. Es kam dazu, daß er eine Aussicht haben wollte und freie Luft, wie er sich ausdrückte, im Leben und im Tode. Denn obgleich er niemals auch nur eine Faser von Sentimentalität an sich hatte und der Ansicht war, daß es dem Menschen sehr gleichgültig sein kann, wo seine todten Knochen vollends zerfallen, wollte er dereinst doch nicht bei seinen Ahnen in der Kapelle begraben werden, sondern hier, vor der weiten See, unter dem alten Baume und unter der unermeßlichen Höhe mit ihren ewigen Lichtern.

Es war einer jener Tage, die im Herbst, aber auch nur dann, nach stürmischer Nacht und wildem Morgen ziemlich häufig sich zur vollsten Schönheit aufzuheitern pflegen und an Glanz und Klarheit, an Milde und zugleich an Frische und Elasticität alles übertreffen, was ich zu solcher Jahreszeit jemals anderwärts kennen gelernt. Die Sonne macht es dann so warm, daß man zwar den Schatten sucht, in diesem wird es einem aber auch wohl bis in's Herz hinein. Die Luft ist goldklar und gold=

rein, der Seewind ist nur ein frischer Hauch, in dem man alle Glieder sich kräftigen fühlt, der alles Schwere und Dumpfe aus uns und von uns fortnimmt. Nie im Jahre sonst hat der Himmel dieses reiche, glänzende Blau gezeigt, die See niemals so mild und fröhlich gelächelt. Das Land kleidet sich erst jetzt in lebhafte Farben — glänzendes Grün, goldiges Gelb, glühendes Roth.

Am Morgen war trotz des noch ungestümen Wetters Frau von Brederloo, wie häufig, mit ihrem ältesten Knaben zu Pferde nach Hohensee herüber gekommen und bald nach dem Mittagsessen wieder fortgeritten. Ein paar Stunden später hatte der Junker mich dann zum Ausgange aufgefordert und war mit mir nach dem Friedhofsplatze geschlendert, wo wir nun ruhten, schauten und plauderten. Der Alte war den ganzen Tag über ungewöhnlich still gewesen und selbst durch die Anwesenheit der Nichte nicht erheitert worden. Erst hier unter dem alten Baume, vor der glanzvollen See war er so zu sagen, aufgewacht und nach und nach wieder so munter geworden, wie ich ihn meistens sah. Man konnte heut hier auch nicht träumen und still bleiben, es war gar zu freundlich rings, und ganz überwältigt von diesem Eindruck meinte ich: hierher solle man einen Ernsten und Traurigen führen, damit er einmal allen Druck und alle Banden plötzlich von sich abfallen fühle.

„Das ist richtig," sprach der Junker und zog den weißen Bart, dessen Spitzen bis auf den Rockkragen hinabstarrten, lang durch die Finger. „Ich kann's durch mein eigen Beispiel beweisen, Vetter. Ich habe hier einmal an solchem Tage — es war sogar gleichfalls der zwanzigste September, und auch die Stunde trifft beinahe zu — gesessen, nach den schwersten Minuten meines ganzen Lebens, borstig wie ein Eber, und doch auch bis in den Tod betrübt, wie zerschlagen und zerbrochen. Da steht die Birke noch, an der ich damals mein Pferd anband. Ich kam nämlich von Liebenhagen, von Eurem Vater, wollte zu den Meinen und mochte doch niemand von ihnen sehen und umritt zögernd Hof und Dorf auf dem Wege, der damals hier vorbei durch den Bruch führte. Da packte mich der alte Platz, ich rastete und fand Frieden und das Bewußtsein, daß ich mit meinem Elend wenigstens die qualvollste Last von dem besten und liebsten Geschöpf genommen, das ich in der Welt kennen gelernt. Und das Bewußtsein ist mein Gottessegen geworden und geblieben in aller Noth."

Er schwieg und schaute schier träumerisch auf die See hinaus, und als er wieder zu reden begann, war sein erstes Wort: „Es ist seltsam genug, Vetter — damals, in den schwersten Stunden, war der Vater mein einziger Vertrauter, und nun, da ich zum ersten Mal in vierzig Jahren wieder davon spreche, wird's der Sohn."

Und ohne weitere Vorrede fing er an und erzählte mir die Geschichte seines Lebens.

---

2. Ein Tropfen Blut.

„Obgleich wir damals nicht zu Preußen gehörten, vielmehr vor nicht vielen Jahren, während des nordischen Krieges, ihm sogar feindlich gegenüber gestellt waren, blieben natürlich doch hunderterlei Verbindungen mit dem stammverwandten Lande im Gange. Nach altem Herkommen, welches nach jenem Kriege sogleich wieder aufgenommen wurde, traten zum Beispiel die Söhne der einheimischen Adelsfamilien nicht in die einheimische, sondern in die preußische Armee, und wenn Ihr die alten Stammlisten in meiner Bibliothek einmal abstäuben und nachschlagen wollt, werdet Ihr schwerlich eine einzige unserer alten Familien finden, welche nicht, besonders unter den Reiter-Regimentern, einen oder einige Repräsentanten ihres Namens aufzuweisen hätte. Es war nicht anders; wer gesunde Glieder hatte, diente damals jedenfalls, und wäre es auch nur für ein paar Jahre gewesen.

Bei meinen Vorfahren war es gerade ebenso; mein Großvater war in der Zeit des nordischen Krieges jung

gewesen und daher nicht hinüber gekommen, mein Vater aber und mein Onkel, Hans Peter, traten Anno 43 in's Regiment Baireuth-Dragoner, der Eine funfzehn, der Andere dreizehn Jahre alt, waren bei Hohenfriedberg und dienten mit Ehren fort, bis mein Vater Anno 49 durch den plötzlichen Tod meines Großvaters zurückgerufen wurde und, 21 Jahre alt, die Güter übernahm. Das ging denn, wie es wollte und mußte, und drei Jahre darauf heirathete er die Freiin Ulrike Magdalene von Ehrenswärdt, eine reiche, junge, schöne und stattliche Dame, die neben all diesen Vorzügen auch noch eine gehörige Portion Stolz und Eigenwillen erhalten hatte, von welchen Ihr im Lauf meiner Erzählung mehr als eine Probe kennen lernen werdet, Vetter.

Die Ehe war trotzdem eine ganz glückliche, wenn man bei dieser Bezeichnung nur nicht, wie die Heutigen, gleich an ein schnäbelndes Taubenpaar denken will. Dergleichen ist ihnen sicher niemals eingefallen, und sie würden es nach den Ansichten ihrer Zeit auch für unanständig gehalten haben. Sie liebten sich herzlich, achteten und vertrauten einander unbegrenzt und hielten in ihrer Stellung zu einander so gut wie zu ihren Mitmenschen und Standesgenossen streng auf Anstand und Ehre. Wie stolz und entschieden, wie herrschsüchtig und eigenwillig meine Mutter auch sein mochte, dem Gatten gegenüber nahm sie sich mit dem allen sehr in Acht und verstand es,

bei Gelegenheit ausgezeichnet sich zu menagiren. Denn mein Vater war ein curioser Herr, für gewöhnlich so bequem, behaglich und gutmüthig, daß er alles gehen ließ, wie seine Frau es arrangirte; heftig habe ich ihn nur ein einziges Mal gesehen. Er wußte aber sehr gut, was er wollte und sollte, und führte das dann auch auf die ruhigste Weise von der Welt aus. Gab er überhaupt einmal seinen Willen kund, so war die Sache unter allen Umständen abgethan, und es verlor kein Mensch mehr darüber ein Wort.

Kinder waren wir unser vier, zwei Mädchen, Marie und Hedwig, zuerst und bald, dann nach vierjähriger Pause mein Bruder Julius, und nach einer sechsjährigen, am Drei-Königstage 1766, ich. An dem Tage fiel plötzlich der einzige und zugleich Zwillingsbruder meiner Mutter, Baron Gerold Ehrenswärdt, wie eine Bombe mit der Nachricht in's Haus, daß Se. Majestät, der alte Fritz, ihm zum Neujahrsgruß Knall und Fall seine Entlassung zugeschickt, und zwar ohne Angabe irgend eines Grundes, wie Se. Majestät es bekanntlich öfters zu machen pflegten. Darüber alterirte sich meine Mutter so, daß ich höchst unpassender und unerwarteter Weise ein paar Wochen zu früh anmarschirt kam und alle Menschen und alle Dinge in Confusion brachte. Meine Mutter besonders war außer sich, daß sie sich so habe decontenanciren lassen und nun ihrem Bruder nicht sogleich helfen, ihn stützen

und trösten könne. Und diese „Decontenancirung" hat sie mir nachgetragen ihr Leben lang, und mein ganzes Leben ist dadurch vermuthlich in andere Bahnen gelenkt worden. Das ist Ernst, Vetter, und kein Scherz, wie Ihr bald hören werdet.

Wir Kinder wurden im Ganzen ziemlich streng erzogen, konnten aber in manchen Punkten auch wieder thun und lassen, was wir wollten, und somit hatten wir's gut. Von Zärtlichkeit war allerseits keine Rede; mein Vater wäre dadurch aus seiner Ruhe, meine Mutter aus ihrem Anstand gekommen; meine Schwestern, brave und saubere kleine Fräulein, die keinem Menschen jemals eine schwere Stunde gemacht und die ich stets herzlich lieb gehabt, neigten nicht zu solchen Extravaganzen, und uns Brüder, die wir die bei Vater und Onkel nicht zum Durchbruch gelangten Stammeigenschaften entwickelten — Keckheit, Hartnäckigkeit, Trotz, ein bischen Wildheit und überhaupt heißes Blut -- verwies man hübsch zur Ruhe. Mein Bruder Julius nahm das leichter, ich schwerer. Ich vermißte die Zärtlichkeit und tobte dies Gefühl nicht im Spiele aus. Ich wurde noch trotziger und hartnäckiger und zumal gegen meine Mutter, die ja schon ohnedies erkältet gegen mich war, noch von der Geburt her, obgleich ich doch weiß Gott weniger schuld an meinem zu frühen Erscheinen war, als ihr Bruder. Auf den ließ sie aber nichts kommen.

Baron Gerold war außer meinem Vater wahrscheinlich der einzige Mensch in der Welt, den meine Mutter wirklich geliebt hat. Grund dazu hatte sie, denn er war ihr Zwillingsbruder und mit ihr stets ein Herz und eine Seele, daneben ein Mann von stolzer Schönheit, von großen Gaben und Fähigkeiten und ein Cavalier von tadellosem Benehmen, so daß er Jeden, der ihn nicht genau kennen lernte, bestechen und einnehmen mußte. Das hatte er nicht nur, wie ich später erfuhr, häufig genug Frauen gegenüber bewiesen, sondern auch in seiner Carriere erprobt. Denn er war, da er die jähe Entlassung erhielt, schon bis zum Oberst des Regiments Gensd'armes avancirt und doch kaum einunddreißig Jahre alt.

Nun blieb er, nicht gerade in rosiger Laune, für's Erste bei uns, reiste auch im Lande umher, kam wieder zurück und trieb das so mehrere Jahre lang fort. Er wußte nicht recht, was angreifen, dazu war sein Vermögen auch meistens verputzt. Endlich kaufte er mit Hülfe meines Vaters Büzenow, wo jetzt sein Sohn noch wohnt, wurde somit unser nächster Nachbar und blieb mit unserer Mutter im engsten und intimsten Verkehr. Meinem Vater ist das Alles, wie ich später einmal erlauscht, niemals angenehm gewesen. Meine Mutter wurde noch herrschsüchtiger und eigenmächtiger, der Bruder mischte sich überall ein und hielt mit ihr zusammen, so daß dies Verhältniß in jeder anderen Familie hätte zu hunderterlei Unan-

nehmlichkeiten führen müssen. Meinem gutmüthigen Vater gegenüber ging es meistens immer gut, zumal die Geschwister noch stets seinen Willen gelten ließen und seine Eigenheiten zu schonen verstanden. Anno 72 gab der Alte dem Schwager sogar sein ältestes Kind, meine Schwester Marie, zur Frau.

Nur in einer Richtung wies mein Vater dem Baron zuweilen die Zähne, und das war für seinen Bruder, meinen Onkel Hans Peter, welcher seit dem Frieden gleichfalls seinen Abschied genommen hatte und auf Liebenhagen wohnte. Der Onkel war ein braver Soldat gewesen, im täglichen Leben aber nicht allein ein gutmüthiger und bescheidener, sondern sogar ein fast schüchterner, mit einem Worte ein schwacher und schier willenloser Mensch, der sich häufig gegen seine bessere An- und Einsicht überreden und lenken ließ. Begabt war er nicht, seine Bildung war, da er mit dreizehn Jahren Soldat wurde, eine sehr mangelhafte, und so war er denn stets die Zielscheibe der Neckereien seiner Kameraden gewesen und zumal von Baron Gerold, mit dem er bei den Gens-d'armes gestanden, so unbarmherzig gequält worden, daß es zwischen ihnen zum Duell kam und Hans Peter bald darauf seinen Abschied nahm. Er wollte Ruhe haben.

Als mein Onkel Hans Peter und der Baron Gerold sich bei uns nun wieder begegneten, schien der Letztere das alte Spiel auf's neue beginnen zu wollen. Mit einem

Mal sah er sich aber meinem Vater gegenüber, und dieser erklärte einmal mit aller Gemüthsruhe seiner Frau, daß „ihr Herr Bruder" den seinen ungeschoren lassen solle oder sein Haus zu meiden habe. Weshalb der stolze Gerold sich dieser Alternative fügte, weiß ich nicht, aber er fügte sich wenigstens anscheinend und ließ den Andern ziemlich in Frieden. Doch soll er, als Hans Peter damals um ein Fräulein von Ribnitz — sie hieß nur „die schöne Ribnitz" und war in der That ein unendlich liebliches Geschöpf — warb, dort plötzlich als Nebenbuhler aufgetreten sein. Doch holte er sich einen Korb, und Hans Peter führte die Schöne heim. Ich werde darüber noch weiter zu reden haben; jetzt aber muß ich von mir berichten.

Mein Verhältniß zur Mutter besserte sich nicht, es wurde vielmehr schlechter von Jahr zu Jahr. Sie wurde stets liebloser und herber, ich stets trotziger und verbitterter, und seit Baron Gerold meine Schwester geheirathet hatte und neben uns wohnte, ward es immer schlimmer. Was sie gegen mich gehabt, mag Gott wissen; denn jenes Mißwollen, das meine Mutter von meiner Geburt her gegen mich hatte, kann es doch nicht allein gewesen sein. Ich war, so viel ich mich erinnere, ein wilder, warmblütiger Knabe, der aber für seine Freunde das Leben ließ, der mit voller Zärtlichkeit jeden Beweis von Zuneigung vergalt, der ihm, sparsam genug, von dieser oder jener

Seite gegeben wurde — mein Vater und Onkel, Hans Peter, mein Bruder Julius sogar, wußten wohl davon zu sagen. Ich liebte unseren Lehrer auf das Allerzärtlichste, ich lernte ihm zu Liebe sogar und überwand meinen großen Trieb zum Umherstreifen; er konnte mich um den Finger wickeln, und ein strafendes oder auch nur ernst mahnendes Wort von ihm preßte mir Thränen aus. Kurz, ich war im Ganzen ein Knabe, an dem seine Eltern wohl hätten froh sein dürfen, und der in Wirklichkeit auch — wenn ich so von einem Kinde sagen darf — sehr beliebt war. Ja ich war, so weit das im Wesen und Charakter der Brüder lag und geäußert wurde, der entschiedene Liebling meines Vaters und des Onkels, Hans Peter. Aber meiner Mutter und dem Baron Gerold gegenüber nützte mir alles nichts; sie bevorzugten meinen Bruder und haßten mich. Schüttelt nicht den Kopf, Vetter," setzte der Erzähler mit fast finsterem Ernst hinzu; „es war so.

Es kam so weit — ich war damals vielleicht zehn Jahre alt — daß meine Mutter mich mit keinem Blick und keinem Wort mehr beehrte, wenn nicht mit einem bösen oder strafenden und scheltenden, — daß ihre Hand, wenn sie mir dieselbe zu dem gebotenen Morgen-, Mittag- und Abendkuß überhaupt reichte, stets in der meinen zuckte, und daß ihr schönes, stolzes Gesicht von sichtbarem, zürnendem Verdruß und Widerwillen verzogen wurde,

daß sie hundert und hundert Mal mich das schlechteste Kind hieß, den bösesten Buben, den Gott erschaffen! Es ist ja natürlich, daß wir uns einander steigerten! — Und Baron Gerold – ich hieß ihn damals nämlich niemals Onkel — accompagnirte dazu in seiner Weise und zeigte seine Stimmung gegen mich noch viel unverhohlener, weil ihm freilich auch nicht verborgen blieb, daß ich ihn in Wahrheit haßte, so sehr das ein Kind in solchem Alter vermag.

Vetter, es ist etwas Seltsames um Kinder! Wir beachten sie viel zu wenig und trauen ihnen viel zu wenig zu, suchen viel zu wenig Regungen und wirklich schon herangebildete Gefühle in ihnen. Seht, ich weiß es von mir, daß ich den Onkel damals haßte, daß ich ihn mit wahrem Grimm dort hinten aus dem Walde hervor und über den Hof reiten sah, daß ich mit finsterem Zürnen sein Wirken und Walten in unserem Hause, seine langen Conferenzen mit der Mutter beobachtete, aus denen ja auch häufig genug etwas hervorging, was selbst für uns Kinder nicht ohne unbehagliche Nachwirkung blieb; daß ich mit heißer Erbitterung sein Auftreten gegen Onkel Hans Peter und dieses und meines Vaters gutmüthiges — ich nannte es schon feiges — Nachgeben sah. Das alles war in mir, Vetter, und — kindlich oder unkindlich — so viel wie ich mich in der Folge mit Kindern beschäftigt habe, weiß ich nur zu genau, daß dergleichen leiden-

schaftliche Empfindungen in den jungen Dingern gar nicht so selten sind.

Ich selber war nicht „feig“ gegen ihn. Mit wildem, finsterem Trotz trat ich ihm, wo er mir zu nahe kam, ungestüm entgegen, was ich natürlich jetzt nicht mehr als etwas Lobenswerthes, aber doch als etwas unter solchen Umständen sehr zu Entschuldigendes hinstelle. Ebenso ungestüm entzog ich mich ihm, wenn er sich einmal mit mir beschäftigen zu wollen schien — ich wußte gut genug, daß dahinter keine Spur von Güte oder auch nur augenblicklichem Interesse steckte, — und wenn die Eltern hin und wider nach Büzenow hinüberfuhren, hätte mich keine menschliche Gewalt zu ihnen auf den Wagen gebracht. Ich war dann übrigens auch sicher immer so weit vom Hause, daß mich niemand zu finden wußte. Die Scene, die ich dann Abends nach der Rückkehr oder am anderen Morgen mit der Mutter gewöhnlich zu bestehen hatte, ertrug ich mit finsterer oder kalter Resignation. Und was, wenn Ihr die Sache einmal von anderem Standpunkt betrachten wollt, das Schlimmste war — ich hatte bei meinem Trotz nicht allein die Zustimmung fast sämmtlicher Hausgenossen, die den Baron ebenso wenig leiden konnten, wie ich, sondern ich erlauschte auch einmal das ungewöhnlich feste Wort des Vaters an meine Mutter: „er soll auch nicht mit!“ —

Da geschah es eines Tags im Anfang August 1776,

daß ich Nachmittags um die Vesperzeit vom Felde nach Hause kam, und zwar hatte ich den Weg als Lenker eines der großen Erntewagen zurückgelegt und das schwere Fuder vollkommen geschickt vom Felde bis zum Hofe und sogar in die Scheune hineingebracht -- denkt Euch selber, wie stolz das einen Knaben machen mußte, der noch nicht elf Jahre zählte! — Und die Leute hatten mir freundlich zugelacht und mir lobende Worte zugerufen, und mein Vater, der, neben dem Scheunthor stehend, diese Fahrerei mit angesehen, schmunzelte und sagte sogar: „na, es geht ja!“ Und als ich aus dem Sattel geglitten war und glühend vor Hitze und Aufregung an ihm vorbei einem andern abfahrenden Wagen zusprang, um das gleiche Kunststück zu wiederholen, hielt er mich an, strich mir über den Kopf und sprach in seiner ruhigen Weise: „Genug, Junge! Geh hinein und laß dir ein Butterbrod geben. Nachher will ich dir die schwarze Stute satteln lassen, und du sollst mit mir zu Felde reiten“. — Das war nun freilich eine unerhörte Auszeichnung. Auf einem wirklich für mich gesattelten Pferde war ich noch nicht gesessen und noch weniger mit dem Vater ausgeritten. Das war sogar dem Bruder Julius, der dazumal schon seit Jahr und Tag fort und beim Regiment, niemals eingeräumt worden, und mit vor Glück wirbelndem Kopfe folgte ich der Weisung und eilte hinein.

Im Eckzimmer — während der Ernte wurde zur

Vesper stets der Eßtisch wirklich gedeckt — wäre freilich mein rechter Platz gewesen, allein ich wollte vorüber und mir mein Brod von der alten Mamsell in der Speisekammer holen; es schmeckte mir dort besser. Doch indem ich vorbeischießen wollte, öffnete sich die Thür, der Baron Gerold trat heraus, packte mich am Arm und zog mich mit den Worten in das Zimmer: „Du hast Recht gehabt, Ulrike, da ist er, und er wollte wirklich wieder vorbei! Das macht das schlechte Gewissen! Aber wir haben alles gesehen, Bürschlein, und nun sollst du vor's Brett.“

Ich war so bestürzt von diesem jähen Anfall und noch mehr von diesen Worten — ich war mir keines Unrechts bewußt —, daß ich zuerst den Onkel wie verdummt angestarrt haben mag. Jedoch faßte ich mich alsbald, ich machte mich ungestüm los und rief: „Was wollen Sie von mir? Ich muß mir ein Butterbrod holen. Papa will mit mir ausreiten!“ — „Ich will dir was mit ausreiten!“ sagte er und faßte mich wieder hart an. „In's Loch sollst du, Bube! So will's deine Mutter, damit du Manier und Gehorsam lernst und dich nicht mit den Knechten gemein machst. Wir haben dein Fahren wohl gesehen, Bube! Der Knecht, der dir's erlaubt, soll schon seine Hiebe haben, und wenn du nicht nachgiebst, kann es dir auch so werden. Es scheint mir damit überhaupt einmal an der Zeit, Ulrike! Der Bube ist nicht mehr zu bändigen.“ — Meine Mutter redete nicht, son-

dern nickte nur finster, und da setzte er hinzu: „und nun hinauf und dich nicht gemuckst, bis man dich wieder herunter ruft.“

„Mein Papa hat mich aber für das Fahren nicht gescholten, sondern gelobt,“ sprach ich heftig und suchte mich vergeblich von dem harten Griff loszumachen. „Ich soll mir ein Butterbrod holen und mit ihm ausreiten.“ — „Also auch noch Lügner?“ fuhr er mich an. „Wir wissen's wohl, daß dein Vater auf dem Felde ist.“ — Und da riß ich mich los mit Gewalt, denn ich kleiner Kerl hatte Ehrgefühl in mir, und schrie ihn an: „Ich lüge nicht, Herr Baron, aber Sie thun's! Und Sie haben mir nichts zu befehlen!“ — „Was wagst du, Bube?“ rief meine Mutter und sprang auf, und der Onkel langte aus und gab mir eine harte Ohrfeige, die mich zurücktaumeln machte; der große Ring, den er trug, traf mich empfindlich, so daß ich meine Hand, mit der ich unwillkürlich nach der Wange fuhr, leicht blutig zurückzog. Und er murrte grimmig: „ich will dich schon bändigen, Kröte!“ und holte zum zweiten Schlage aus. Ich aber war betäubt von unbeschreiblichen Gefühlen. Ob meine Mutter mir vielleicht einmal einen Stoß gegeben, weiß ich nicht; geschlagen aber war ich noch niemals worden.

In dem Augenblick, da er wieder ausholte, sprang die Thür auf, und mein Vater trat herein, das einzige Mal also in meinem ganzen Leben, daß ich ihn heftig gesehen.

Allein, Vetter, da er es nun einmal war, so war er auch wie ein gereizter und verwundeter Löwe. — „Was geht hier vor?“ rief er mit einer Stimme, daß die Fenster klirrten. „Welcher Cannibale wagt mein Kind blutig zu schlagen?“ Und damit riß er mich ungestüm zu sich und beschaute mich mit vor Zorn funkelndem Blick. — „Mein Gemahl, mäßige dich — der ungezogene Bube ist frecher gewesen, als zu dulden,“ stammelte meine Mutter — ich sehe sie noch; sie war leichenblaß geworden. — „Ja, ich sah mich dazu genöthigt, Herr Schwager,“ fiel ihr der Baron in's Wort, der sich gleichfalls verfärbte. „Mein Ring mag ihn gestreift haben, es ist ja nur ein Tropfen, er hätte viel mehr verdient. Außer seinem Ungehorsam und Trotz hat er uns auch noch angelogen und gesagt —“

„Was wahr ist!“ unterbrach ihn der Vater wieder, mit unverminderter Heftigkeit, mit der gleichen donnernden Stimme, und trat hart auf ihn zu. „Mein Kind lügt nicht, aber Ihr selber loget, Ihr! — Als ich hörte, daß Ihr wieder hier, bin ich dem Felix nachgegangen; ich dachte mir so was! Ich habe dort vor der Thür jedes Wort gehört und den Schlag vernommen, der meines Kindes Blut vergossen. Ich habe ihn gelobt, ich habe ihn hinein geschickt — zu Euch und Euresgleichen gewiß nicht! — Ich habe ihm versprochen, daß er mit mir reiten soll, und — Donner und Teufel! — ich möchte den Frechen kennen lernen, der sich in Hohensee's Hause

gegen Hohensee's Willen zu opponiren wagt! — Komm' mit, Junge," wandte er sich an mich; „mache dir nichts daraus. Du hast deinen Vater für dich, und er wird dir zu deinem Recht helfen." Und damit führte er mich hinaus, in sein Zimmer hinüber, wusch mir selber die Wange ab, ließ mir mein Butterbrod geben, das mir auf all die Alteration vortrefflich schmeckte, ritt mit mir zu Felde — und es war von dem Geschehenen nicht mehr die Rede.

Ebenso ging es auch Abends, als wir nach Hause zurückkehrten. Ich war todtmüde und durfte zu Herrn Dollenius — das war mein Lehrer — hinauf, um dort alsbald zu essen und in's Bett zu gehen. Ich schlief auch gleich ein, und das Erste, dessen ich mir wieder bewußt ward, war, daß mein Lehrer mich am folgenden Morgen um vier Uhr weckte, mich rasch aus dem Bett und in die Kleider trieb. Halb wachend frühstückte ich mit ihm, und dann ging es hinab vor die Thür, wo ein bespannter Wagen hielt und mein Vater stand. Er reichte dem Dollenius die Hand, bückte sich dann zu mir, gab mir — Wunder über Wunder! — einen warmen Kuß und sagte: „Sei verträglich und gehorsam, Junge. Gott behüte dich! Und nun fort!" — Und ich saß auf dem Wagen, und es ging fort, ich noch immer halb im Schlafe, oder war's nur betäubt von all dem rasch folgenden Ungewöhnlichen und Unverständlichen?

Wir fuhren zu meinem Schwager Büren, der, seit dem Frühling mit meiner Schwester Hedwig verheirathet, auf Karlshof wohnte. Er war ein Westphale von Geburt, der das Gut erst vor Kurzem von dem letzten Besitzer ererbt hatte, ein wackerer, gescheidter und jovialer Mann, eng befreundet mit dem Onkel Hans Peter und meinem Vater und gegen Wunsch und Willen der Mutter nun der Mann ihrer Tochter. Denn Hedwig, will ich nur gleich sagen, war ein wenig lebhafter und willenskräftiger als Schwester Marie, hatte den Büren absolut haben wollen und dazu die Zustimmung und Entscheidung des Vaters erhalten: „na, er ist ein Cavalier und Ehrenmann, das Mädchen mag ihn — also ja.“ — Und in der That, Vetter, es wurde eine der glücklichsten und zufriedensten Ehen im Lande. — Kurz, zu denen fuhren wir, und bei denen sollte ich für's Erste bleiben, bis ich in zwei, drei Jahren Soldat würde.

Es ging mir gut in Karlshof. Das junge Paar war lustig, heiter und voll Liebe für einander, so gut wie für mich und alle Welt. Schwach waren sie gegen mich nicht: die Hedwig kanzelte mich im Gegentheil zuweilen ab, daß es eine Art hatte, und der Schwager machte mir gelegentlich, wenn ich's gar zu arg getrieben, recht tüchtig den Marsch. Allein aus dem allen blickte die Liebe heraus, und somit war auch alles gut und ich ein glückseliger kleiner Kerl, dem's noch nie im Leben so wohl geworden,

und der sich — leider, Vetter! — mit keinem Herzschlage nach Hohensee zurücksehnte. Und wie denn das Glück ebensogut wie das Unglück nicht allein kommt, erging es mir auch in allen übrigen Lebens-Accidenzien über die Maßen wohl. Ich war gesund, ich gedieh an Leib, Seele und Geist.

Das Haus in Karlshof war dazumal noch alt und sehr beschränkt, für mich und einen Hauslehrer wäre kaum Platz gewesen, und da ich über die Anfangsgründe hinaus war und, wie gesagt, Soldat werden sollte und wollte, ließ man's bei dem Unterricht bewenden, den mir täglich in einigen Morgenstunden der kurz zuvor angestellte und verheirathete Prediger in Liebenhagen ertheilte — Magister Gotthold Mühl, Euer trefflicher Vater, Vetter, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der die Liebe seines Schülers bald in einem Grade zu gewinnen wußte, wie es nur einem einzigen Menschenkinde in noch höherem gelang.

Karlshof und Liebenhagen liegen, wie Ihr wissen werdet, kaum eine halbe Stunde von einander, eine Strecke, die mein kleiner rauhköpfiger Oeländer*) Teufel mit mir stets in der halben Zeit zurücklegte. So ritt ich denn Morgen für Morgen hinüber und kam, wenn ich

*) Kleine, lebhafte und kräftige schwedische Pferde, noch bis auf den heutigen Tag in diesen Gegenden häufig und gern gebraucht.

nicht einmal beim Onkel Hans Peter blieb, zu Mittag wieder heim. Einen Besuch auf dem Hofe stattete ich aber alle Tage ab, und es kam je länger, desto häufiger vor, daß ich mich dabei lange genug verweilte, um den Onkel lachend sagen zu lassen: „Na, Junge, nun bleib' nur da und iß mit uns. Zu Haus' kriegst du nichts mehr." — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Als ich nach Karlshof kam, Anfang August Anno 76, war mein Onkel seit etwa sechs Jahren verheirathet, und seine Frau hatte, wie ich schon erwähnt habe, „die schöne Ribnitz" geheißen. Es wird mit solchen Beinamen sonst gewöhnlich nicht so ernst genommen, und häufig genug ist's nur eine Bezeichnung wie eine andere, von irgend einem näher Stehenden einmal zufällig aufgebracht, von Anderen, der Kürze wegen, willig angenommen. Hier traf es jedoch zu, wenn ich auch hinzusetzen muß: gewissermaßen, — denn meine Tante war eigentlich weniger schön, als lieblich, anmuthig und holdselig; um „schön" zu sein, fehlte ihren feinen Zügen nicht nur die classische Reinheit, sondern auch die classische Ruhe. Es sprach Euch daraus der reichste Geist, die liebenswürdigste, kindlich reine Seele an, Ihr fandet darin Leben und Bewegung, wenn auch beherrscht und geregelt durch das, was der Grundsatz ihres ganzen Seins und Wesens war — durch Sanftmuth und Anmuth. Kurz, sie war ein wundervolles und wunderliebes Geschöpf, das selbst meine

Mutter einigermaßen für sich eingenommen, und dem alle Anderen, die ihm nahe standen, eine schier abgöttische Liebe und Verehrung weihten. Von ihrem Mann, meinem braven, alten Onkel, will ich gar nichts sagen. Wäre er nicht von so ruhigem Temperament gewesen, so hätte er ihren Verlust, der ein paar Jahre später eintrat, nicht überlebt. Er verlor ohnehin darüber fast den Verstand.

Sie hatten nur ein einzig Kind — ein Mädchen, bei meiner Ankunft vier Jahre alt — und es hieß Livia. Ich muß zu diesem Namen bemerken, daß damals bei uns in einigen Familien die Sitte, oder vielmehr Unsitte, herrschte, die guten deutschen Namen zu verachten und aus der Fremde die möglichst hochtrabenden herbeizuholen. Die Prediger waren im Allgemeinen widerstandslos. Halb waren sie damals zu indifferent, halb wagten sie keine Einwendungen gegen den Wunsch des Patrons; ich rede hier nämlich hauptsächlich von den Adelsfamilien. — Meiner Tante Familie war eine solche neuerungssüchtige, die „schöne Ribnitz" hieß Livia, und so war denn auch ihr Kind getauft worden.

Es ist das hübscheste, heiterste, anmuthigste Kind gewesen, das ich jemals gesehen, das Ebenbild seiner Mutter, bis auf die Farbe der Augen — meine Tante hatte veilchenblaue, die Kleine dagegen, wie mein Vater und Onkel und auch ich selbst — graue, wohl verstanden aber rein graue, mit keiner grünlichen oder bräunlichen oder gelb-

lichen Mischung wie wir, und sie blieben so bis an ihr Lebensende. Es waren — ich rede sonst nicht gern in Gedichts- oder Romanausdrücken, aber bei Livia traf diese Bezeichnung zu, — „wunderbare" Augen, voll Melancholie und Träumerei in der Ruhe, voll einer herztiefen Innigkeit in der Theilnahme, voll einer glänzenden und doch süßen Fröhlichkeit in der aufwallenden Jugendlust — an Schnitt, Tiefe und Reinheit denen der Mutter gleich, d. h. tadellos, kurz, Augen, mit denen schon das Kind jeden empfindenden Menschen bezauberte, so daß er nicht mehr von ihnen loskam. Das habe ich früher und später oft genug gehört und beobachtet und am besten an mir selber erfahren.

Meine Neigung zu Kindern und meine Gabe, mit ihnen umzugehen, sie anzuziehen, zeigte sich damals schon fast in derselben Stärke und demselben Umfange wie später. Die Kleine hing an mir und ich an ihr, wie mit Ketten und Banden, und wenn ich die Schönheit und Güte der Tante abrechne, die auf mich, den lebhaften Knaben, einen tiefen Eindruck machten und mich stets mit bewundernder Zärtlichkeit der holdseligen Frau nahen ließen, so war es im Grunde nur Livia, die mich stets wieder in das alte Hofhaus lockte und mich immer länger und glücklicher dort verweilen machte. Mein Onkel nannte uns bald scherzend „das Ehepaar", meine Tante nickte dann mit mildem, freundlichem Lächeln dazu und

verfolgte uns und unser Treiben mit ihren liebevollsten Blicken, und Livia erklärte mit großem Ernst, daß wir freilich ein solches Paar seien und es auch bleiben wollten. Ich selber hatte keine Einwendung, und, was mir natürlich erst viel später klar wurde, niemand schien sie zu haben. Alle, die bei Gelegenheit von diesem Scherz erfuhren, lachten dazu und hatten sich hinterher irgend eine Bemerkung zuzuflüstern. Aber nun genug davon und zu anderen Dingen. Es geht jetzt rascher vorwärts.

Von Hause hatte ich in diesen zwei Jahren wenig zu hören bekommen, und zu sehen bekam ich noch weniger. Zwei oder drei Mal fuhren wir zu Familienfesten nach Hohensee oder sahen die Meinigen bei uns; ein paar Mal erschien auch mein sonst nicht reiselustiger Vater in Liebenhagen oder Karlshof und war dann in seiner Weise freundlich gegen mich, das war aber auch alles, und ich kann nicht behaupten, daß ich nach mehr verlangt hätte. Es ging mir eben gar zu wohl in der neuen Heimat. Von der Mutter weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß sie bei den paar Begegnungen, meiner Erinnerung nach, weder wärmer noch nachsichtiger gegen mich war. Wir schienen uns immer fremder zu werden.

Im Frühling 1778, als die Kriegsgerüchte immer lebhafter wurden, ließ ich mich nicht länger halten. Mein Vater und Onkel, so einfache Leute sie auch waren, hatten doch gute Connexionen, und da ich für meine zwölf Jahre

ungewöhnlich groß und stark war, so gelang es ihnen wirklich, mich bei den Baireuth-Dragonern unterzubringen. Ich marschirte richtig schon in den letzten Maitagen mit dem Regimente aus.

Von den nächsten acht Jahren ist verzweifelt wenig zu sagen, denn von dem Sinn und Unsinn, den ich als Standartenjunker, Cornet und Lieutenant mitmachte, erlaßt Ihr mir wohl zu reden, Vetter. Es war das Gewöhnliche, und das ist genug. Nur das will ich anführen, daß mir allgemach ein etwas ernsterer Sinn kam, der über die Armuth des Dienstlebens hinausstrebte, so daß der alte Bülow mich einmal wegen meiner „federfuchserischen" Neigungen gehörig abkanzelte. Nun, das währte so fort, bis ich im Jahre 1785, wo ich neunzehn alt war, endlich zu einem ernsten Streit mit meinem Rittmeister kam, der mir gleichfalls wegen jener Neigung gram war; es erfolgte nach den unglaublichsten Scheerereien ein Duell und in Folge dessen, wie es bei der Weise der alten Majestät nicht ausbleiben konnte, ein kurzer Festungsarrest und meine Entlassung. Ein paar Jahre zuvor hätte mich das noch unglücklich gemacht; jetzt war es mir gerade recht. Ich ging nach Frankfurt an der Oder, dann nach Göttingen und studirte — allerlei, Vetter. Heutigen Tags würde man einen solchen Studiosus etwa einen Cameralisten heißen. — Obgleich die Wissenschaften gerade nicht in meinem Sinn tractirt wurden — das

Studentenleben selber reizte mich wenig, denn es war nicht sowohl wild, wie ich selber, sondern vielmehr ordinär — hielt ich an jedem Ort doch ein volles Jahr aus. Dann ging ich nach Hause, um zu sehen, was hier etwa für mich zu hoffen sei, vor allem aber, um von meinem Herrn Papa einen anständigen Wechsel zu einer größeren Reise heraus zu schlagen.

Ich fand, wie Ihr es nehmen wollt, viel und wenig verändert. Meine Tante war schon drei Jahre todt — so lange war ich nicht daheim gewesen — mein Onkel ging umher wie ein Träumender oder Irrsinniger und wurde sichtbar immer schwächer und willensloser. Meine arme kleine Cousine zählte fünfzehn Jahre und hatte statt der Jugendlust und des Jugendglücks wenig Anderes als Trauer, Kummer und Unannehmlichkeiten aller Art, wie sie in einem so großen, herren- und aufsichtslosen Hausstande, den sie mit dem besten Willen nicht vollständig in Ordnung erhalten konnte, niemals ausbleiben werden. Von Karlshof hatte sie auch keine Hülfe, da Büren mit den Seinen schon seit einigen Monaten in seiner alten Heimat weilte, eine Erbschaftsangelegenheit zu betreiben, die sich bei der damaligen Advocatenwirthschaft noch lange hinziehen konnte. Hohensee war zu fern, und im Uebrigen — wer von dort hätte ihr auch recht was nützen können? Doch erzählte sie mir, daß meine Mutter ein paar Mal herüber gekommen sei und sich — wir hatten keine

Geheimnisse vor einander — in der That über Erwarten liebevoll und freundlich erwiesen, besonders auf den armen Vater des Mädchens einen sichtbaren und zwar für jetzt wohlthätigen Einfluß gewonnen habe. Ich schüttelte dazu den Kopf. Die knabenhafte Opposition gegen die Mutter hatte sich freilich aus mir verloren; sie zu lieben aber vermochte ich um so weniger, da ich sie noch immer in der alten intimen Verbindung mit ihrem Bruder wußte.

Ihr seht daraus, daß hier in Hohensee selber noch alles in der alten Weise weiter ging. Wie mein Vater und der Baron sich nach jener Affaire mit mir wieder zusammengefunden, erfuhr ich niemals. Es ist aber auch gleichgültig, denn jetzt lebten sie ganz wie vordem, ja, die Wahrheit zu sagen, eher noch verträglicher als sonst. Man erzählte mir, daß Baron Gerold sich mit meinem Vater sehr in Acht nehme, und dieser letztere, nunmehr sechszig Jahre alt, war gleichfalls ein wenig stumpf geworden, daneben wegen seiner großen Stärke wenig beweglich und augenscheinlich mehr als je unter dem klugen Regiment meiner Mutter. Wo er noch gereizt werden konnte, wußte sie besser als irgend jemand, und da sie das auf's Sorgfältigste vermied, konnte sie thun und lassen, was sie wollte.

Er hatte eigentlich nur einen lebhaften Wunsch — daß mein Bruder nach Hause kommen und sich in die

Landwirthschaft eingewöhnen möge, denn er hing an seinen Gütern mit einer Art von wirklicher Liebe, und der Gedanke, daß sie in schlechte Hände und damit aus dem für damals musterhaften Zustande kommen könnten, war ihm ein gar peinlicher. Er wollte dem Julius für's Erste Sollnitz geben, damit er dort lerne und zugleich nahe und fern genug von Hohensee sei, um sich nöthigenfalls stets schnell Rath und Hülfe verschaffen zu können und anderntheils doch auch selbständig zu bleiben. Julius hatte aber bisher noch nicht gewollt; das Leben in Berlin, wo sein Regiment stand, gefiel ihm gar zu gut. Er war achtundzwanzig Jahre alt, hatte Geld, so viel er wollte, und gab sich nicht, wie ich, mit „wissenschaftlichen Grapsen" ab, sondern lebte ein rechtes Lieutenants-Leben.

Für mich und meine Zukunft hatte der Alte bisher weder Pläne noch Wünsche; er mochte sie für gegeben halten, denn er deutete ein paar Mal darauf hin, daß ich dereinst wol in Liebenhagen sitzen werde. — Gegen meine Reise hatte er nichts, und da, was ich sonst gefürchtet hatte, die Mutter keine Einwendungen machte, so erhielt ich, was ich wollte, und reiste baldmöglichst ab — von der Mutter zum ersten Mal in meinem Leben mit einer Art von Freundlichkeit entlassen — ich erfuhr es später, was dahinter steckte! — vom Alten mit den Worten: „bleib' nicht zu lange aus, Junge. Möcht' dich doch auch noch gern wiedersehn." — Mein guter, alter Papa

hatte mich eben in seiner Weise wahrhaft lieb und bewies mir das auch diesmal wieder.

Es wird Euch nicht darnach verlangen, von meiner Reise zu hören, Vetter; genug, wenn ich sage: ich trieb mich fast drei Jahre lang in der Welt umher, da mich der eine Weg immer zu einem andern lockte, und ich habe Fahrten gemacht, wie sie dazumal noch nicht gerade gewöhnlich waren. Die letzten zwei Jahre zumal war ich recht eigentlich ein Vagabund gewesen, ohne bleibende Stätte und Standquartier. Ich hatte wohl ein paar Ma an die Meinen einen Brief abgeschickt — schreiben war übrigens nie meine Leidenschaft — aber selten genug war es geschehen, und von ihnen hatte ich gar nichts erfahren, weil selbst mein Hamburger Banquier mich nicht aufzufinden wußte und mir keinen Brief nachschicken konnte; es ging damals eben noch nicht wie heut zu Tage. Als ich nun im December 1790 mit einem Hamburger Schiff, das ich in Smyrna getroffen, direct zurückkam, fand ich doch mehr, als ich gedacht, einen ganzen Haufen Briefe.

Es war eigentlich nur Eins darin, was mich wirklich, freilich aber auch um so ernstlicher berührte — das war die Nachricht, daß mein Bruder im vorigen December schon meine Cousine Livia geheirathet hatte und nun, dem Wunsch des Vaters gemäß, auf Sollnitz lebte und wirthschaftete. — Wie sich das gemacht, war nicht recht zu erkennen, nur fand sich in einem Briefe Eures Vaters,

des Magisters, der eigenthümliche, mir ewig unvergeßliche Satz: „Ich kann das Verfahren der Ihren, so weit ich davon erfahren, nicht ganz in der Ordnung finden, mein lieber junger Freund. Der Mensch hat in so ernsten Lebensfragen sein eigenes unveräußerliches Recht, seine eigene, niemals zu übertäubende Stimme. Ich sehe nicht klar, mein Freund, aber ich glaube, beides ist hier gar zu wenig geachtet worden. Das theure Kind hat sich indessen gegen niemand geäußert und ist still in sein neues Leben hineingetreten. Gott gebe ihm denn seinen vollen Segen."

Vetter, das machte mich außerordentlich nachdenklich, und zwar — offen gestanden — mehr als die Sache selbst. Es verletzte mich freilich, daß man die alten Pläne, daß man mich so unbekümmert auf die Seite geschoben; ich fand darin die Abneigung der Mutter, den Haß des Barons Gerold, und die Wange brannte mir, und ich fühlte noch einmal jenen einen Blutstropfen darauf wie geschmolzenes Blei. Allein, ehrlich gesagt, war dieser Verdruß dennoch gewissermaßen nur ein äußerlicher, und von einem tiefer gehenden, wahren Schmerz ward mir nichts fühlbar. Ich hatte meine Cousine nur als Kind gekannt und sie auch das letzte Mal nur als ein solches, wenn auch liebreizendes, kennen gelernt. Sie war, mit einem Wort, nicht dazu angethan gewesen, jene alten Pläne der Andern, die bei mir, dem Knaben, freilich Bei-

fall gefunden, in der folgenden Zeit aber dem Heranwachsenden immer ferner und ferner getreten und aus dem Sinn gekommen waren, mir wieder nahe zu rücken, oder mich gar für sie zu begeistern. Vetter, ich war ein halb träumerisches, halb fideles, vor allen Dingen aber ein gesundes Menschenkind; ich sah die Frauen mit freundlichen, aber nicht mit begehrlichen Augen an, und ich wiederhol's — so lieb ich die Livia hatte, als Braut oder Gattin, als mein volles Eigen hatte sie mir noch nicht erscheinen können, wie mir bis dahin überhaupt auch noch Keine in solchem Lichte erschienen war.

Aber was hießen denn nun jene Worte Eures Vaters? Hatte das junge, in seiner Einsamkeit träumende Mädchen die Sache anders angesehn? Hatte Livia anders an mich gedacht? Ich verwarf diesen Gedanken, sobald er gefaßt war. Es war unmöglich! Sie war ja ein Kind, da wir uns zuletzt begegneten, und hatte seitdem so gut wie nichts mehr von mir gehört. Oder hatte sie jemand Anders im Herzen, und hatte man sie gezwungen, den aufzugeben, und gegen ihren Willen meinen Bruder zu heirathen? Dies Letztere schien mir das Natürlichere zu sein, und wie ich auch zu dem Kinde stand — es regte sich in mir für dasselbe ein tiefes — nennt es ritterliches — Gefühl; ich hatte mich stets, so lange ich in Livia's Nähe, als ihren naturgemäßen Schützer betrachtet und sah mich auch noch jetzt so an. Hatte man sie gezwungen oder ge-

quält zu etwas, was gegen ihren Willen? Vetter, ich ballte noch einmal die Faust, und noch einmal brannte der Blutstropfen auf meiner Wange. Ich kannte die Meinen und wußte, in wem von ihnen ich — deutsch heraus — Livia's und meinen Feind zu finden haben würde.

Ich hatte keine Ruh' noch Rast. Ich packte meine Briefe zusammen und meinen Koffer nicht aus. In der Nacht schon fuhr ich mit Extrapost der Heimat zu.

---

3. In Sturz und Sieg.

„Na, wird der Teufel ein Aff', oder ist das der Herr Felix?" Das waren die Worte, die meinem Herrn Onkel Gerold, Baron von Ehrenswärdt, höchst malapropos und nur in der maßlosen und unangenehmen Ueberraschung entfuhren, als ich am zweiten Weihnachtstage 1790, Nachmittags drei Uhr, zu den Meinen in's Cabinet trat, wo, wie üblich an solchen Festen, nach der verlängerten Mittagstafel der Kaffee getrunken wurde. — „Beides, mein Herr!" versetzte ich schier atempo; „der Herr Felix kommt, um dem Herrn Teufel das Spiel zu legen, das er letztlich ein wenig zu lustig zu treiben scheint." — Weiter kam's nicht, denn in dem Augenblick war mein Bruder

neben mir und küßte und knuffte mich lachend und meinte: „Charmant gegeben, Felix! Schlag auf Schlag!“ Und der Vater und Onkel Hans Peter wurden mobil, kamen hinter dem Tisch hervor und hießen mich mit einer Art von aufleuchtendem Blick willkommen; Schwager Büren, die Schwestern, ein paar schon heranwachsende Kinder — alles drängte sich herzu, sogar die Mutter war aufgestanden und sah mir entgegen. Es war alles da und alles nahm mich leidlich freundlich auf — da war der Herr Gerold für's Erste vergessen.“

So begann der Junker die Fortsetzung seiner Erzählung nach einer längeren Pause, während welcher wir unsere Pfeifen frisch gefüllt und angebrannt und einen langen Ausblick auf unsere Umgebung gethan, plaudernd dabei über dies und jenes. Denn so lebhaft und anschaulich der Alte auch erzählte — so anschaulich, daß ich die ferne Zeit vor mir aufsteigen und ihre Menschen wieder aufleben sah — eigentlich erregt war er dabei nicht geworden, geschweige denn wirklich bewegt oder ergriffen. Nur als er von jenem brutalen Angriff des Onkels berichtete, hatten seine Brauen sich flüchtig zusammengezogen, und ich erkannte wohl, wie jener Schlag und jener Blutstropfen noch heut auf seiner Wange brannten. Bei der Erzählung von den Briefnachrichten hatte er nachdenklich gesprochen, als grüble er noch jetzt über meines Vaters Worte — endlich aber war die Fortsetzung in einem ge-

wissen leichteren, ja humoristischen Ton von ihm begonnen worden, und in dem gleichen redete er nun auch weiter.

„Ich kam zum Sitzen und Umherschauen — die Meinen, wiederhole ich, waren alle da, so viele von ihnen, wie nur selten in dem alten Nest vereinigt gewesen sein mochten — nur Livia fehlte. Das war mir so unerklärlich, so unglaublich — wir sind zuweilen dumm, Vetter! — daß ich mich ganz bestürzt noch einmal umschaute, die Mienen der Verwandten musterte, die natürlich von meinen Gedanken nichts ahnen konnten und ziemlich bunt durcheinander und auf mich einredeten. Aber das Resultat war das gleiche — sie war nicht da, in keinem Winkel! — Und da schüttelte ich den Kopf und guckte meinen Bruder an und sagte endlich: „Wo ist denn aber deine Frau, Julius?" — „Felix, du bist eben ein Felix — siehst du, mein Schulsack hat noch einige classische Reste in sich!" versetzte er munter lachend und schlug mir auf die Schulter, denn er saß neben mir. „Das ist eben der Witz von ihr und dir — sie hat mir vorgestern einen Buben bescheert, und du sollst morgen bei ihm Gevatter stehn. 's war schon ausgemacht, daß Schwager Büren dich vertreten sollte; nun ist's noch besser." — „Gratulire, gratulire!" sprach ich halb mechanisch und schüttelte ihm die Hand. „Und geht's der Mutter denn so gut, daß du heut schon von ihr gingst?" — „Na, was sollte

ihr denn fehlen, Brüderlein?“ fragte er wieder lachend zurück. „Unsere Weiber sind noch nicht so schwach, wie du sie auswärts gefunden haben magst. Es ist alles mit ihr in bester Ordnung, und sie hat gestern genug gejammert, daß ihr der Doctor noch das Aufstehen untersagte und von der Taufe am heutigen Tage nichts wissen wollte. Morgen ist sie aber, das hab' ich ihr versprochen — der Dollenius zieht über den Aufschub so schon ein schiefes Gesicht. Der Dollenius ist auch da, Bruder,“ plauderte er fort, „und so werden wir morgen in Sollnitz noch vollständiger bei einander sein, so, wie wir lange nicht gewesen. Felix, es war ein Prachteinfall von dir, gerade heut zu kommen. Vivat Hohensee und die dazu gehören!“ Und animirt, wie er war, ließ er nicht nach, bis Wein herein gebracht und die Gläser gefüllt wurden.

Die Andern sperrten und zierten sich nicht, sondern tranken tapfer mit. Die Fidelität war allgemein, selbst die Mutter und der Onkel Gerold waren in ihrer Weise heiter, und ich — ich fühlte mich in einer gewissen sentimentalen Bewegung. Denn ich war nach solcher Zeit wieder einmal im alten Nest, nicht mehr wie bisher gleichsam ein verschlagener Vogel; das hat doch immer einen tiefen, ernsten Reiz. Und endlich — ich empfand daneben auch mit einer Art von wirklichem Glück, was Julius vorhin über die endlich erzielte Vereinigung a l l e r Familienglieder gesagt. Es war richtig genug. Seit Ma-

riens Hochzeit, das heißt also damals seit achtzehn Jahren, waren wir nicht einmal mehr alle zugleich daheim gewesen.

In diese Heiterkeit hinein trat der alte Christian, der Leibjäger meines Vaters, mit verstörtem Gesicht und brachte meinem Bruder die Nachricht, daß ein Bote von Sollnitz da — die Wöchnerin sei jählings schwer krank geworden, so daß der Schreiber (Wirthschafter) gleich nach dem Arzt geschickt, der glücklicherweise bei einem Kranken in der Nachbarschaft weilte, und den Bruder bitten lasse, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen.

Mein Bruder wurde leichenblaß, er war ein durchaus sorgloser Mensch, der nur in und für die Gegenwart lebte und niemals an etwas möglicherweise Kommendes dachte, so daß dergleichen, wenn es einmal kam, ihn dann jedesmal zuerst beinah' um und zu Boden warf. Andererseits war er aber auch wieder derb genug geartet, um sich alsbald wieder aufzuraffen, und so stand er denn auch jetzt gleich darauf fest auf seinen Füßen, und als die Mutter anzuspannen befahl, weil sie mit hinüberfahren wolle, da versetzte er bestimmt: „Nichts da, Mutter, Schwester Büren kommt mit, die ist ihr vertrauter. Nicht wahr, Hedwig, du kommst?" — Die Mutter ließ sich piquirt auf ihren Sophaplatz zurücksinken, die Schwester machte sich reisefertig. Sie fuhren ab. Am Abend kam Botschaft — es stehe zwar noch nicht gefährlich, aber

immerhin schlecht genug, um demnächst das Schlimmere und Schlimmste zu erwarten.

Es war am folgenden Tage ein unendlich trübseliges Tauffest, denn das wurde der kranken Mutter wegen nicht verschoben, Vetter. Es war dazumal noch selten, daß man damit auch nur bis zum dritten Tage wartete. Julius ging umher, als habe er eine Centnerlast auf sich liegen, die Uebrigen waren zum Theil freilich sichtbar betrübt und gedrückt, zum Theil aber noch mehr gereizt, ohne daß ich für's Erste begriffen oder erfahren hätte, was eigentlich vorgefallen. Eine Andeutung erhielt ich freilich bald. Denn als ich nach dem Act zu dem Onkel Hans Peter trat, der am Fenster stand und leise den stolzen Hohenfriedberger Marsch auf der abgethauten Scheibe abtrommelte, und als ich dem alten Mann ein paar tröstende Worte zu sagen versuchte, da lächelte er schwermüthig vor sich hin und meinte: „Ja siehst du, Felix, wir haben das alles vorausgesagt, es war und ist kein Glück in dieser Ehe. Aber sie wollten ja nicht auf uns hören; dein Vater und ich, wir sind eben alte Leute und gutmüthig, du warst nicht da, und so mußt' es denn gehen, wie's ging. Stirbt mir aber das Kind — nun gut, nun gut!" brach er dann plötzlich ab. „Ich hab's ihnen deutlich gesagt, und so mag es nun ruhen, bis der Herrgott das Weitere fügt."

Abends, als wir heimkehrten, ritt ich mit dem Schwa-

ger Büren zusammen, während die Anderen fuhren. Julius war beim Abschied sehr niedergedrückt gewesen, und ich warf nach einer Weile nur so gedankenvoll hin: „Das sind die Freuden des Ehestandes!“ — „Unsinn, Schwager!“ entgegnete Büren ernst. „Das gehört auch mit dazu; am ewig blauen Himmel stürbe man vor Langeweile, Wolken und Stürme erproben und unterhalten die Liebe und vermehren sie. Julius hat seit gestern Abend in meinen Augen gewonnen; ich sehe doch, daß ihm an der Frau etwas liegt und daß er sich vom Gängelbande losgemacht hat. Das wird auch das arme Kind, wenn es uns erhalten bleibt, mit andern Augen zu ihm aufsehen und nach und nach zufriedner werden lassen.“

„Schwager, was heißt das alles? Ist Livia gezwungen worden zu etwas, das ihr nicht willkommen, — und ihr habt's gelitten?“ fragte ich gepreßt. „Schenke mir reinen Wein ein — euere Briefe sagen ja nichts, und Mühl ergeht sich in Dunkelheiten.“ — „Hältst du mich vielleicht für ein altes Weib, das jetzt hinterher schwatzt, explicirt und lamentirt, wie's hätte sein können und sollen und wie's geworden?“ gab er mir mit hörbarem Verdruß zurück. „Wende dich an deine Schwester, die versteht so was und wird's dir genau sagen. Ich habe nur Eins für dich, und das ist, daß du ein unsinniger Narr gewesen und dein Glück muthwillig verloren hast; daß du gar

nicht verdientest, wie die beiden Alten sich für dich gewehrt. Aber das läuft in der Welt umher und verliert Sinn und Verstand!" fuhr er noch grollender fort, und wie vorhin der Onkel, setzte er abbrechend hinzu: „der Alte hat ganz Recht, wenn er ihnen sagt: den Tod des Kindes würden sie und du auf dem Gewissen haben. Dir wär's nicht gestorben. Das glaub' ich selber." — „Schwager," sprach ich noch gepreßter und nach einer langen Pause, denn das Herz war mir voll zum Zerspringen; „hat sie denn irgendwie anders an mich —". — „Frage sie selber, wenn du Lust hast," unterbrach er mich barsch. „Ich sage kein Wort mehr darüber."

Somit saß ich denn fest und schwieg wie betäubt, so daß selbst der Ton, den der Schwager gegen mich angeschlagen und den ich zu andrer Zeit von keinem Menschen ertragen haben würde, an mir vorüber ging, ohne daß ich darauf acht gab oder, die Wahrheit zu sagen, etwas darauf zu erwidern wußte. Mir war zu Muth, als habe ich eine schwere Sünde auf mir, und ich wußte doch kaum, was es für eine war, wie ich sie hätte vermeiden sollen!

Die nächsten Tage gingen still hin, von Sollnitz hörten wir immer noch das Gleiche: es werde nicht besser. Die Milch war ihr, wie man es damals hieß, in den Kopf gestiegen, und man sorgte daher nicht allein um ihr Leben, sondern auch um ihren Verstand. Julius war niederge-

drückt und wich mir sichtbar aus; ebenso machte es Hedwig, wenn ich hinüberkam. Ich selber freilich suchte, wie Ihr denken könnt, auch keine erörternden Gespräche, denn so dumpf ich auch war, ich hatte doch eine Art Gefühl davon, daß Schwager Büren mit jenem Nachtgespräch eine kaum verzeihliche und noch weniger erklärliche Thorheit begangen haben müsse — zu erklären nur auf die Weise, daß er bei mir ganz andere, als die wirklich vorhandenen Gefühle vorausgesetzt und daß er in dieser widerwärtigen Affaire herbe Kämpfe mit — irgend Jemand zu bestehen gehabt habe.

Hier in Hohensee war erst recht der Teufel los. Vater und Mutter waren, jedes in seiner Weise, verdrießlich; der Onkel redete tagelang kein Wort, Baron Gerold ließ sich nicht sehen, ich selber endlich hatte, ganz abgesehen von meinem gegenwärtigen Zustande, auf dem langen Umherstreifen die rechte Ruhelust verloren und fühlte mich jetzt daheim und zwischen den Meinen wie verrathen und verkauft. So nahm ich denn mit einer Art Freude den Vorschlag der Mutter an, in die Residenz zu gehn, um den Fürsten von unserer Loyalität zu überzeugen. Denn unsre Familie war schlecht angeschrieben, seit hundert Jahren war kein Hohensee mehr in einheimischen Diensten gewesen, und man flickte uns allgemach, wo man konnte, am Zeug.

Meine oder vielmehr der Meinen Absicht gelang auf's

Beste; es ging alles vortrefflich, man wollte mir wohl, der Fürst selber hatte für mich ein paar seiner bezauberndsten Blicke und Worte — er verstand dergleichen bekanntlich wie kein anderer Monarch seiner Zeit. Man gab mir ohne mein Zuthun den Titel als Kammerjunker, ich sollte partout dableiben, in Dienst treten. Das wollte ich nicht, denn ich hatte eine Art Grauen vor jedem Staatsdienst — es war ja kein Krieg da, wo ich hätte nützen können! — und noch mehr vor dem Treiben dieser liederlichen und gewissenlosen Hofpartei hier, dieser landes- und hochverrätherischen Adelspartei da. Ich riß mich also nach einigen Monaten aus dem Wirbel der Feste los und kehrte in die Heimat zurück — freien Herzens. Ich wußte, daß Livia lebe und genesen sei, und die Dummheiten des Winters hatte ich in dem Gedanken überwunden: sie ist die Frau deines Bruders, du hast bisher niemals tiefer für sie gefühlt, und was sonst auch hätte geschehen können und mögen, es ist keine Rede mehr davon.

Ich hielt mich noch hie und da auf, und wir waren schon über die Mitte des Mai hinaus, als ich hier wieder anlangte. Das Haus war still; der Vater natürlich auf dem Felde, die Mutter hauste seit acht Tagen bei ihrem Bruder, dem eben noch ein kleiner Spätling geboren war. „Aber die junge Gnädige sitzen im Garten," schloß der alte Christian, der mich empfangen hatte, seinen Bericht.

„Die junge Gnädige wiederholte ich verwundert. „Wen meint Er, Christian?“ — „Nun, Junker, Bruder Julius' Frau, die Frau Livia,“ sagte er gleichfalls wie verwundert über meine Frage. — „Wer denn? Cousine Livia? Unmöglich!“ rief ich immer überraschter. „Wie käme die jetzt hieher? Wo ist denn mein Bruder?“ — „Auf vierzehn Tage verreist,“ versetzte er; „wohin, weiß ich nicht. Und da es unserm alten Herrn hier ohne Frau und Kind zu einsam wurde und die Livia in Sollnitz auch so mutterseelenallein saß, so machten sie's aus, daß sie herüberkäme und dem Herrn inzwischen Haus hielte. Er hat doch sein Herz an die junge Gnädige gehängt, und sie verdient's. Sie ist ein Engel von einer Frau, Junker,“ schloß er, „und der Kleine, der uns im Winter all die Molesten gemacht, ein wahrer Staatskerl von einem Kinde.“ — „Sie ist im Garten?“ fragte ich gedankenvoll, oder war's zerstreut, ich weiß das nicht. Mir war wunderlich zu Muthe. — „Ja, im Garten, Junker, unter der Linde,“ sagte er. „Und sie wird eine mächtige Freude haben über Eure Ankunft, denn sie hat mit dem Herrn, wie ich wohl gemerkt, alle Tage —“

Ich wandte mich ab, ohne ihn auszuhören, ging und trat aus dem Gartensaal auf die kleine Plattform, die noch jetzt dort ist, und schaute mich um. Damals stand dort, wo nun die junge Linde, ein uralter Baum derselben Art, der das halbe Dach des Hauses überschattete

und thurmhoch überragte. Ein Februarsturm 1805 hat ihn umgeworfen, und ich pflanzte dazumal auf seinem Platz den jungen Baum an. Nun also, die untern Zweige des alten hingen rings umher fast auf den Boden hernieder, bildeten um die Bank und den Steintisch eine wirkliche prachtvolle Laube, und dort, in dem Schatten des jungen, von der Sonne überschimmerten Laubes, saß Livia mit einer Handarbeit neben dem Korbe mit dem schlummernden Erbprinzen von Hohensee.

Livia hatte mich bisher nicht bemerkt und erst, da ich nach einer Weile des stummen Schauens hinabgestiegen war und schon nahe vor ihr stand, sah sie auf, fuhr überrascht empor, erröthete; wir erhoben, wie auf einen Antrieb, im gleichen Augenblick die Hände und legten sie ineinander, und dann sagte sie, tief aus der Brust heraus: „Felix!" — nichts weiter. Und ich sprach gepreßt auch nur ein: „grüße Sie Gott, Schwägerin!" — Dann schaute ich sie schweigend an.

Sie war, wie sie hatte werden müssen, wie es das Aeußere des Kindes verheißen, und doch — wenigstens in diesem Augenblick — so ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte; denn in meiner Erinnerung herrschten noch die Züge und Linien, die ich vordem an dem Kinde geliebt und auch bei meiner letzten Anwesenheit an dem knospenhaften Mädchen wahrgenommen. Von dem allen war nichts mehr da. Das Zierliche und Schmächtige

hatte dem Feinen und Schlanken Platz gemacht, das Rasche und Kecke dem Sanften und Leisen. Das reizende Köpfchen mit den fröhlichen und beweglichen Zügen war zu einem schönen Kopfe geworden, der auf dem weißen Halse sich wie eine Blume wiegte, anmuthig erhoben, anmuthig geneigt, mit einem Gesicht von weichster Jugendlichkeit und taubenhafter Sanftheit. Kurz, mein Freund, das Kind war inzwischen doch zum Weibe geworden, und zwar zu einem engelhaft schönen Weibe, dessen Hauptausdruck der der reinsten Jungfräulichkeit und der süßesten Unschuld war. Das sprach sich auch, und zwar am deutlichsten, in den Augen aus, welche ganz und gar die alten geblieben zu sein schienen. Kurz, das Ganze ist unbeschreiblich, wie das Einzelne, wie der geheimnißvolle Zauber, der sich leise daraus hervorspann. Ich weiß nur Eins, was Livia's Wesen und Erscheinung Euch deutlich machen kann — wenn man vor ihr war, sie sah, sie hörte, so konnt' es Einem werden, als ob ihn ein volles, sanftes, melodisches Glockenläuten umtöne und Leib und Seele in Frieden und Ruhe wiege. Und das, mein Freund, ist nicht das Resultat dieser meiner ersten Begegnung mit ihr, sondern eines langen, innigen Umganges, und es ist das Urtheil aller, die sie näher kennen lernen durften.

So standen wir Hand in Hand und schauten uns an. Und endlich rafft' ich mich auf — die Situation war drückend oder lächerlich, wie Ihr wollt — und sagte so

einfach hin: „Ich bin überrascht und erfreut, Sie hier und so wiederzufinden, Schwägerin, nicht nur genesen, sondern gesund! Wo aber ist der Erbprinz?" — Sie ließ mich ruhig ausreden; die Hände hatten sich gelöst, die Röthe hatte ihre Züge verlassen, die in ruhiger, klarer Schönheit vor mir lagen. Da ich schwieg, sah sie mich noch einen Augenblick gleichsam nachdenklich an und dann fragte sie in einem Tone, den ich nicht näher bezeichnen kann: „Warum heiß'st du mich aber „Sie", Felix?"

Lächerlich war der Ton eigentlich nicht, lächerlich sah sie nicht dabei aus, lächerlich war mir selber keineswegs zu Muthe, und dennoch lachte ich auf diese Frage hell auf — ich erfuhr, weiß Gott, erst durch diese, daß ich sie „Sie" geheißen, so benommen war ich! — und bot ihr die Hand und meinte: „Nun, Livia, hab' ich's gethan, so hab' ich's gethan. Wo in der ganzen Welt redet man denn seine Schwägerin übrigens mit „Du" an?" — Da ging auch durch ihr Gesicht ein sonniges, schelmisches Lächeln, und sie versetzte, mit dem Finger drohend: „Vetter, Vetter, du lügst mir da was vor! Bin ich doch vor der Schwägerin deine Cousine und deine Spielkameradin gewesen! Allein, du bist nun ein feiner, galanter Herr, ein großer Reisender, ein Hofmann geworden und magst von der armen kleinen Landfrau nichts mehr wissen, hast am Ende so eine Art Grauen vor ihr? Also sei's darum — wir haben auch noch ein paar Manieren.

Seien Sie mir bestens willkommen, Herr Kammerjunker!“ Und sie machte dazu eine prachtvolle Verneigung, wie sie trotz alles darin liegenden Spottes das Herz jedes Tanzmeisters entzückt und der feinsten Menuet à la reine am Hofe zur Zierde gereicht haben würde. Blitz noch einmal, was war's für ein Weib in diesem Augenblick! Mit solcher königlichen Anmuth der Haltung, des Gesichts, mit solcher stolzer Grazie der Bewegung, mit solcher Feinheit des Blicks! Wo hatte ich meine Augen gehabt, als ich vorhin nur die Sanftheit und Weichheit, fast Träumerei und Melancholie in diesen Zügen entdecken wollte? Und — „wo habe ich meine Augen gehabt?“ fragte ich mich noch einmal, als sie, von der Verneigung sich aufrichtend, nun unmittelbar mit einem so schelmischen und leuchtenden Lächeln in dem lieben Gesicht mir fast ungestüm herzlich beide Hände hinbot und sagte: „sei mir tausendmal willkommen, thörichter Vetter! Ich freue mich ja so ganz unmenschlich, daß ich dich einmal wiedersehe!“

Es zog mir wie ein voller Frühlingsjubel in's und durch's Herz; ich schüttelte ihre Hände, als seien wir noch einmal Kinder und Spielkameraden, ich lachte sie fröhlich an und rief ihr zu: „Ja, Livia, liebe Livia, wir sind thöricht gewesen! Aber nun ist alles recht! Ich — du sahst's mir wohl an, wie ich mich über dich freue! Und nun zeige mir den kleinen Kerl dort im Korbe!“ —

Vetter, es war ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist, wie sie mir nun vorauseilte, voll fröhlichster Lieblichkeit sich über den Korb beugte, mich lächelnd heranwinkte, die Decke ein wenig lüftete, mir den dicken, gesunden, schlummernden Burschen zeigte, den Finger auf den Lippen, daß ich ihn nicht störe, voll Stolz und Jubel der Mutter, voll keuscher Befangenheit und süßer Scheu des jungen Weibes, das dem Jugendfreund zum ersten Mal als ein solches entgegentrat. Sie war so hinreißend schön, so unaussprechlich hold und lieblich in dieser Mischung, wie auch ich sie weder früher noch später wieder gesehen, und als sie nun flüsterte: „sie sagen, er sei mir ähnlich, Felix?" — kam mir das schier wie eine Lästerung vor. Wer glich diesem engelhaften Wesen, so weit die Erde sich dehnt und die Menschen darauf hausen? Und nun gar der dicke Bursche da, der, wie alle Kinder in solchem Alter, noch keiner Menschenseele glich — oder vielleicht allen, da man aus den unentwickelten Zügen eben noch alles Mögliche herausfinden kann! — Und so versetzte ich denn auch mit verdrießlichem Lachen: „Ach, dummes Zeug! Ich sehe nur, daß es ein gesunder Junge ist, von dem noch kein Mensch auf der Welt sagen kann, ob er häßlich oder hübsch oder sonst was wird. — Nährst du ihn selbst?" — Es flog ein Schatten durch das eben noch so sonnig heitere Gesichtchen, da sie entgegnete: „Ach nein, ich darf's nicht. Meine Brust soll

zu schwach sein, sagen sie. — Das ist ein Schmerz, Felix! — Aber nun komm herein," brach sie ab und wandte sich fort, „daß ich auch als Hausfrau für dich hungrigen und durstigen Menschen sorge."

Es geschah nach ihrem Willen, denn ich war nicht sentimental genug, um nicht wirklich Hunger und Durst zu spüren. Wir saßen dann drinnen, wir gingen wieder hinaus, plaudernd, lachend, scherzend, kurz seelenvergnügt, wenn auch von Zeit zu Zeit über sie so gut wie über mich eine Art von Träumerei kam, die Munterkeit dämpfend, unwillkürliche Pausen im lebhaftesten Plaudern hervorrufend, ohne daß zum wenigsten ich wußte, wovon oder weshalb ich träumte. — Sie erzählte mir viel und ließ mich einen Einblick in alle Verhältnisse und Zustände der Heimat und der Menschen daselbst gewinnen. Sie sprach mit Wehmuth von ihrem Vater, der stumpfer von Tag zu Tag wurde; sie redete mit warmer Liebe von den Meinen, mit Respekt von der Mutter, mit einer gewissen gleichgültigen Freundlichkeit — anders als freundlich schlug dies goldene Herz fast nie — von Julius, ihrem Gatten; nur vom Baron Gerold sagte sie kein Wort, sie wich nicht nur jeder Bemerkung über ihn, sondern auch der Nennung seines Namens aus, so daß ich endlich geradezu fragte: „Nun, und der Onkel Gerold? Hast du etwas gegen ihn, Livia?" — Da schüttelte sie leise den Kopf und versetzte: „Laß das ruhen, Felix. Du hast

den Baron nicht in dein Herz geschlossen, so viel ich weiß, und ich auch nicht."

Es war mittlerweile spät geworden, die Sonne brannte durch das Gezweig, so daß der Kleine — sie hatten ihn auf meinen Namen getauft —, der inzwischen erwacht und von seiner Amme aufgenommen war, unruhig wurde, und wir gingen wieder hinein, auch um uns zum nahen Mittagsessen umzukleiden. Denn so ungenirt mein Vater sonst lebte und dachte, auf dergleichen hielt er ebenso streng, wie meine Mutter, und er selber erschien niemals in dem Anzuge bei Tische, in welchem er vom Felde oder vom Hofe hereinkam. So trennten wir uns denn, und ich hatte Zeit, auf meinem einsamen Zimmer über den Morgen mit seinen Ergebnissen nachzudenken. Lange währte das freilich nicht, denn ich war kaum fertig, als Christian mich zu dem inzwischen angelangten Alten hinabrief.

Ich fand ihn, wie ich ihn immer gekannt, ruhig und behaglich, jetzt sichtbar durch meine Ankunft erfreut und überhaupt in der ihm möglichen besten Laune. Wir waren in seinem Schlafzimmer, und er kleidete sich während unserer Unterhaltung um. — Für Euch, wenn Ihr ihn so gesehen hättet, vermuthlich ein possirliches Bild: während er die schweren Reitstiefeln mit sauberen Schuhen und den festen Tuchrock mit einem feinen von hellerer Farbe vertauschte, brachte Christian zugleich seine Frisur

wieder in Ordnung und band ihm den Haarbeutel ein, und dabei ließ der alte Herr die kurze Pfeife keinen Augenblick aus dem Munde — sie mußte ausgeraucht sein, wenn zu Tisch gerufen wurde.

„Was denkst du nun von Hierbleiben oder Reisen?“ fragte er mich, zwischen den Zähnen heraus, währenddem. — „Darüber habe ich noch nicht recht nachgedacht,“ sagte ich. „Aber wenn ich nur eine Thätigkeit fände, bliebe ich schon daheim, glaub' ich.“ — Christian blinzelte mich über den sitzenden Alten hin schlau lächelnd an, und dieser Letztere selbst, der gerade die Schnallen an seinen Kniehosen befestigte, meinte nach der herkömmlichen Behaglichkeits-Pause: „Recht, Junge! Sollst sie haben. Hab's mit deinem Bruder abgemacht, daß wir die Röder'schen Güter dereinst zum Majorat schlagen, die ich eigentlich für dich gekauft, und daß du dafür die beiden dort drüben bei deinem Schwager Büren schon jetzt erhältst. Julius wollte zuerst nicht recht daran, und die Alte und der Gerold setzten ihm noch mehr Flausen in den Kopf — dumme Gesellschaft das! Die Röder'schen liegen für's Majorat bequem, wenn sie auch nicht so gut sind. Denn das sind die anderen, nur arg herunter, weil sie uns stets aus den Augen lagen. Da kannst du schaffen, daß dir die Knochen knacken, aber es lohnt sich auch. Nun, die Kleine, die Livia, und ich haben's denn zuletzt gewonnen. Bedanke dich bei ihr, Junge, 's ist eine

schlaue Hexe. Und nebenher hat sie — schlaue Hexe, sage ich! — ausgeheckt, daß der Rittmeister auf Dedenhof nur die eine Tochter hat, ein schmuckes Ding, jung, reich — kennst sie wohl noch selber, da sie mit der Livia vordem gespielt. Lasse sie dir nicht wieder fortschnappen, Junge." —

So redete er, und wenn Ihr ihn gekannt hättet, brauchte ich nicht extra hinzuzusetzen, daß das alles natürlich nicht in einem Zuge, sondern in vielen Absätzen herauskam, daß er mittlerweile fertig angekleidet war und noch vor dem letzten Worte die Klapper zum Mittagsessen rief. Das „lasse sie dir nicht wieder fortschnappen, Junge," sagte er schon auf dem Flur, so daß ich nichts mehr hätte erwidern können, selbst wenn ich gewollt. Denn mit den nächsten Schritten spazierten wir schon zu Livia in's Speisezimmer hinein, und war ich noch nicht consternirt genug gewesen über das, was ich gehört, so wurde ich's nun über das, was ich zu sehen kriegte — die Livia sprang dem Alten entgegen und küßte ihn, und er duldete das nicht nur, sondern erwiderte es auf's Wärmste und schaute sie schier zärtlich an und sprach so hin: „Nun, du Goldkopf? Rechte Freude gehabt über den Jungen da?" So was hatte ich von dem Alten noch nie erlebt und war stumm vor Ueberraschung.

Wir aßen, der Alte ging zu seinem Nachmittagsschlaf, und Livia und ich waren wieder allein und beredeten die

Sache. Sie war wunderbar einsichtsvoll, da sie über das Geschäftliche, sie war lieblich und hinreißend, als sie mit leiser Befangenheit über die Heirathspläne sprach, welche richtig in ihrem eigenen kleinen Kopf ausgeheckt waren. „Helene ist schön und gut und heiter,“ sagte sie; „du wirst es auf's Beste mit ihr haben, Felix. Sie ist auch noch frei, wie ich weiß; es müßte denn sein,“ setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, „daß du selbst ihr noch von früher her im Herzen geblieben wärest.“ — So sprach sie noch lange auf mich ein, die Sache von allen Seiten beleuchtend, bis ich endlich, den dies alles halb zu lachen machte, halb verwunderte, offen fragte: „Aber was hast du denn für einen seltsamen Trieb, mich „unter die Haube“ zu bringen, Kind?“ — Es zuckte etwas durch ihr Gesicht, was ich nicht zu deuten wußte, allein es kam mir fast wie eine Art Schreck vor. Doch alsbald hatte sie ihn überwunden und lächelnd versetzte sie: „Nun, Felix, das ist doch begreiflich! Ihr seid meine beiden ältesten und liebsten Jugendfreunde, die ich so gar gern vereint sähe. Dann bist du fest und bleibst da — Vetter Büren und du dort, wir übrigen hier, mein lieber alter Papa dazwischen — denke, welch' ein reizendes Leben das werden kann, so einig, so herzlich!“ Und indem sie mir jählings die Hand über den Tisch hinbot, setzte sie mit einem von Herzinnigkeit leuchtenden Blick hinzu: „Und siehst du, Cousin, ich wünsche dir von so

ganzem Herzen eine frische, frohe, befriedigende Thätigkeit! Denn leugne es nur nicht, all dies Umhertreiben hat dich zuletzt müde und traurig gemacht und dir nicht genügt. Du bist doch ein Mensch für die Ruhe und Freuden der Heimat!"

„Das mag wohl sein," erwiderte ich gedankenvoll und ließ damit das Thema fallen. Ich grübelte über all diese Pläne und noch mehr über das, was Livia selbst auf solche Weise denken und reden lassen möchte. Die Güter da drüben neben Büren waren allerdiing verwildert und vernachlässigt, allein trotzdem, wie ich sehr wohl wußte, die besten fast, die wir besaßen, die Röder'schen dagegen allerdings bequemer gelegen, zum Theil aber in jenen Sandstreifen hineinreichend, der sich, wie Ihr wißt, gleich einem gewaltigen alten Strombett durch das ganze Land zieht. Es war gar kein Vergleich zwischen diesen und jenen, und ich fand Julius' Widerstand sehr gerechtfertigt und sein Nachgeben zum mindesten unerklärt. — Die Tochter des Rittmeisters auf Dedenhof — Gentzkow hieß er — war sicher reich und noch jung, vielleicht auch liebenswürdig und hübsch, aber Letzteres wußte wenigstens ich nicht. Ich erinnerte mich ihrer kaum, Spielgefährtin war sie, während ich dort weilte, uns so gut wie nie gewesen, um so weniger, da der Vater ein bärbeißiger Mann war, der mit allen Nachbarn ziemlich übel stand. — Was war also das alles und wie hing es zusammen, was

lauerte dahinter — bei meinem Vater nicht, aber bei Anderen, zum Exempel hier bei Livia?

Wie dem allen auch sei, lange währte es mit diesen Grübeleien trotzdem nicht, denn des Gesprächs- und des Denkstoffs war ohnedies kein Ende zwischen ihr und mir. Der Tag verging, es folgten ihm andere ähnliche, ruhige und schöne, ich hatte seit langer Zeit oder eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl des Daheimseins, der Heimat, mit all dem Glück, dem Frieden und Zauber, den dieser Begriff umschließt. Es ist ein eigen Ding, Vetter, wenn man niemals so zu sagen eine bleibende Stelle hatte und nun mit einem Mal nicht nur sieht, sondern selber fühlt, was es heißt, eine solche zu haben. Die angenehme und warme Häuslichkeit, die ich vordem als Kind im Hause des Schwagers gefunden, aber natürlich nicht zu würdigen verstanden hatte, traf ich jetzt im Elternhause bei und unter Livia wieder. Sie war ein reizendes Hausmütterchen und verstand es, den Ihren es wohl werden zu lassen. Mein Vater war ein ganz anderer Mensch, die Dienstleute waren voll Dienstfertigkeit und Zufriedenheit, und ich — ich sog dies Glück in vollen Zügen ein und dachte nicht an sein Ende.

Von meinem Verkehr mit der Cousine oder Schwägerin in diesen Tagen ist wenig zu sagen," redete der Alte nach einem tiefen Athemzuge weiter; „er war wie er in solcher engen Häuslichkeit, bei solchem einsamen Leben

sein mußte, stündlich, intim, herzlich, gefärbt und geregelt durch alle Stimmungen, die Tag und Leben im Menschen hervorrufen. An die Frau dachte ich gar nicht, wie diese mir auch so gut wie nie vor Augen kam, denn von Julius als ihrem Gatten war meines Wissens kaum jemals die Rede, wenigstens betonte Livia das begreiflicher Weise nicht, wie sie denn seinem Vater und Bruder gegenüber auch keinen Grund dazu hatte. Ich sah nur das junge Weib, die Mutter vielleicht, vor allem aber die mir von jeher bekannte und vertraute Verwandte, die mir näher stand als meine Schwestern, weil wir uns im Alter näher waren und jahrelang wie wirkliche Geschwister zusammen gelebt hatten.

So und nicht ein Haar breit anders würde ich mein Gefühl für sie verstanden und taxirt haben," fuhr der Junker fort, „wenn ich mir jemals Rechenschaft über dasselbe gegeben hätte. Meinem Bruder und seinen Rechten trat ich nicht zu nahe, nicht mit dem flüchtigsten, heimlichsten Gedanken. Denn, mein Freund, ich wiederhole das hier: ich war nichts weniger als eine — deutsch gesprochen — sinnliche Natur. Die Liebe stand mir fern und mein Herz war frei, mochte ich diesen und jenen Menschen, mochte ich Livia selbst so lieb haben wie möglich. Lacht mich aus, wie Ihr wollt, aber ich schwöre es Euch zu — ich dachte sie in dieser Zeit nicht ein einziges Mal als mein, als das, was sie nach dem früheren Wunsch der

Ihren und Meinen hätte werden sollen, als meine Frau, wie ich denn auch mich niemals als ihren oder überhaupt einer Frau Gatten dachte. Ich hatte sie ja und alles von ihr, was mein Herz irgend begehrte.

Aber es kam ein Ende dieser Zeit und dieses Friedens, und es kam mit den Worten, die nach einigen Tagen Mittags bei Tisch der Vater an mich richtete: „Hätt's bald vergessen, Junge — die Mutter fragt, ob du denn gar nicht nach ihnen drüben in Büzenow sehen wolltest und was du hier eigentlich so eifrig triebest. Und 's ist auch wahr, was treibst du eigentlich? Und hinüber solltest du freilich lange schon gewesen sein. 's ist doch die Mutter, Felix!" —

Die Worte trafen mich wie ein Donnerschlag, nicht des begründeten Vorwurfs wegen, der darin lag, sondern um ihres einfachen Inhalts willen. Bei meiner Ehre, ich hatte seit dem ersten Tage gar nicht wieder an diesen Theil meiner Verwandtschaft gedacht, dessen Glieder mir theilweise so fern standen, wie Mutter und Schwester, theilweise, wie der Onkel, mir sogar ernstlich verhaßt waren. Und nun mit einem Mal waren sie nicht nur da und gewissermaßen mir gegenüber im Recht, sondern ich sah auch die Mutter schon wieder zurückkehren und Livia scheiden; ich sah das Ende unseres Verkehrs, ich sah für mich und auch für sie — es war ja zweifellos, daß sie etwas gegen den Baron Gerold hatte, was er so oder so

sicher ihr vergalt — Widerwärtigkeiten aller Art voraus. — Ich schaute zu ihr hinüber — sie kritzelte mit der Gabel auf dem Teller, ohne die Augen zu erheben. Und meinen Blick zum Vater zurückwendend, versetzte ich mit einer Art von finsterem Sarkasmus: „O Gott, wie zärtlich! Daß man die Schwester schon sehen könne, wußt' ich nicht, dafür jedoch, daß die Mutter in einigen Tagen zurückkehrt. Wüßte also nicht, was mich nach Büzenow treiben sollte."

„Schon recht," bemerkte der Alte nach einer Pause, denn er aß während dieses Gesprächs in möglichster Ruhe sein Fleisch und Gemüse, „aber am Ende wird der Gerold dich nicht fressen, Junge." — „Mein's selber," erwiderte ich. „Aber ich habe auch keine Lust zu Zänkereien, die nicht ausbleiben würden. Und wie gesagt, es drängt mich nichts dahin." — „So fährst du morgen wohl nicht mit zu der Gesellschaft? 's ist die erste, die deine Schwester wieder mitmacht," sagte er wieder nach einer Weile. — „Danke," versetzte ich kühl; „wußte gar nicht, daß sie eine Gesellschaft geben wollen." — „Die Mutter schrieb's heut Morgen," sprach er nach einer neuen Pause. „Lassen auch um einen Rehbock bitten zum Braten. Hast du Lust, ihn zu holen, Junge, oder schicke ich den Jäger?" —

Livia hatte bisher kein Wort hinein geredet und keinen Laut von sich gegeben, noch aufgesehen; nun blickte sie schelmisch lächelnd zu mir auf, und dieser Aus-

druck ihres Gesichtes und der Gedankengang ihres Kopfes, den ich schier ebenso deutlich vor mir sah, ließen mich dem Alten unwillkürlich lachend erwidern: „Du bist ein Schlaukopf, Papa, der mich neckt. Du weißt wohl, daß meine Feindschaft nicht weit genug geht, um den armen Teufeln da drüben einen Bissen in die Küche und mir selber das seltene Vergnügen eines Jagdzugs im Mai zu versagen. Conrad kann mitgehen, denn ich weiß am Ende in den Revieren nicht genug Bescheid.“ — „Thu's!“ sagte er.

So geschah es denn auch. Bald nach Tisch zog ich mit dem Jäger aus, streifte tüchtig umher, zugleich auch um im Walde wieder daheim zu sein, von dem ich seit meiner frühsten Jugend wenig mehr gesehen, und erreichte bald meinen Zweck. Denn es gab dazumal noch unglaublich reiche Bestände hier zu Lande, Vetter, und Hohensee hatte einen der reichsten von allen. Bei Büzenow aber gab es schon damals kein Standwild mehr, weil der Baron Jagdhunde hielt und dem Wilde keine Ruhe ließ; 's war auch eine seiner vielen Thorheiten. — Genug, so gegen halb Sechs hatte ich den Jäger schon mit dem Bock nach Hause geschickt und kam nach einem Umwege zum „schwarzen See“, wo es an dem heißen Tag wunderbar kühl und heimlich war. Da wollte ich ein wenig ruhen, denn derartige Streifereien waren mir nicht gewohnt genug, um mich nicht zu ermüden; als ich jedoch um die

„drei Eichen“ bog und auf die Moosbank zuging, die Ihr noch heute seht, fand ich dieselbe schon besetzt und zwar von Livia.

„Nun, edler Junker und großer Nimrod,“ rief sie, da sie mich überrascht stehen bleiben sah, wieder mit jenem schelmischen Lächeln vom Mittage mir entgegen, „hältst du mich für eine Waldfee, daß du erschrickst, oder gar für ein verzaubert Stück Wild, daß du zu erlegen gesonnen? Denn ich wette, Felix,“ setzte sie lustig hinzu, „deine christliche Gesinnung gegen den Herrn Baron hat keine Früchte getragen, und du kommst nur mit vielen Fehlschüssen heim.“ — „Die Fehlschüsse thust du selbst,“ versetzte ich gleichfalls heiter. „Conrad trägt den Braten nach Hause. Nun aber laß mich bei dir sitzen, denn ich bin müde.“ — „Weshalb ist der Herr selber gelaufen und hat es nicht dem Diener überlassen?“ warf sie neckend hin, indem sie mir zugleich Platz neben sich machte. — „Ein solches Vergnügen kann freilich eine Frau nicht taxiren,“ gab ich zurück. — „Vergnügen?“ wiederholte sie, und die großen Augen sahen mich plötzlich wie nachdenklich an, — „Vergnügen? Hast du es um dessen willen gethan, Felix? Du sahst mir heut Mittag eher nach allem Anderen aus, und ich habe fast gemeint, du seiest nur aus Verdruß davongelaufen. Sage mir, Felix, was verstörte dich so? Es war doch am Ende natürlich, daß deine Mutter sich nach dir erkundigte und nach deinem

Ausbleiben fragte. Hinüber wirst du immerhin einmal müssen, früher oder später, und morgen wäre dazu die beste Gelegenheit. Du thätest dann auch noch ein gutes Werk an mir," schloß sie wieder lächelnd, „denn freilich — auch ich bin nicht gern in Büzenow, sondern fühle mich dort stets mit zusammengeschnürtem Herzen."

Ich saß neben ihr und ließ den Zauber dieser weichen Stimme, dieses milden Auges mich umspinnen; ich hätte ihr gern stundenlang so zugehört, sie stundenlang so angesehen, dort an dem stillen Platz, in der dämmerigen Beleuchtung, in der prachtvollen Luft des Maitages, — ausruhend an ihrer Seite von meinen kleinen Strapazen. Seht, Vetter, solch ein Ausruhen zu solcher Stunde, in solcher Umgebung, ist wie das Genesen nach einer schweren Krankheit, beide Gefühle sind verwandt mit einander und unbeschreiblich wohlthuend. Und so war auch mir heut, wohlig bis in's Herz hinein.

Ich ließ eine ganze Weile vergehen, ohne zu antworten, denn ich wußte auch kaum etwas zu sagen, was mich nicht zu widerwärtigen Explicationen geführt hätte, die ich gerade in diesem Augenblick am allermeisten scheute, und überdies — ich wiederhole es — hätte ich am liebsten ihr nur zugehört, sie nur angesehen. Endlich aber besann ich mich, und indem ich ihre Hand in die meine nahm, sagte ich herzlich: „Du fragst, was mich so verstörte und verdroß? Kind, das war nicht allein die

Erinnerung an den Baron, den ich nun einmal nicht leiden kann, bei dem ich jedesmal das Gefühl habe, als dränge er sich zwischen mich und mein Glück — sondern es war zuerst und hauptsächlich der traurige Gedanke, daß es demnächst mit unserem Stillleben hier aus und zu Ende. Ich habe mich durch diese Ruhe, diesen Frieden so beherrschen lassen, daß ich nicht daran dachte, wie bald es aufhören könne und müsse. Kehrt die Mutter zurück, spionirt der Baron wieder täglich hier umher, so ist es eben schon anders. Dann muß ja aber auch Julius bald wiederkommen, du gehst mit ihm nach Sollnitz, wir sind auseinander und finden uns so schwerlich bald wieder vereint. Für mich ist die Zeit des Ausruhens und der süßen Faulheit dann auch vorbei, es geht in's strebende und schaffende Leben hinein — freilich wohl etwas Natürliches und Nothwendiges, was mir jedoch jetzt noch gar nicht zu Kopfe will. Weißt du noch, was du mir neulich einmal sagtest — ich sei ein Mensch für die Ruhe und die Freuden der Heimat? — Ja, ja, Livia, so ist's! Ich bin es mehr, als du vielleicht denkst, als ich selber es bisher gewußt; ich habe es erst jetzt und hier recht gespürt. Und siehst du — damit ist es für mich für's Erste wenigstens wieder vorbei."

Sie hatte mir die Hand gelassen, ihr Auge haftete auf mir mit einem zuerst nachdenklichen, bei meinem längeren Sprechen nach und nach aber immer wehmuths-

volleren Blick. War etwas in meinen Worten, das sie besonders ergriff, oder hörte sie's und nahm sie sich's zu Herzen, daß ich mich traurig redete — ich sah ihren Blick plötzlich von einer aufsteigenden Thräne verschleiert, ich fühlte einen leichten Druck der feinen Finger, und dann fragte sie gedämpft: „Willst du denn wieder fort, Felix?" — „Hier bleibe ich nicht, kann ich nicht bleiben," versetzte ich. „Du mußt das einsehen, Cousine." — „Aber die Güter?" sagte sie mit fragendem Tone. — „Die Güter, Livia, laufen mir nicht weg; ich habe aber jetzt gar nicht an sie gedacht. Doch wenn ich sie auch übernehme und dort zu wirthschaften beginne — was ändert sich dadurch für mich? Gewinne ich damit Heimat und Ruhe? Nein, Kind! Ich soll mir Beide ja erst gründen und erringen!" Und wie man manchmal Einfälle hat und Antrieben folgt, über deren Entstehung, über deren — sage ich: Absicht man sich selber am wenigsten Rechenschaft zu geben vermag, so setzte ich hinzu: „Sieh, Livia, und das ist ein halb traurig und halb langweilig Geschäft, wenn man's nur für sich allein thut. Was soll ich einsames und nichts weniger als egoistisches Menschenkind viel für m e i n e Zukunft, m e i n e Behaglichkeit sorgen und arbeiten! Das macht sich ja alles ohne Sorge und Arbeit, von selbst. Ja, hätte ich einen anderen, einen rechten Zweck, bei dem auch mein Herz in's Spiel käme! Aber so? — Ach, es schafft sich nur fröhlich zu Zweien oder für Zwei!"

Es war jetzt eine gewisse Befangenheit in dem Blick, der auf mir haftete, und in dem Klang ihrer Stimme, mit der sie wieder wie fragend nach einer Pause sagte: „Und Helene Gentzkow?“ — Die Worte waren wie ein kaltes Bad, das mich aus allen Träumen und Phantasien schreckte. Ich zuckte zusammen und auf und versetzte fast heftig: „Ach, bleibe mir mit diesen Dummheiten vom Leibe, Livia! Was habe ich mit Helene Gentzkow oder sonst einem solchen Geschöpf zu thun! Ich bin allein und bleibe allein — das ist einmal nicht anders.“ So sprach ich und stand zugleich auf, mir war unleidlich zu Muth, gerade so, als wenn uns im ernstesten, heiligsten Moment, während der tiefsten, frömmsten, inneren Bewegung etwas recht Dummes oder Frivoles, Unheiliges nahe tritt. Und Livia mochte das wohl empfinden, denn auch sie stand auf und legte mir die Hand wie begütigend auf die Schulter und sprach innig: „Felix, lieber Felix, habe ich dir weh gethan? Das wollte ich bei Gott nicht!“ — Da entwich Verdruß und Verstimmung, denn vor diesem Zauber der Stimme, des Blicks, des ganzen Wesens hielt nichts dergleichen Stand, und ich konnte freundlich und milde antworten: „Laß gut sein, Kind, es ist schon vorüber. Aber ich bitte dich, laß mich in Zukunft mit allen derartigen Plänen zufrieden. Wen man wählt und ob man wählt und ob solcher Wahl und solchem Wunsch auch die Erfüllung folgt, das muß dem Herzen des Menschen selber

und seinem günstigen oder ungünstigen Stern überlassen bleiben. Und ich weiß von diesem allen noch wenig oder gar nichts, zum mindesten nichts Günstiges. — Aber nun genug," brach ich ab. „Wohin sind wir gerathen, Livia, daß wir uns mit solchen widerwärtigen und albernen Dingen quälen! Heiter, Kind, heiter! Sei wieder fröhlich, Cousinchen!"

Ueber ihr liebliches Gesicht flog ein flüchtiges Lächeln. „Du bist ein lieber, guter Mensch, Vetter," sagte sie, „aber auch ein sehr wunderlicher, von dem niemand ahnen, geschweige denn berechnen oder sagen kann, was es in ihm gibt, was ihm wohl, was ihm weh thut!" — „In dem Fall sind wir alle," gab ich munter zur Antwort. „Geht es, zum Beispiel, mir besser mit dir? Weiß ich von den Gedanken, Gefühlen, Regungen, die du so zu sagen privatim hast?" Und als ich die Worte gesprochen hatte und sie dabei neckend fixirte, erschrak ich fast über ihre Wirkung, denn sie wurde jählings glühend roth und fast eben so schnell tödtlich blaß, und sie bebte am ganzen Körper, so daß ich rasch den Arm um sie legte und bestürzt rief: „Aber, Kind, um Gotteswillen, was ist dir?" — Sie strich mit beiden Händen über die Stirn und richtete sich rasch auf. „Nichts, nichts!" erwiderte sie hastig; „mir wurde nur so schwindelig. Jetzt ist's schon vorüber!" — „Leidest du denn öfters daran?" fragte ich, und da sie den Kopf schüttelte, fügte ich hinzu: „Ich dachte zuerst,

meine Worte hätten dich so berührt, obgleich ich freilich nicht begriff, wie das möglich sein könnte.“ — Da lachte sie wieder ganz heiter, wenn sie auch noch ein wenig blaß war, und meinte: „Nun, Vetter, so arg ist's nicht, obschon der Gedanke sogar allerdings wohl zum Erschrecken ist, daß ein Anderer die Fähigkeit besitzen könnte, uns bis in unser Eigenstes und Geheimstes zu durchschauen. Meine Bemerkung vorhin war dumm und deine Antwort treffend genug. Aber nun laß uns heim. Ich muß nach dem Kleinen sehn.“

Wir waren schon auf dem Wege, gingen langsam und bald wieder ziemlich heiter plaudernd vorwärts und traten in den Garten. Ich weiß nicht mehr, worüber wir gerade redeten, aber es beschäftigte uns, so daß wir uns nicht viel umschauten, sondern neckend und lustig weiter gingen oder stehen blieben, uns anlachend, kurz, wie man es bei solcher Gelegenheit eben treibt, wenn man jung und kein Kopfhänger ist. Das Vorhergegangene hatten wir Beide anscheinend vergessen oder abgeschüttelt. — So übersahen wir's, daß in einem Nebensteige mein Vater mit dem Baron Gerold herankam, und erst der Anruf des Erstern: „Heda!“ ließ uns aufmerken, stehen bleiben und dann des Anderen lachend vorgebrachte Worte vernehmen: „Ei guckt doch — versunken wie ein Liebespaar!“

Livia erröthete glühend, mir zogen sich die Finger

der Hand zusammen, als müsse ich im nächsten Moment den Frechen zu Boden schlagen. Allein es mag nur mein Blick von dieser Regung meines Innern gezeugt haben, — der Baron verfärbte sich wenigstens, obgleich er sein Auge nicht von mir abwandte — dann war ich schon wieder gefaßt und warf ihm ein: „Nicht wahr, Cousine, gesprochen wie — Baron Gerold?" entgegen. — Er lenkte ein. Herantretend bot er mir mit einer Art von Bonhommie die Hand und sprach mit anscheinend wohlwollendem Blick und Ton: „Also kennst du mich doch noch, Herr Neffe! Wir sind sonst lange genug von einander gewesen und uns auch Weihnachten so wenig begegnet. Ich fürchtete fast, du würdest mich ganz vergessen haben, zumal wir erst heut Morgen hörten, daß du, und zwar schon seit acht Tagen, hier. Da mußte ich doch nach dir sehen, deine Mutter und Schwester schicken mich auch. Und nun frage ich: wie ist's? Hilfst du uns den Braten, den ich schon gesehen und für den ich danke, morgen verzehren?"

Das ging so schnell und geschlossen hin, als hätte er es extra für mich zurecht gedacht und auswendig gelernt. Der Mann, die Weise, der Ton, alles und alles mißfiel mir gründlich, und ich mußte mich ernstlich zusammennehmen, um meiner Empfindung nicht ganz und gar den Zügel schießen zu lassen. „Ich habe lange keine Gelegenheit mehr gehabt, zu erfahren, ob ich in Büzenow will-

kommener als vordem sein würde, Herr Onkel," erwiderte ich mit einer steifen Verbeugung. „Jetzt werde ich aber nicht ermangeln, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen, — nur morgen bedauere ich. Ich habe mich schon nach Liebenhagen, bei Onkel Hans Peter, angemeldet." — „Ei, davon weiß ich ja noch gar nichts!" schob mein Vater ein, die unschuldige Seele, der Baron aber sagte in seiner ganzen bösen Weise und mit einem schiefen Blick auf Livia, die schweigend neben uns stand: „Nun, für Herrn Hans Peter läßt man sich schon aufgeben!" und ich endlich replicirte: „Sie wissen wohl, Herr Onkel, daß ich früher mehrere Jahre in Karlshof und Liebenhagen leben mußte und dort eigentlich mehr daheim bin, als hier." — „Das ist verständlich," meinte er, das Haupt neigend; „nun, ich muß fort. Also, wenn du wiederkommst, Herr Neffe, sehen wir dich wohl drüben? A revoir! — Kommt Ihr mit, Schwager?" — Und nachdem er mit dem Vater sich einige Schritte entfernt hatte, denn ich zögerte, ihm zu folgen, und Livia blieb neben mir, — wandte er sich im Gehen und rief der Letzteren zu: „Daß ich's nicht vergesse — Julius kommt übermorgen, schöne Nièce!" — Sie sah auf und ihm ruhig entgegen. „Danke, aber ich wußte das schon," versetzte sie kühl.

„Hast du wirklich im Sinn, nach Liebenhagen zu gehen?" fragte sie mich, als wir so langsam den Beiden

nachgingen. — „Das habe ich freilich," antwortete ich ernst. „Es ist ein schneller, aber fester Entschluß. Ich möchte Büren's sehen —". — „Die triffst du nicht, sie sind zur Hochzeit nach G. gefahren," unterbrach sie mich, „und werden noch nicht zurück sein." — „Nun gut, so bleibe ich bei deinem Vater und dem Magister," redete ich weiter; „den Einen sprach ich kaum, den Anderen seit fast fünf Jahren nicht." — „Du verdienst ein Gotteslohn um meinen armen alten Papà," bemerkte sie gedrückt. „Wollte Gott, ich könnte mit dir hinüber, Felix!" Sie blieb fortan still und — ich will sagen gedämpft, denn das war es.

Am folgenden Morgen war ich früh auf den Beinen und ging in den Stall, um nach meinem Pferde zu sehen und das Aufsatteln zu befehlen. Da ich zurückkam, sah der Vater mit der weißen Schlafmütze und seiner langen Pfeife aus dem Fenster, und Livia ließ eben den Frühstückstisch für mich unter der Linde neben der Hausthür aufstellen. Sie sah frisch und rosig aus und begrüßte mich auf das Heiterste, und da ich sie wegen des Frühaufstehens schalt, meinte sie lachend, sie sei um diese Zeit stets auf und heut natürlich um so eher, da sie mit mir noch über den Vater und Liebenhagen plaudern wolle. Für mich möge es aber schwer sein, da ich mich sonst immer noch zwei Stunden im Bett strecke. So redeten und scherzten wir, sie gab mir ihre Aufträge für den Vater

und machte dabei die sorgliche Hausfrau. Ich hatte sie niemals anmuthiger gesehen.

Es war ein prachtvoller Morgen, voll solcher Frische und solchem Glanz, voll solcher Himmelsbläue und so kühlem, kräftigem Duft des jungen Laubes, der Frühlingsblumen auf den beiden Rabatten, die damals — der einzige poetische Einfall, den meine Mutter vielleicht jemals gehabt — nahe vor dem Hause, hinter der Ausfahrt, angelegt waren, daß es einem das Herz weit und leicht machen mußte. Von rechts herüber grüßte und winkte der Wald, der zu jener Zeit noch nahe an den Hof herantrat; über den Feldern links jubelten die Lerchen; die Hügeldüne vor uns lag mit ihrem hohen Wipfel wie in Licht gebadet. Kurz, ich selber habe meine Heimat niemals lieblicher und zugleich anmuthiger vor mir gesehen. Und da sagte Livia, die das alles einen Augenblick träumend angeschaut, mit einem strahlenden Lächeln und einem wahrhaft verklärten Gesicht: „O Felix, an solchem Morgen ist's mir immer, als müßt' ich hinauf und hinaus in alle Lüfte, so froh, so leicht, so namenlos sehnsüchtig und glückselig! Ach und dann auf einem leichten Wagen sitzen, mit raschen Pferden in's Land hineinfahren, scherzend, jubelnd, jauchzend — es wäre himmlisch! Wie beneid' ich dich um deinen Ritt! Warum kann ich nicht mit dir!"

„Warum kann ich nicht mit dir!" — Mein Freund,

das waren so einfache, so unschuldig gemeinte, so unbefangen gesagte Worte, und dennoch waren sie es, die in meinem freien Herzen den Schmerz und Gram heraufbeschworen, die für sie und mich der Anfang eines Elendes waren, das man selber durchgemacht haben muß, um seine volle, alles lähmende, alles vernichtende Wucht und Schwere zu begreifen. „Warum kann ich nicht mit dir!“ — Warum kann sie nicht mit mir? klang es in mir nach; warum sitzt sie da nicht bei dir, vor euerem eigenen Hause, an eurem eigenen Tisch, als dein eigen, dein Glück und Segen, dein Weib, wie es einmal sein sollte und sein konnte? Warum kannst du nicht mit ihr hinausziehen und diesen Herzensjubel, der dir jetzt entgegenklagt, in seiner reichsten Fülle, in seiner vollsten Seligkeit von den Lippen klingen, aus dem Herzen sich aufschwingen hören, das dein ist und sein tiefstes Glück von dir empfängt? — Seht, Vetter, so wucherte es in mir auf, jäh und furchtbar rasch — ich muß eigentlich sagen: es war alles mit einem Male da und fertig! Und hart, drückend hart daneben stand der Gedanke: sie ist deines Bruders Weib, und für dich ist alles vorüber! —

Mir war Herz und Kehle wie zugeschnürt von diesen mich in einzigem Schwall überstürzenden Bildern und Gedanken. Ich nickte nur zu ihren Worten, ich stand auf und ging, dem im Fenster liegenden Vater die Hand zum Abschied zu bieten; ich kehrte zu ihr zurück und gab auch

ihr die Hand und sah sie an — freundlich wollt' ich, und traurig ward es, denn im Innern weint' ich, so zu sagen, blutige Thränen über das zauberhaft emporgestiegene Bild meines verlorenen Paradieses. Und Gott weiß, was es war, das auch sie plötzlich still und trübe gemacht, ihr Auge wie schwermüthig und bangend dem meinen begegnen ließ — war es die Trauer über den vergeblichen Jubel, oder die Sehnsucht in die Ferne, nach Glück und Genügen, oder war es ein sympathetisches Fühlen, Ahnen, Verstehen dessen, was in mir vorging? — Gott weiß es, wiederhole ich! — „Viele, viele Grüße!" sagte sie weich und gedämpft; ihre Hand glitt leise aus der meinen. Ich nickte ihr noch einmal zu, wandte mich, saß auf und ritt vom Hofe, stumm drinnen und draußen.

Der Morgen war prachtvoll und mein Weg der angenehmste, fast ganz durch den duftenden, üppig grünen Wald, alles dazu geeignet, das Herz wieder leicht und den Kopf frei werden zu lassen. Allein an mir ging es diesmal spur- und wirkungslos vorüber, mein Traum blieb gleich wüst und schwer, meine Trauer gleich dumpf, und wie sehr ich strebte, was ich versuchte, mich emporzureißen aus all den qualvollen Gedanken, es gelang mir nicht. Das Bild, wie ich mit ihr, dem jubelvollen, glücklichen jungen Weibe, diesen Weg hinausfahren könnte, wenn ich mein Glück nicht auf das Leichtsinnigste verscherzt, verließ mich nicht, und zum ersten Mal in meinem Leben erfüllte

mich eine glühende Sehnsucht, durch ein anderes Wesen beglückt zu werden und ein anderes Wesen glücklich zu machen, — das Schönste zu bieten und das Schönste zu empfangen, was dem Menschen erlaubt und bestimmt ist.

Die Freude des alten Onkels über meinen Besuch war sichtbarer und größer, als ich erwartet; ich fand ihn überhaupt lebhafter, als sonst, wenn das auch leider die Folge seiner neuen Gewohnheit war, vom Morgen bis zum Abend der Weinflasche in einem selbst hier zu Lande unerhörten Maße zuzusprechen. Berauscht wurde er nicht, sondern nur animirt in seiner Weise, zuweilen freilich auch gereizt, und hiervon empfing ich noch am selben Morgen eine bittere Probe, als er zu mir, nachdem er die Grüße Livia's empfangen und nach ihrem Aussehen und Ergehen gefragt, plötzlich und mit gänzlich ungewohnter Heftigkeit und Bitterkeit sagte: „Ja, jetzt mag sie heiter und gesund scheinen, wo sie allein ist und sich einmal frei fühlt, aber später — bald! — Siehst du, Junge, ich sollte dich eigentlich aus dem Hause jagen und dich mit keinem Blick mehr ansehen! Du bist daran schuld! Du hast's gemacht, daß man mein Kind mir und deinem Vater, dir und ihm selber stehlen konnte, daß man sie zwang, wozu ihr armes Herz Nein schrie! Ich bin einmal ein alter, schwacher, miserabler Hund, ich hab' keine Gewalt über Andere, keinen Widerstand gegen sie! Ich hätt' mich eher in Stücke reißen lassen sollen, als daß ich das Elend meines armen

Mädchens zugegeben! Ja, verflucht sie alle und verflucht ich selber!" fuhr er immer heftiger, schier wüthend fort. „Und du, Knabe, du bist das Licht nicht werth, daß du das alles verschuldet, daß du dich herumgetrieben, indeß die Kleine weinte und sich sehnte und kümmerte, daß du dem Gesindel freie Bahn ließest, mein Kind unglücklich zu machen und — dich auch," setzte er mit einem Male mit sinkender Stimme hinzu. „Denn du wirst's, verlaß dich darauf! Ich seh' es deutlich vor mir! Aber ihr habt's alle nicht anders gewollt und ich bin ein miserabler alter Kerl ohne Saft und Kraft, dem's am wohlsten wäre, wenn er erst unter dem Stein in der Kapelle läge." — Und er stürzte ein neues Glas Wein hinunter. — Ich war stumm und starr vor Bestürzung und in einer halben Todesangst vor dem, was nun kommen werde. Allein es kam ebenso, wie damals im Winter, nichts mehr. Die Stunde der Offenheit war vorüber.

Was ich vernommen, und noch mehr, was ich glaubte noch weiter dahinter suchen, daraus folgern zu müssen, drückte mich so entsetzlich, daß ich Nachmittags, während der Onkel schlief, zu Eurem Vater, dem Magister, der mit uns gegessen hatte, mich offen aussprach, zum Anfang ihn an jene Mittheilung in seinem Briefe erinnernd, von der ich Euch vorhin gesagt. Ich beschwor ihn, mir die volle Wahrheit zu sagen. Hätte Livia mich geliebt, hätte sie das den Meinen nicht verborgen und wäre trotzdem von

ihnen zu dem Bunde mit meinem Bruder überredet, deutsch gesprochen, gezwungen worden, so müßte ich das alles für um so infamer erklären, da man einerseits die auf mich gebauten Pläne und andrerseits doch die ungefähre Zeit meiner Rückkehr kannte, so daß man nur kurze Zeit hätte zu warten brauchen, um uns allen gerecht zu werden. Und so sagte ich ihm auch von jenen Aeußerungen Büren's, die mich schon im Winter so tief erregt hatten.

Euer Vater war sichtbar sehr betreten durch das Vernommene. „Um Gotteswillen, wie unvorsichtig, wie taktlos!" rief er endlich. „Ich bitte Sie, junger Freund, lassen Sie sich nichts in den Kopf setzen, schieben Sie vielmehr alle diese Aeußerungen auf die Weinlaune, die unsern alten Herrn und Ihren Schwager erfüllt zu haben scheint. Halten Sie sich an das, was ich Ihnen schrieb, an nichts mehr. Ich habe es ein Unrecht genannt und halte es noch dafür, daß man die alten, Sie betreffenden Pläne umstieß, daß man gegen den Wunsch — von Willen, wissen Sie wohl, ist keine Rede! — des Vaters dem Kinde Ihren Herrn Bruder nahe brachte, daß man sie überredete — wohlverstanden: überredete, nicht zwang! — seine Gattin zu werden, während sie ihn damals sicher nicht liebte, kaum kannte. Daß Livia ernst für Sie gefühlt, mein Freund, dafür spricht nichts, das glaube ich nicht, wenn sich auch ein kindliches, halb kindisches Erinnern

an die alten Reden und Spielereien in dem jungen Wesen erhalten haben sollte. Weiter aber ist es sicher nichts gewesen, und daß man sie nicht zum Jawort gezwungen, dafür bürge ich Ihnen. Ich habe vor der Trauung ernst mit ihr geredet und sie nicht gerade heiter, aber ruhig, zufrieden, hoffend auf ein friedliches Glück, ihrer Pflichten, des ganzen ernsten Schrittes sich vollbewußt gefunden. Ohne diese Einsicht in ihr Inneres hätte ich sie nicht getraut, davon seien Sie überzeugt. Und nun nehme Gott Sie Beide in seinen treusten Schutz, besonders aber Sie, mein lieber junger Freund," schloß er mit ernster Herzlichkeit. „Geben Sie dem Dämon, der sich in Ihnen regt, den man unvorsichtig in Ihnen wachgerufen, nicht nach, Felix! Es ist Ihr Bruder, es ist Ihre Schwägerin, an deren Ehre, an deren Glück und Frieden schon Gedanken rütteln, wie ich sie bei Ihnen leider sich erheben sehe."

Er sprach noch lange in ähnlicher Weise fort, ohne daß mir leichter, ohne daß mir klar wurde, was demnächst geschehen könne und müsse. Was ich im Winter überwunden, war alles wieder da; was ich heut vom Onkel gehört, war so seltsam, so gefährlich mit dem zusammengetroffen, was ich am Morgen empfunden. Die Liebe, die bisher geschlummert, war wach geworden — das war's. Es kam in mir schon jetzt nichts mehr gegen sie auf, und die Worte Eures Vaters verklangen fast ungehört.

Ich hatte Angst vor dem Heimkehren, ich hatte keine Ruhe zu bleiben, obgleich letzteres jedenfalls das Beste für mich gewesen wäre; ich hätte Zeit gefunden, mich zu fassen, wenigstens ein Maß wiederzugewinnen. Aber es schien mir unmöglich, jetzt gerade von derjenigen nichts mehr zu sehen, die mir eben nur wie ein Stern aufgegangen, welche mir die finster aufsteigenden Wolken sobald vielleicht schon wieder entziehen würden. Und so saß ich am nächsten Morgen wieder auf und ritt heimwärts. Das Wetter — ich gab und gebe viel auf dergleichen — hatte sich geändert; es war wohl noch schön und klar, aber drückend heiß, denn ein Gewitter brütete in der Luft und ließ sie erschlaffend auf den Fluren und Wäldern ruhen. Man brauchte nicht abergläubisch zu sein, um dabei an ein drohendes Unheil zu denken. Und als ich daheim vom Pferde stieg und Livia mir mit Gruß und Frage nach dem Vater herzlich entgegenkam, war das erste Wort, das ich darnach von ihr vernahm, ein leises: „Deine Mutter ist seit gestern Abend wieder hier, Felix." — Mein Herz zog sich zusammen, das Stillleben mit seinem Glück und Frieden war also nun auch äußerlich schon zu Ende.

Ich hatte damals ein Recht, so zu fürchten und zu denken, ich habe jetzt das Recht, so zu sagen, denn es war zu Ende. Ich kann nicht in Einzelnheiten gehen, ich

kann Euch nicht von der Mutter und ihrem Wesen, von unserem Leben mit, neben und unter ihr erzählen. Der Friede und die Behaglichkeit waren fort, wir Familienglieder gingen gelangweilt oder verdrossen umher, die Dienstleute zeigten keine zufriedenen Mienen mehr, sondern nur noch scheue und vorsichtige. Und dennoch wäre es ungerecht, zu sagen, daß die Mutter dies alles direct verschuldet habe, im Gegentheil war sie gegen alle Welt und auch gegen mich freundlicher, milder und humaner, vor allem weniger steif, als ich sie jemals gekannt und zu finden gehofft, obschon damit natürlich nicht gesagt ist, daß sie sich gänzlich verändert oder auch nur von ihren hervorstechenden Eigenheiten gelassen habe. Gegen Livia zeigten dieselben sich in allerlei schwiegermütterlichen Airs, in einem gewissen Mäkeln und Zurechtweisen, in einem Belehren- und Besserverstehenwollen, was das junge Wesen alles mit der besten Manier von der Welt und unendlicher Geduld hinnahm. Trotzdem war von Mißwollen gegen die Schwiegertochter keine Rede; vielmehr liebte die Mutter sie anscheinend mit aller ihr möglichen Zärtlichkeit, wollte sie stets in ihrer Nähe haben oder selber bei Livia bleiben, ließ sie nie aus den Augen — um es kurz zu sagen: ich sah meine Cousine so gut wie gar nicht mehr allein. Und da wir an einem der folgenden Tage dennoch einen langen Spaziergang in den Wald gemacht und zurückkehrend der uns entgegenkommenden Mutter

begegneten, schickte diese Livia zum Knaben hinein und hieß mich sie selber ein Stück begleiten.

„Mein Kind,“ sagte sie, als Livia vor uns im Berceau verschwunden war, und ihr Ton und ihre Stimme waren hoch, „ich weiß nicht, wie du bist. Die leichten Sitten der Fremde sind hier zu Lande, wenigstens bei uns in Hohensee, noch nicht daheim, und es compromittirt in manchen Augen eine junge Frau, wenn sie mit einem ebenfalls jungen Manne lange einsame Wege macht. Obendrein ist sie deine Schwägerin, die Gemahlin deines abwesenden Bruders, uns zum Schutz und zur Aufsicht anvertraut, und du —“ — „Und ich,“ fiel ich ihr in's Wort, denn länger ließ mich Stolz und Zorn nicht schweigen, „und ich, Mutter, habe meines Wissens von den Sitten der Fremde nichts in mir aufgenommen und nichts von ihnen gezeigt, da wir hier nicht in der Türkei leben, wo es schon ein Verbrechen, wenn man eine andere als die eigene Frau nur anzusehen wagt, und wo ein solcher Blick des Fremden auch der Frau selber zum Verbrechen angerechnet wird. Ich glaube auch nicht, daß Livia selbst sich ähnliche Prätensionen und Beschränkungen gefallen lassen würde, am wenigsten mir gegenüber. Denn du weißt doch, daß sie meine Cousine war, lange bevor sie meine Schwägerin wurde, und daß ich sie damals mindestens ebenso herzlich lieb gehabt, ebenso ungenirt mit ihr verkehrte, wie jetzt, ohne daß sie dadurch

compromittirt worden wäre, selbst wenn ich sie jetzt noch unverheirathet wiedergefunden und den alten Verkehr erneuert hätte, wie es nun geschah."

„Weißt du das so bestimmt, mein Kind?" fragte die Mutter herb. „Andere denken darüber doch vielleicht anders, und auch ich meine, daß eine veränderte Stellung zu einander auch andere Gefühle für einander, wenigstens eine andere Aeußerung derselben bedingt." — „Und ich für meine Person weiß nur, daß es für den Mann so gut wie für die Frau ein Schimpf ist, wenn man hinter ihrem unbefangenen Verkehr gleich etwas Schlechtes argwöhnt," versetzte ich gleichfalls scharf. „Und ich weiß ferner, daß da das traurige Sprüchwort zur Geltung kommen würde: was ich selber thu', trau' ich Anderen zu! — Nur ein schlechter oder unsinniger Mensch könnte dergleichen Einfälle haben, und beides ist Julius nicht." — „Wir einigen uns nicht, wie es scheint," sagte sie kalt. „Aber gleichviel; ich wollte dich aufmerksam machen und habe das hiermit gethan. Nun handle, wie du es verantworten kannst."

Sie wandte sich mit einer entlassenden Handbewegung von mir ab in einen anderen Steig hinein, und ich ging in schweren Gedanken dem Hause zu, denn wirkungslos waren der Mutter Worte nicht geblieben, wie herb' ich sie auch abgewiesen. Nur wirkten sie anders, als sie vielleicht gesollt, denn sie verscheuchten mich nicht von Livia,

sondern machten mich nur bitter und zornig über die Thorheit und Quälerei, die ich sich gegen uns erheben sah, und riefen zugleich in mir alle Reste des alten Trotzes wach. Und sie waren gefährlich, diese Mahnungen! Indem sie andeuteten, daß man uns Unrechtes zutrauen könnte, ließen sie mich selber erst an dies Unrecht denken. Bei Gott und meiner Ehre, mögt Ihr es paradox heißen oder sentimental — bis dahin hatte sich nichts in mir geregt als jene Frage: warum mußte sie mir genommen werden, sie, die mich, wie ich es jetzt fühle und weiß, beglückt haben würde, sie, die ich glücklicher gemacht, als ein Anderer es vermag? Denn niemand liebt sie mehr als ich, und niemand versteht ihr Wesen, ihr Sehnen und Bedürfen so wie ich! — Ein unheiliger Gedanke war mir niemals nahe gekommen. Livia's Wesen war nicht dazu gemacht, dergleichen entstehen oder gar sich festsetzen zu lassen. Nun aber w a r e n solche Vorstellungen angeregt, und wenn ich sie auch zornig weit von mir stieß — sie w a r e n dagewesen, ich sah, wie ich schon bei der nächsten Begegnung merkte, das holdselige Geschöpf mit anderen Augen an als bisher — heißt es finsterer oder trauriger, scheuer oder befangener, das ist alles einerlei! — und ich sah auch der bevorstehenden Rückkehr meines Bruders mit anderen Blicken und Gefühlen entgegen.

Es gingen noch ein paar Tage hin, man hielt Livia und mich so sichtbar auseinander, daß es auch ihr nicht

entgehen konnte. Sie fügte sich in diesen Zwang, ich weiß nicht, ob nachgebend oder mit eigenem Willen. Ich vermag überhaupt nichts von ihr zu sagen. Sie war so lieblich und holdselig, so innig und gütig wie je, aber so unbefangen wie früher war sie seit dem Morgen, da ich nach Liebenhagen ritt, nicht wieder geworden. Hatte sie erkannt, was damals in mir vorgegangen? Begriff sie, was es seitdem in mir gab? — Ich wußte es nicht, mein Freund, ich glaubte aber, wie jeder in meiner Lage, nicht daran, da ich mit meinem Willen wenigstens nichts aus meinem Innern hervortreten ließ und mein Gefühl, das ich nicht zu überwinden vermochte, fest im Zaum zu halten meinte.

Also, ein paar Tage gingen noch hin, und dann war mein Bruder eines schönen Morgens wieder da. Die öffentliche Begrüßung der Gatten war freundlich und schicklich, nicht mehr, ich hatte aber auch gar nicht mehr erwartet, da Julius kein Mensch der Aufgeregtheit oder lebhaften Gefühlsäußerung war, wenn er auch gelegentlich einmal bei irgend einem Ausbruch des Eigensinns oder Jähzorns ein heißes Blut verrieth. Seine Freude, als er mich begrüßte, war entschieden lebhafter, als die seiner Frau gegenüber gezeigte, und noch voller und wärmer brach es aus ihm hervor, da er seinen Knaben auf den Arm nahm. Und wie es begonnen, blieb es den Tag über; Livia ließ er für mich, und mich für das Kind

im Stich, mit der heitersten und, ich möchte sagen, natürlichsten Manier von der Welt. Von Animosität oder gar Eifersucht war keine Rede. Im Gegentheil hieß er es ein Glück, daß ich in die Langeweile von Hohensee gekommen, daß ich seine Frau unterhalten und erheitert; er fände sie wohler und heiterer als früher, setzte er hinzu. Einen längeren Aufenthalt bei ihm in Sollnitz erwartete er von mir auf das Bestimmteste.

„Was willst du hier bei dem guten, alten, langweiligen Papa und der guten, alten, steifen Mama hocken?" sagte er. „Bis Trinitatis und bis die Pächter abziehen, bleibst du einmal jedenfalls bei mir." — Es fiel mir auf, daß er nicht „uns" sagte, zumal Livia bei diesem Gespräch gegenwärtig war, allein ich vergaß es über seinen folgenden Worten, die er jetzt mit einem freundlichen Blick auf seine Frau hinzufügte: „Und es wäre mir auch um die da lieb, Felix. Sie ist an Unterhaltung gewöhnt, während ich doch auf dem Felde und in der Wirthschaft zu thun habe und daheim oft nur noch zum Schlaf zu gebrauchen bin. Ihr kennt euch ja von Jugend auf und wißt genug für einander. So gewöhnt sie sich nach und nach wieder an unser stilles Leben — nicht wahr, Liv'chen? Mit einem Male wäre der Abstand zu groß." — Ich nickte ihm schweigend zu, wie auch sie. Mir war gut zu Muth, ich glaubte mich beruhigen zu dürfen. Die Mutter hatte den Versuch gemacht, mich mit Gespenstern

zu quälen, und wenn ich auch nicht daran dachte, seinen Vorschlag vollständig anzunehmen, so meinte ich doch in den noch freien vierzehn Tagen — Trinitatis fiel etwa auf den 19. oder 20. Juni, denn wir hatten Ostern sehr spät gehabt — häufig in Sollnitz weilen zu können. Auf solche Weise, rechnete ich, würde ich mich am leichtesten von Livia's Umgang entwöhnen können.

Das alles war noch am ersten Tage, am folgenden wollten sie Nachmittags nach Sollnitz zurückfahren, und ich hatte wenig von ihnen, da sie mit Packen beschäftigt waren und Julius überdies sich ziemlich verdrießlich und störrisch zeigte. Sein Inspector war früh Morgens dagewesen, um mit ihm zu conferiren, darauf schob ich's; und ich war noch nicht Landwirth genug, um mich für die Zustände, welche ihn etwa geärgert, besonders zu interessiren und ihn extra darum zu befragen.

Als die Reisestunde da war, trieb er ungeberdig und heftig zum Aufbruch, zankte mit aller Welt, krittelte über alles, so daß auch wir Anderen nach und nach verdrießlich wurden und ihn zum Kukuk wünschten. Mich dauerte Livia grenzenlos — gegen sie richtete sich das Meiste seiner Widerwärtigkeit, und wenn ich ihren jubelvollen Wunsch, an schönen Tagen lustig durch's Land zu fahren, mit der Fahrt verglich, die ihr nun bevorstand, so zuckte mir das Herz und ich verfolgte das geliebte Geschöpf mit

traurigen Blicken. „Warum kann sie nicht mit mir!“ klang es dumpf durch mich hin.

Da der Wagen endlich vorgefahren und bepackt war, da wir zum Abschied vor der Thür standen und Livia einstieg, wandte Julius sich an mich. „Ich höre zwar, daß du andere Pläne hast, die es besser scheinen lassen, wenn du bald hinüber gehst und drüben weilst,“ sagte er mit einem gar eigenen Lächeln, indem er mir flüchtig die Hand reichte und entzog, „aber meine Einladung gilt, und wenn du magst, so komm nach Sollnitz.“ — „Was für Pläne?“ fragte ich verwundert ihn anschauend. — „Ach bah, du weißt schon,“ versetzte er, den Fuß auf den Tritt setzend; „jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen. Also — wie du willst! — Fahrt zu!“ — Er warf sich in die Ecke der Kutsche zurück, Livia nickte uns mit mildfreundlichem Blicke zu, und der Wagen rollte vom Hofe.

„Na, was dem in die Krone gefahren sein mag!“ meinte der Vater mit gemächlichem Kopfschütteln.“ — „Möcht's auch wissen,“ sagte ich ernstlich verletzt durch den Vorgang; „ich begreif' es wenigstens nicht, wie ein paar dumme Wirthschaftsaffairen einen Menschen so grob machen können. Oder war es etwas Anderes?“ Und als ob mir jemand mit Gewalt den Kopf drehe, blickte ich bei den Worten rasch auf die Mutter — der Gedanke durchschoß mich: hat sie mit ihm geredet, etwa wie neulich mit mir? — Ihre Züge waren kalt und unbewegt,

die harten Augen starr dem Wagen nachgerichtet. Ich ging mit dem Vater ins Haus.

Ich ließ ein paar Tage vergehen, bevor ich nach Sollnitz hinüberritt, denn Ihr begreift, daß mir nach solcher Einladung nicht viel Lust geblieben war, häufig von derselben Gebrauch zu machen, und um das zu wiederholen und ein für alle Mal damit abzumachen — wie tief, innig und glühend ich auch für meine Cousine fühlte, ich hatte nicht im Sinn, ihren Frieden zu stören, sondern wollte mit diesem Gefühl, gleichviel wie, in meinem Innern fertig werden. Fliehen, wie es ein Anderer vielleicht gethan, konnte und wollte ich nicht, da ich dazu nicht feig genug war und der Mutter und dem Baron Gerold auch keine Veranlassung geben durfte, ihren Argwohn für gerechtfertigt zu halten und auch Livia selbst unglücklich zu machen. Weiter mag ich auf dies alles nicht eingehen, es verletzt mich und thut mir weh, heute so gut wie vor vierzig Jahren.

Mein Bruder war nicht daheim, als ich anlangte, und Livia empfing mich allein. Sie war freundlich und innig, wie immer, aber nicht frei, so daß, zumal bei meinem Zustande, unsere Unterhaltung bald stockte und immer einsilbiger wurde. Nach einiger Zeit gingen wir in's Kinderstübchen, den Knaben in seiner Wiege zu betrachten, und dann nahm sie ihren Strohhut und forderte mich auf, mit in den Garten zu kommen und die neuen An-

lagen zu besehen, auf die Julius viel Zeit und Geld verwendet hatte. Draußen schritt sie jedoch durch diese Partien schnell hindurch und wandte sich dem Küchengarten und der Bleiche zu, wo die Dorffrauen bei ihrer Arbeit waren. Sie sah nach dieser, sie redete mit der einen oder anderen und lenkte dann in den breiten Steig zurück, den die damals noch jungen Obstbäume angenehm beschatteten. Da gingen wir in gleichgültigen Gesprächen ein paar Mal auf und ab. — „Julius bleibt lange aus,“ sagte ich endlich, um nur etwas zu sagen. „Versäumt er sein Frühstück oft so?“

Sie ließ ein paar Augenblicke vergehen, ohne mir zu antworten, dann aber schöpfte sie hörbar Luft, als werde ihr ein Entschluß schwer, und plötzlich, ohne sich zu mir zu wenden, ohne die Augen zu erheben, begann sie: „Felix, es nützt nichts, ich muß offen mit dir reden. Dein Bruder ist in sehr übler Stimmung,“ fuhr sie ganz gegen ihre Gewohnheit rasch sprechend fort, „so daß alle darunter leiden, während doch niemand weiß, was ihn in solcher Weise verdrießen mochte. Hauptsächlich aber gegen dich hat er etwas, Gott weiß was, denn es bleibt bei Andeutungen, Cousin, die ich nicht verstehe oder doch nicht verstehen — genug, die mir unfaßbar sind. Es fing neulich schon, noch in Hohensee, an und ist, zumal seit gestern der Baron Gerold hier war, immer schlimmer geworden, auch — ich will ganz offen sein — auch gegen

mich.“ — „Livia!“ unterbrach ich sie heftig. — „Es ist, wie ich sage,“ versetzte sie mit einem fast finstern Lächeln, „und da es so ist, Felix, so will ich dich bitten —“. — „Nichts, nichts!“ fiel ich ihr noch einmal in's Wort und fügte knirschend vor Zorn hinzu: „ich muß und will also mit dem Herrn endlich einmal reden, denn diese Einmischung in fremde Angelegenheiten mag sich gefallen lassen, wer will, ich thu' es fürder nicht mehr!“

„Sei nicht thöricht,“ sprach sie nach einer kleinen Pause. „Was erreichtest du damit? Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen; das Gift ist schon beigebracht und wirkt nun fort. — Ich habe unser Zusammensein überdacht,“ redete sie mit sinkender Stimme weiter; „ich habe dein Wesen zu mir und das meine zu dir mir so recht klar gemacht, und sei es wie es sei, Trauriges find' ich wohl, aber ein Unrecht nirgends. Aber was hilft uns das, wie dein Bruder nun einmal denkt? Und somit bitt' ich dich, Felix — wenn du mich so lieb hast, wie ich es seit jenem Morgen drüben glaube,“ schloß sie, und da sie dabei die Augen zu mir erhob, sah ich's wohl, daß sie von aufsteigenden Thränen verschleiert waren, ihre Wange war bleich und ihre Stimme bebte, — „wenn du mich so lieb hast, so kommst du für's Erste nicht mehr herüber und lässest dir und ihm Zeit, auch innerlich die rechte Ruhe wieder zu finden. Nicht wahr, Felix?“ — „Livia,“ sagte ich nach einer Pause, und mein ganzes

Innere war eine Trauer, „du weißt es also, wie es steht; mit Willen aber hast du es von mir nicht erfahren — oder doch?“ — „Nein,“ entgegnete sie fester, „du hast mich nicht ein Wort hören, nicht einen Blick sehen lassen, die zu hören oder zu sehen mir hätte empfindlich sein, die irgend jemand dir oder mir hätte zum Vorwurf machen können. Daß ich es trotzdem errathen, dafür kannst du nicht, es konnte nicht anders sein. Einen Vorwurf mache ich dir auch gewiß nicht. Laß uns jetzt nur wachen, daß das alles in den Grenzen bleibt, welche demselben für uns gezogen sind. Und daher bitte ich dich noch einmal, gib ihm und dir Zeit, wieder ruhig zu werden.“ —

Ich sage Euch nichts von dem, was in mir vorging, während ich das junge Wesen so, gerade so, zu mir reden hörte; es war zu schwer und traurig, oder auch zu heilig für beschreibende und erklärende Worte. Es genügt die Anführung, daß ich sie niemals mehr bewundert, niemals sie heißer, inniger und reiner geliebt, als in diesem Augenblick. Eine solche Trennung aber, wie sie sie verlangte, schien mir unmöglich und gefährlich zu sein, gefährlich, weil wir dem Feinde damit Gelegenheit boten, uns noch mehr und mit einem Anschein von Recht zu verdächtigen. Ich sprach das auch gegen sie aus und schloß meine Rede mit den Worten: „Verbanne mich nicht, Livia, wenigstens nicht so ganz. Glaube mir, ich finde und habe mehr Kraft ruhig zu werden, wenn ich dir von Zeit zu Zeit

nahe bin und mich an deinem Wesen stärke, und wenn Julius uns nur öfters zusammensieht, muß auch er wieder vernünftig und ruhig werden." —

Sie ging ein paar Schritte schweigend neben mir weiter, dann schüttelte sie leicht den Kopf und sagte, ohne aufzusehen, und so leise, daß ich's kaum verstand: „Nein, geh', Felix! Es ist für uns alle besser! — Geh, und wenn du's vermagst, so denke an das, was ich von Helenen gesagt. Da wäre uns allen geholfen — uns allen!" — Ich blieb stehen und starrte sie an wie betäubt — es war ein doppelter Schlag, der mich traf. „Livia!" murmelte ich. — „Es ist so," versetzte sie ebenso leise wie vorhin. — „Hältst du mich dessen im Ernst für fähig?" fragte ich. — „Ja," sagte sie und schlug die Augen zu mir auf mit einem Blick, wie ich ihn nie vorher und nie nachher in ihnen gesehen, so melancholisch war er, so stolz und — so gewaltig, das ist das rechte Wort! — „Ja, denn man kann alles, was man muß, Felix, alles. Ich hab' es trotz der Liebe vermocht, weshalb sollten wir's nicht aus Liebe thun können?"

Das war wie es in den alten Legenden zu lesen ist — man sieht plötzlich den ganzen Himmel geöffnet vor dem trunkenen Blick — nur einen einzigen Moment und dennoch lange genug, um sein ganzes Leben davon durchleuchtet zu sehen.

Ich erwiderte nichts, denn ich wußte nichts. Ich weiß auch nicht, ob und was sie vielleicht noch geredet, ob und was ich etwa geantwortet, noch wie lange das alles gewährt. Ich hörte zum ersten Mal wieder, als sie nach einer Weile sagte: „Da kommt mein Mann. Laß uns ihm entgegengehen." Ich folgte ihr mechanisch.

Julius war nicht unfreundlich. „Gott bewahre, welch ein prosaischer Spaziergang für euch poetische Menschenkinder!" meinte er in einem gewissermaßen spöttischen Ton, als er mir die Hand schüttelte. „Meine Anlagen hätten wohl eher einen Blick verdient." — „Ich hatte mit den Frauen zu reden," versetzte Livia gleichgültig, „und Felix begleitete mich. Jetzt wollten wir zu den Anlagen." — „Nein, erst zum Frühstück, ich habe Hunger," sprach er lachend, und wir gingen hinein, wir frühstückten, plauderten, gingen wieder hinaus zu den unglücklichen Anlagen, kurz — ich weiß nicht, was noch alles geschah. Halb war ich wie im Rausch, halb wie im Traum, so daß es ihm auffallen mußte und er mich nach dem Grunde meines Gebahrens fragte. „Ich habe unbändiges Kopfweh," versetzte ich mit der bekannten, stets wieder glaubwürdigen Ausflucht. „Die Sonne hat mir auf dem Herritt zugesetzt." Er gab zu, daß es ungewöhnlich heiß, und bedauerte mich auf's Herzlichste. Nach und nach kam ich denn auch wieder zu größerer Ruhe und Fassung, wie es Livia's stillem Walten, ihrer gan-

zen liebreizenden Weise gegenüber nicht anders möglich war.

Gegen Mittag ging er noch einmal hinaus, und wir Zwei waren allein, ich in der Sophaecke, sie am Nähtischchen in der Fensternische, die sie, was ich damals nur in ihrem Zimmer gefunden habe, mit Epheuranken zu einer grünschattigen Laube gemacht hatte. Nach einem langen Schweigen sah sie auf und begegnete meinem Auge, das bisher wie träumend auf ihr gehaftet, mit einem schwermüthigen, fast traurigen Blick. „Du siehst es ein, Felix, so kann es nicht fortgehen," sprach sie. „Ich ginge an diesem Heucheln und Lügen zu Grunde. Julius wird dich sicher einladen zu bleiben oder wieder zu kommen. Was wirst du antworten?" — „Du weißt es wohl, Livia," versetzte ich traurig und stand auf und ging langsam im Zimmer umher. „Dein Wunsch, vor allem aber dein Friede sind die bestimmenden Mächte meines Daseins." — Da war sie mit einem Mal neben mir und reichte mir beide Hände und sagte, die Augen voll Thränen zu den meinen erhoben: „So will ich dir jetzt Adieu sagen, Felix. Gott behüte und stärke dich und vergelte dir, was du an mir gethan und noch thust. Und wie weit und auf wie lange wir von einander gehen — im Herzen bleiben wir einander nah. Nicht wahr, Felix, das ist keine Sünde? — Adieu, Felix!" — Ihre kleinen Hände preßten die meinen noch einmal fest und lange, sie legte

einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, den Kopf gegen meine Schulter und litt es, daß ich leise mit der Hand über ihr weiches Haar strich, unfähig einen Laut von mir zu geben, und als sie sich wieder aufrichtete, lächelte sie mich innig an und sprach: „Und nun Muth, mein Freund, und mit tapferem Sinn in's neue Leben! Das alte ist abgethan!" —

An Vorwänden, die nicht einmal dringende Einladung des Bruders abzulehnen, fehlte es mir nicht, und so schied ich am Abend von Sollnitz. — Jetzt machte ich noch ein paar kleine Reisen, dann war Trinitatis da und ich hatte die Güter zu übernehmen, denn ich wollte wenigstens den Versuch machen, ob mir das Wirthschaften gefallen könne. Ich saß denn bald auch bis über die Ohren in all diesen Dingen und kam wenig aus meinem alten Hause, selten zu Büren's, seltener noch nach Liebenhagen, da ich des Onkels Weise fürchtete, in der er mich stets an Livia zu erinnern liebte, und gar nicht hieher nach Hohensee. Von Briefschreiben war, wie ich schon früher gesagt, nie viel zwischen uns die Rede gewesen, jetzt hörte es ganz auf, und wenn ich nicht dennoch einmal in Liebenhagen war oder ein Bekannter bei mir einsprach, hörte ich wochen- und monatelang von daheim kein Wort. Bei meinem Schwager Büren, muß ich noch hinzufügen, würde ich häufiger gewesen sein, hätte ich an ihm und meiner Schwester nicht eine Befangenheit wahrgenommen, die ich aus seinen,

jetzt ihn sicher drückenden, Aeußerungen in der Nacht nach der Taufe nur halb zu erklären wußte, der ich aber jedenfalls keine Lust hatte, weiter nachzuforschen. Mit Gentzkow's, um auch das zu erwähnen, kam ich kaum ein oder zwei Mal in Berührung. Daß es nicht weiter ging, brauche ich Euch nach allem Bisherigen nicht erst zu sagen.

Bald nach der Ernte, gegen Ende Augusts, kam mein Vater seinen Bruder zu besuchen und auch bei Büren's und mir einzusehen. Er zeigte sich — als Landwirth war er nichts weniger als gleichgültig oder phlegmatisch und verstand sein Geschäft meisterlich — wohl zufrieden und durfte es sein, da ich gethan, was möglich war. Das war der Einzige der Meinen, den ich in all dieser Zeit sah, und ich erwähne seines Besuches nicht umsonst. Denn als ich mit ihm und Büren in Liebenhagen am Tisch saß und nach dem schweren Diner noch tüchtig fortpoculirt wurde, sagte er, nachdem er sich durch einen tiefen Trunk gestärkt: „'s ist hier doch besser als in Hohensee, da zeigt sich keine Menschenseele mehr als mein Herr Schwager, und wir leben wie die Mönche. Was plagt eigentlich euch Menschengesindel, daß ihr gar nicht einmal einseht? Du, Hans Peter, kommst auch nicht mehr nach Sollnitz, merk' ich?" — „Wie sollt' ich?" versetzte der — er hatte schon wieder die Art von Rausch, die ihn lebhafter machte — und er sah dazu grimmig aus. „Habe nicht Lust mit

Fäusten drein zu schlagen, und müßt' es doch." — Der Vater zuckte die Achseln, Büren sah finster vor sich nieder, ich wußte nichts zu sagen, sondern sah nur Einen nach dem Anderen forschend an. Allein ich erhielt weder so noch so Antwort.

Und ich erhielt sie auch nicht, als ich am nächsten Tage, da der Alte wieder fort war, zu Büren's hinüberritt, um mir einmal Schwester Hedwig vorzunehmen. Sie hatte hunderterlei Ausflüchte und Absprünge, sie wußte zu scherzen und mich gewissermaßen wieder zu beruhigen. Dann kamen die Kinder und mein Schwager dazwischen, so daß ich das Gespräch fallen lassen mußte, und wieder ein paar Tage darauf zwang mich mein erstes größeres Korngeschäft zu einer Reise nach der Stadt, wo ich obendrein durch allerlei Freunde und Bekannte aufgehalten wurde und in ein ziemlich krauses Leben gerieth. Denn, Vetter, solch eine Junggesellenwirthschaft, wie ich sie seit den Juni geführt, bietet zumal bei den Gedanken und Gefühlen, welche ich in mir hatte, nicht gerade Gelegenheit zum soliden Lebenswandel. Ein Kopfhänger war ich nie gewesen und ward es auch jetzt nicht. Ich schrak vor nichts zurück, ich verlangte nach Saus und Braus, auch um alles, was in mir hauste, zu übertäuben, und alles das, was späterhin das Land zum Lachen oder Staunen oder sich Aergern brachte, nahm schon damals seinen Anfang, und man wußte schon vom „Junker von

Hohensee", wie man mich der Unterscheidung von Vater, Onkel und Bruder wegen hieß, vielerlei zu erzählen.

Als ich Morgens vor der Rückreise über den alten Markt ging, um ich weiß nicht was noch zu besorgen, begegnete mir ein Bekannter aus der hiesigen Gegend. „Ei sieh da, der Junker!" sagte er, „habe Euch lange nicht gesehen, Felix. Wie geht's, wie steht's?" Und nachdem ich die passende Antwort gegeben und wir noch hin und her geredet, meinte er: „Weßhalb kommt Ihr eigentlich gar nicht mehr zu uns herüber? Im Vertrauen, ist's wahr, daß Ihr Euch mit Julius überworfen? Verdenken könnt' ich's Euch nicht, er ist ein widerwärtiger Gesell geworden, und wie er sich damals zu dem Brauthandel herbeigelassen, da er doch wußte — genug, es war nicht rühmenswerth! Aber nun haben sie denn auch ihre Strafe. Eine so gemachte Ehe konnte zu nichts Gutem führen." — „Was heißt das alles?" fragte ich, bebend vor Aufregung. — „Wißt Ihr's wirklich nicht?" forschte er, mich fixirend. „Euer Name wird doch auch dabei genannt." — „Mensch, redet oder schweigt, aber foltert mich nicht!" rief ich ungestüm, und da sagte er kopfschüttelnd: „Aber ich verstehe das nicht! Ihr müßtet es doch eher als wir Andern alle wissen, daß die Ehe Eures Bruders so unglücklich wie möglich und die Scheidung kaum noch zu vermeiden ist." — Ich starrte ihn ein paar

Augenblicke an, als sei er oder ich wahnsinnig geworden, so wahnsinnig erschienen mir wenigstens diese Nachrichten. Und dann drehte ich mich ohne ein weiteres Wort ab, stürzte zurück zu meinem Gasthof, ließ anspannen und fuhr, so schnell es die Wege erlaubten, der Heimat zu. Jetzt war die Zeit zum Handeln für mich gekommen, und ich ballte die Faust — wehe ihnen!

Dennoch war es schon über Mitternacht, da ich zu Hause anlangte, und für den Augenblick nichts mehr zu thun. Am Morgen trat ich bereits um neun Uhr, wo Büren stets draußen zu sein pflegte, zu Schwester Hedwig in's Zimmer und sprach: „Das und das habe ich gehört und nun will ich reinen Wein eingeschenkt haben. Thust du es nicht, so zwinge ich Julius oder Livia selbst dazu. Was ist vorgefallen — damals und jetzt?" — Sie machte Ausflüchte, sie weinte ein wenig, und endlich kam sie zum Sprechen.

Ich kann nicht viel davon reden, Vetter, es regt mich stets von neuem wieder gar zu sehr auf und es würde uns auch allzuweit führen. Haltet fest, daß ich bei Mutter und Onkel Gerold nie beliebt war und der Letztere besonders mir jene Worte niemals vergab, die er meinetwegen vom Vater zu vernehmen hatte. Haltet fest, daß ich dagegen des Vaters und Hans Peter's Liebling war, so weit die phlegmatischen Brüder sich mit dergleichen Gefühlen abgaben. Diese wünschten meine Verbindung

mit Livia, deren Vermögen ein sehr ansehnliches war und mich in Verbindung mit dem meinigen zum reichen Mann machen mußte. Die andere Partei gönnte mir das alles weniger als Julius, den sie ihrerseits bevorzugten; der Baron, der es sah, wie Livia's Eltern an dem Plane hingen, erhielt dabei auch Gelegenheit, zugleich dem halb verachteten, halb gehaßten Hans Peter einen Schlag zu versetzen. So betrieb man denn die Sache, seit Livia's Mutter todt und das Mädchen selber erwachsen war, immer ernstlicher. Man überschrie den Alten, man bestürmte und quälte das Kind, man reizte Julius auf alle mögliche Weise zu ernstlicher Bemühung um die ihm sonst ziemlich Gleichgültige, man brachte zuletzt meinen hartnäckig entgegenhaltenden Vater dadurch herum, daß Julius endlich in den von ihm gewünschten Gütertausch zu meinen Gunsten einwilligte. Mit einem Wort, man verhandelte das arme Geschöpf wie eine Sclavin.

Ihr Widerstand war verzweiflungsvoll, aber vergeblich gewesen. Wie sehr sie mich auch liebte — diese Liebe konnte kein Halt für sie bleiben, da ich fern war und sie nichts von mir und meinen Gefühlen wußte. Die Mutter nahm sie dann nach Hohensee hinüber, man stellte ihr Gott weiß was alles vor, daß ihr Vater selber die Ehe mit Julius wünsche, daß ich so gut wie verschollen, vielleicht verloren. Meines Bruders Bewerbungen wurden dringender, die Hetzereien und Quälereien gingen fort

und nahmen zu, und endlich sagte sie ja, und ihr Vater brachte es gleichfalls zu der Antwort: „Nun denn, in's Teufels Namen, meinetwegen! Wenn sie ihn will, was kann ich thun? Aber — 's geht nicht gut."

Als sie das Mädchen fest und verheirathet hatten, fingen sie an, am Kaufpreise, dem Gütertausch zu rütteln und Julius einen Floh über den anderen in's Ohr zu setzen. Dabei war man noch, als ich Weihnachten nach Hause kam und Livia, wie Hedwig meinte, durch die unvorsichtig ihr mitgetheilte Nachricht von meiner Ankunft — ich war durch Sollnitz gefahren und der Inspector hatte mich erkannt — in jene schwere Krankheit gestürzt wurde. Dann ging alles weiter, wie Ihr wißt oder doch Euch selber sagen könnt; Julius' Eifersucht, durch der Mutter Bemerkungen und des Barons Hetzereien angefacht, kam hinzu und brachte ihn vollends um Ruhe und Ueberlegung, um Takt und Billigkeit. Das Leben in Sollnitz sollte das traurigste sein, zumal — es ist eine Schmach, dergleichen auch nur wieder zu erzählen! — zumal seit Livia die Aussicht hatte wieder Mutter zu werden. „Und wenn Julius so denkt, wie Onkel Gerold neulich einmal gegen Büren von sich hat fallen lassen," setzte Hedwig hinzu, indem sich ihre sonst so freundlichen Augen mit fast finsterem Forschen auf mich richteten, „daß — daß — ich kann das nicht aussprechen, Felix! Du wirst es ja auch wohl verstehen und mußt am besten

wissen, was daran wahr — —" — „Hedwig!" unterbrach ich sie drohend. — „Ich sage ja nichts," sprach sie abwehrend. „Ich habe überhaupt nichts mehr zu sagen, als daß Julius neulich mit dem Vater einen heftigen Zank wegen all dieser traurigen Geschichten gehabt und gemeint haben soll: er komme eben überall zu kurz. Die Güter habe man ihm abgeschwatzt, ohne daß er gewußt, was er hingebe; seine Frau sei niemals die Seine gewesen und jetzt ihm vollends entzogen. — Ich vertrete dies aber nicht," schloß sie. „Es stammt von Onkel Gerold." — —

Als ich mit diesen Nachrichten Mittags wieder zu Hause anlangte, fand ich Botschaft von meinem Onkel, ich solle so bald wie möglich nach Liebenhagen kommen. — Es ging nach der langen stummen Pause jetzt eben Schlag auf Schlag, Vetter. Denn als ich am Nachmittag alle Anordnungen für meinen morgigen Ritt nach Hohensee und zum Baron Gerold getroffen hatte und nach Liebenhagen hinüber kam, fand ich den Alten vor ein paar theils leeren, theils vollen Flaschen in so zu sagen grimmig fröhlicher Laune, und er schrie mir entgegen: „Na, Junge, nun ist's richtig. Sie ist da und will mit dir reden." — „Wer ist da?" fragte ich entsetzt. — „Dummer Kerl, wer denn anders als meine Kleine?" erwiderte er im früheren Ton. „Mach', daß du zu ihr kommst, und bringt die Sache in Ordnung."

Und im Garten trat mir Livia entgegen und sie sprach zu mir: „Felix, ich habe deinen Bruder und mein Kind verlassen, denn ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich noch länger an seiner Seite hätte leben sollen. Ich habe deines Bruders Liebe nie besessen und ihn nur selten freundlich gefunden; allein ich konnte mich darüber nicht beklagen, vermochte doch auch ich ihm nichts zu bieten als den ehrlichen Willen, eine pflichtgetreue Frau und Gattin zu sein. Das habe ich gehalten und würde es mein Lebenlang gehalten haben, wenn ich nicht, erst neuerdings, erfahren hätte, daß man mich meinem Vater abgelogen und dem deinen abgehandelt, wenn ich nicht seit gestern in deinem Bruder die Spuren eines Verdachtes wahrgenommen hätte, der mich und dich beschimpft, der mich auf ewig von ihm trennt." — „Geduld, Geduld!" murmelte ich, da sie inne hielt; „wir rechnen ab, und — der alte Gott lebt noch." — „Felix," sagte sie lebhaft und ergriff meine Hand, „du versprichst mir bei deiner Ehre, daß du nichts gegen deinen Bruder unternimmst, er ist nicht der Hauptschuldige, sondern ein blindes Werkzeug in fremden Händen. Doch genug von all' diesem Schmutz," setzte sie finster hinzu. „Ich rede nicht darüber mit dir. Ich habe keinen Menschen in der Welt, dem ich meine Angelegenheiten, meine und meines Kindes Zukunft und Ehre anvertrauen könnte, als den wackeren Magister und dich — ja, als dich, Felix, dich,

der mich liebt, den ich lieb habe, den ich kenne als einen Mann von Ehre und Treue. Euch Beiden vertraue ich mich ruhig an, bei euch Beiden weiß ich mich gesichert," fuhr sie fort und drückte mir fest die Hand, und so wehmüthig das Lächeln war, das über ihre bleichen Züge flog, so innig war es auch. „Und gerade weil wir fortan äußerlich auf's Strengste und für immer geschieden sind —." — „Livia!" unterbrach ich sie entsetzt. — „Weißt du es anders?" fragte sie todesernst. „Darfst du mich, darf ich dich fortan auch nur dem leisesten Vorwurf aussetzen, gerade nach jenem schmachvollen Verdacht, der sich hier und da zu regen scheint? Felix, ich bitte dich!" fuhr sie fort, und die Thränen stürzten aus ihren Augen und sie erhob flehend zu mir die gefalteten Hände; „laß mich dir vertrauen dürfen bis an meinen Tod! Gebrauche nicht deine Gewalt über mich! Ich weiß nicht, wie weit sie gehen würde, aber wenn ich an alte Zeiten, an alte Träume und Kämpfe denke, ist mir's zuweilen, als würde deinem Willen gegenüber der meine unterliegen."

„Und da es so steht," sagte ich hart, „willst du, daß ich feige, wie du, über unser Glück, über unser ganzes Dasein, über uns selbst, Livia, die feilen Ränke der Schurken triumphiren lasse, daß wir uns einem Vorurtheil opfern, das ich, ebensogut wie jene, so tief verachte, wie ich's nicht aussprechen kann? Fordere von

mir, was du willst, aber hierzu bringst selbst du mich nicht, Livia. Ich kann und will nicht von dir getrennt sein. Sie sollen es erkennen, daß das Kleinod heller als je leuchtet, dessen Glanz sie frech zu trüben gedacht! Sie sollen es sehen, daß ich dir das Glück wiedergebe, um das sie dich betrogen. Ich muß nachholen, Livia, ich muß nachholen, was ich früher versäumt!" — Sie stand vor mir mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, und erst nach einer Pause sah sie auf und mich an und murmelte flehend: „Schone mich, Felix!" — „Hierin — nein, Livia!" versetzte ich wie vorhin. „Der Mensch hat nicht nur ein Recht auf sein und der Seinen Glück, sondern auch Pflichten für und gegen dasselbe." — „Lasse uns hinein," sprach sie nach einem langen Schweigen. „Ich kann heut Abend nicht weiter. Morgen laß uns mit Mühl reden." — „Es sei wie du willst," entgegnete ich im Hineingehen. „Aber in diesem Falle wird auch Mühl mich entschlossen finden."

So dachte und rechnete ich, dazu war ich entschlossen. Das Was? stand fest in meinem Sinne, um das Wie? kümmerte ich mich noch nicht; das mußte sich finden. — Und dennoch, Vetter, kam es alles so ganz anders.

Livia zog sich in ihr Zimmer zurück; mit dem alten Onkel Wein zu trinken, spürte ich kein Verlangen, und so ritt ich heim, um am nächsten Morgen desto früher

wieder da zu sein. Allein ich wurde aufgehalten, und als ich gegen neun Uhr in Liebenhagen anlangte, ließ Livia mich mit dem Bedeuten abweisen, sie habe mit dem Magister Mühl zu reden. — Ich setzte mich mit dem Alten zum Frühstück und blieb dabei sitzen, bis Euer Vater kam und mich ihm in's Pfarrhaus zu folgen bat.

Was wir da gesprochen haben, läßt sich in kurzen Worten sagen, obgleich es damals Stunde auf Stunde füllte. Livia hatte ihm nicht nur ihre Pläne, sondern auch unsere ganze Unterredung vom vorigen Abend bekannt. Daß sie vielleicht zu schwach sein werde, um meinem Drängen zu widerstehen, gestand sie zu, aber sie sprach auch die Ueberzeugung aus, daß wir miteinander niemals ein ruhiges, schönes und wahres Glück finden würden. Euer Vater schloß sich ihren Ansichten und Gründen nicht nur an, sondern verstärkte die letzteren noch durch alles, was ihm Stand, Bildung und Erfahrung an die Hand gaben. Für mich war das alles freilich noch verloren, und je mehr er redete und je weniger ich in Wahrheit einzuwenden wußte, desto finsterer erhob sich mein Trotz, desto zäher wurde mein Wille, desto grimmiger entschlossen ward ich, jetzt gleich, ohne Livia zu sehen, zu den Meinen hinüberzureiten und die Angelegenheit nach meinem Kopf zu ordnen. Dabei blieb es trotz seines sichtbaren Kummers, trotz seines endlichen Zürnens. Ich wollte zuletzt nichts mehr hören, sondern riß

mich los und eilte hinaus. Da kam er mir dennoch nach, faßte fest meine Hand, sah mir ernst in's Auge und sagte: „So gehen Sie denn hin, trotziger Mensch! Ich aber verzage noch nicht an Ihnen. Ich vertraue auf Ihre Ehre, Felix, und auf Ihre Liebe zu der Unglücklichen.“ — Ich ritt unbewegt fort.

Aber waren es diese letzten Worte, die Euer Vater zu mir in einem Tone sprach, der mich stets bis ins Herz getroffen, oder war es die lange Einsamkeit während meines Ritts durch Flur und Wald, die Stille und der Friede um mich her, der ruhig schöne Tag mit seinem milden Blau, seinem milden Glanz, seiner milden Luft — es wurde nach und nach immer stiller in mir, ich wurde, so zu sagen, erst jetzt zugänglich für die Bitten derjenigen, die ich über alles in der Welt liebte, und für die Mahnungen Eures wackeren Vaters. Und da ich in der Nähe des schwarzen Sees war, vermochte ich es nicht, jetzt zu Vater und Mutter zu treten mit den bösen Worten und wilden Plänen, die ich vorgehabt, sondern lenkte das Pferd ab, ließ es gehen und gelangte hierher, an diese Stelle und lag hier und grübelte und sann, zürnte und rang — mit mir selbst, Stunde auf Stunde. Und Euer Vater hatte Recht gehabt — die Ehre und die Liebe zu Livia gewannen's. Ich sah es ein, wie Livia war und sein mußte, mochte das Glück an meinem Herzen sie berauschen und betäuben, den Frieden aber vermochte es

ihr nie zu bringen oder zu erhalten. Ich entsagte. — Die Heimat blieb ihr, für mich nahm ich die Fremde, denn allerdings — zusammen konnten wir nicht bleiben, wenn einmal die Trennung unser Loos war. —

Von allen meinen Vorsätzen kamen nur zwei und auch diese nur theilweise zur Ausführung. Meinem Bruder hielt ich in dürren offnen Worten einen Spiegel vor, der ihn erbleichen und erbeben ließ. Er sah seine Schuld schneller und tiefer ein, als ich erwartet, und nun, da er sein Weib auf immer und wirklich verloren, begann er ihren Werth richtiger und höher anzuschlagen, als er es jemals zur Zeit ihres Besitzes gethan. Denn was auch versucht wurde, Livia zu ihm zurückzubringen, sie gab niemals nach und hat ihn, so viel ich weiß, nicht wieder gesehen. Der wahnsinnige Verdacht, den der Unselige gegen sie angedeutet, hatte sie ihm für immer entzogen. Gerichtlich geschieden wurden sie nicht; man scheute allerseits das Aufsehen eines solchen Schrittes. — Nach drei Jahren starb sie auch schon und hinterließ ihre damals zweijährige Tochter ohne Einwendung dem Vater. Er hat das als ein Zeichen genommen, daß sie dennoch versöhnt geschieden.

Mit meinem Bruder vereint rückte ich dem Baron Gerold zu Leibe. Davon will ich jedoch nicht mehr reden, es würde ein Mißklang sein nach all dem zwar Traurigen, aber auch Guten und Schönen, was ich Euch zu-

letzt berichten mußte. Es genüge Euch zu hören, daß ich auch mit ihm leichter fertig wurde, als ich gerechnet, denn er war, wie die meisten Tyrannen und Eisenfresser, im Grunde eine durch und durch feige Seele.

Zwei Tage später war ich daheim und ordnete meine Angelegenheiten, und nach weiteren acht Tagen schrieb ich Livia den Abschiedsbrief, den ersten und letzten, den sie von mir erhalten, und zog wieder für manche Jahre in die Welt hinaus, ein ruhloser Wanderer. Wiedersehen wollte ich sie jetzt nicht — ich traute meiner Kraft nicht. Nachher, da ich ruhiger geworden, war es zu spät, sie war todt, und da konnte ich noch weniger daheim sein.

Erst im Jahre 1802 kehrte ich zurück und hauste auf den Gütern, mit aller Welt, nur mit den Meinen nicht, in Verkehr. Der Vater, der alte Hans Peter und Baron Gerold waren auch bereits gestorben; zu meiner Mutter und meinem Bruder wollte sich aber kein Verhältniß finden. Als Julius an dem unglücklichen Schuß, der ihm das Leben kostete und den, wie man ja weiß, armselige Thoren auf meine Rechnung schrieben, auf den Tod darniederlag, kam es dennoch zwischen uns zur vollen Versöhnung, und er befahl mir seine beiden Kinder an. So zog ich wohl oder übel nach Hohensee herüber und that für die Kleinen, was ich vermochte. Mein Neffe war aber eben ein Hohensee und ließ sich, da die Trommeln schlugen, nicht halten; er fiel bei Aspern. Meine Nichte

kennt Ihr; sie ist nicht schön wie ihre Mutter, aber brav und edel wie sie, und mein ganzer Stolz, mein ganzes Glück."

Er stand auf und stampfte mit dem Fuß nieder, um die verschobenen Kleider wieder in Ordnung zu bringen. „Die Sonne geht unter," sagte er. „Es war ein schöner Tag, Vetter. Wer hätte das nach der rauhen Nacht, nach dem stürmischen Morgen gedacht! Aber es ist in der Natur wie im Leben. Als ich damals Livia entsagen mußte, war mir's zuweilen, als werde es um mich her ewig Nacht bleiben, und nun — was habe ich doch für ein reiches, warmes, schönes und heiteres Leben gehabt, so viel Glück und Freude an den Kindern, so viel Glück und Segen von der Erinnerung an sie! — Fürwahr, Vetter, der Junker von Hohensee tauscht mit Keinem!"

Ich drückte ihm die Hand. Wir gingen schweigend nach Hause.

Spuk oder kein Spuk?

Wolfsberg ist eine von den kleinen Städten, die man in unserem guten Deutschland nach und nach leider immer seltener findet. Sie ist von allem, was man Forschritt heißt und zu demselben rechnet, noch weit entfernt, und wie ihr bisher Telegraphen und Eisenbahnen noch nicht nahe gekommen, so weiß man in ihr auch noch nichts von der bedenklichen Theurung, die anderwärts alle nur wohlhabenden Familien täglich mehr zu drücken beginnt. Sie ist oder war doch noch vor Kurzem der Zufluchtsort einiger Pensionirten, die Gott weiß wie von diesem Eldorado erfuhren und sich gemeiniglich Anfangs auf unbestimmte Zeit, bald aber für immer hier niederließen — draußen arm, hier wohlhabend, ja reich, und die Einwanderung repräsentirend, von der die Stadtchronik zu berichten hatte.

Solcher eingewanderter und nach und nach eingebürgerter Familien — denn wer sich an dies schlichte Leben

überhaupt zu gewöhnen vermochte, gibt es nicht leicht wieder auf, — gab es in der Stadt von Alters her mehrere. Neuerdings waren indessen nur zwei hinzugekommen, vor achtzehn bis zwanzig Jahren etwa die eines Majors a. D. Zillermann, und vor sieben bis acht ein Oberstlieutenant Baron von Fronheim mit den Seinen, — ob pensionirt oder zur Disposition gestellt, darüber waren die Ansichten verschieden. Endlich wohnte seit zwei Jahren oder etwas länger auch noch ein pensionirter Hauptmann Werther im Ort, der indessen keine Familie, noch sonst einen Anhang besaß, man müßte denn dafür einen alten Diener und eine Kanarienvogelhecke gelten lassen, die er, so viel das bei letzterer thunlich, mitgebracht hatte. —

Der Major Zillermann hatte sich eigentlich nicht aus dem herkömmlichen Grunde hier niedergelassen, denn er war wirklich und nicht bloß für diesen Platz wohlhabend zu nennen, hatte sich auch sogleich ein gerade feiles Haus gekauft und gar behaglich eingerichtet. Seine Frau hatte Verwandte in der Umgegend gehabt und einer von diesen dem Sohn des Majors sein ganz hübsches Gut hinterlassen, das, großer Verbesserungen fähig, einige Stunden von der Stadt lag, — weshalb nicht dem Vater, wurde um so weniger bekannt, da Letzterer nicht den entferntesten Anspruch auf das Erbe machte, sondern seinen Sohn, der deswegen zum Landwirth ausgebildet worden,

dasselbe zur gehörigen Zeit vergnügt übernehmen sah und sich niemals in seine Wirthschaft mengte. Die Eltern standen mit dem Sohne vollkommen herzlich und sahen ihn häufig bei sich. Zu ihm hinaus kamen sie selten, da Beide nicht mehr jung waren und sich in ihrer behaglichen Häuslichkeit gar zu warm eingenistet hatten, um sie leicht auf länger als ein paar Stunden höchstens zu verlassen. Eine Tochter, die mehrere Jahre älter als ihr Bruder, war seit etwa 12 Jahren in die Ferne verheirathet und kam von Zeit zu Zeit zu den Eltern auf Besuch, — aber nicht oft; die Entfernung und der Kindersegen waren Beide zu groß.

Endlich, um auch dessen zu gedenken, war es kein Geheimniß, daß der Major aus Ueberdruß, weil er seine früher brillante Carriere später stocken und sich sogar mehrfach übergangen sah, endlich seinen Abschied genommen hatte. Seine Pension und sein kleines Vermögen genügten, zumal er seines Sohnes Zukunft schon damals durch die bevorstehende Erbschaft gesichert wußte, vollständig seinen und der Seinen Ansprüchen.

Anders war es leider mit dem Baron von Fronheim. Er war vordem wohlhabend gewesen, nach und nach oder plötzlich aber in seinen Vermögensumständen zurückgekommen und hatte sich bei seinem Austritt aus dem Dienst auf seine Pension oder seinen Gehalt allein angewiesen gefunden. Er war ausdrücklich in die kleine Stadt

gezogen, um mit seinem Einkommen reichen zu können, und er hatte diesen Ort gerade gewählt, weil ihm derselbe von dem Major, einem alten Kriegskameraden, den er hier angesiedelt wußte und an den er sich Auskunft suchend gewandt, als durchaus zweckentsprechend genannt und gerühmt worden war. Von dem Ankauf eines Hauses war hier keine Rede, die Familie wohnte in einer Miethswohnung, die ihr der Major beim Apotheker herausgeschlagen hatte, da er so gut wie sein alter Kamerad der Ansicht war, daß es gerade für die besten Freunde nicht gut thut, im gleichen Hause zu wohnen.

Die Familie bestand nur aus dem Oberstlieutenant, seiner gleichfalls schon bejahrten, kränkelnden und augenscheinlich auch durch das Leben gebeugten Frau und einer noch jungen Tochter. Andere Kinder sollten jung gestorben sein, und von einem inzwischen gleichfalls verstorbenen oder verschollenen Sohn wollte man wissen, daß er die Hauptschuld an der Verarmung der Eltern, wo nicht auch noch an anderem Unglück getragen. Genaues erfuhr man natürlich davon nicht, da niemand außer dem Major den Baron schon früher gekannt hatte, und derselbe, so umgänglich er sonst auch sein mochte, doch niemals zu Aeußerungen über die Vergangenheit des Freundes sich herbeiließ. Der Baron selber redete noch weniger davon. Es war ein Mann, den man selten freundlich, noch seltener heiter sah. Ob er adelsstolz und hochmüthig, dar-

über waren die Ansichten verschieden. Die Meisten suchten den Grund für seine Zurückhaltung und Stille aber mehr in seiner Vergangenheit und bedauerten ihn. Bot ihm doch die Gegenwart bei der Kränklichkeit der Frau und seinen sehr beschränkten Mitteln keinerlei Ersatz als die Liebe seines schönen, aber gleichfalls immer traurigen oder doch über seine Jahre hinaus ernsten Kindes und den Umgang mit dem alten Kameraden, der sich der armen Leute in der That, wo er's irgend vermochte, auf das Redlichste annahm.

Nun war auch der Hauptmann eingerückt — eine Seele von einem Menschen nannte man ihn in der Stadt, — und hatte sich den beiden Anderen nach Kräften angeschlossen. Bekannt waren sie ihm Beide schon sehr lange, ja er hatte im Bataillon des Oberstlieutenants seine Kompagnie geführt. Mit ihm war es ungefähr wieder wie mit Zillermann: er hatte seinerzeit den Krieg mitgemacht, war rasch avancirt, dann stecken geblieben und endlich — an die Luft gesetzt worden, weil man nichts mehr mit ihm anzufangen wußte, nachdem man es versäumt, ihn zur rechten Zeit und am rechten Platz seinen Fähigkeiten gemäß zu verwenden. Geärgert hatte sich Herr Gustav Werther über die Zurücksetzung sicherlich längst nicht mehr, wenn er es überhaupt einmal gethan, denn er war ein nichts weniger als „ärgerlicher" Mensch, und seine Pensionirung hatte ihm vermuthlich sogar

Freude gemacht, da sie ihm erlaubte, sich vollständig seinen Vögeln zu widmen und obendrein bei den alten Freunden zu leben. Auf Wohlhabenheit kam's ihm nicht an. Er war sein Lebenlang ohne Schulden mit seiner Gage ausgekommen und hatte jetzt an seiner Pension übergenug.

Bevor er angelangt war, hatte er an Zillermann geschrieben: „In vier Wochen rücke ich mit der gesammten Bagage bei Euch ein und möchte ein Quartier finden, wo mein alter Peter und ich und unsere Vögel nicht molestirt werden. Brauchen wir nicht in einer Miethswohnung zu bivouakiren, sondern können wir unsere Gliedmaßen auf eigenem Grund und Boden ausstrecken, so ist's um so besser, denn ich habe große Pläne. 1600 Thaler haben wir. Könnt Ihr damit uns Haus und Hof schaffen — NB. ein Garten muß zuerst da sein! — so bringe ich Knecht, Magd, Vieh und alles, was mein ist, mit und werde sodann leben können, wie es im Katechismus Lutheri steht."

Der Major hatte viel gelacht über diese und andere Stellen des Briefes, und selbst der Baron hatte lächelnd die Achseln gezuckt und gemeint: „Immer der alte Kauz! Aber ein braver, und was noch besser, der glücklichste Mensch auf der Welt!"

Damit war Herr Christian Zillermann völlig einverstanden und machte sich, da 1600 Thaler für die kleine

Stadt immerhin ein ganz hübsches Kapital waren, rasch auf die Beine, um das Glück des Kameraden auch von dieser Seite zu sichern. Und wie es manchmal so geht — an sein eigenes Grundstück stieß ein anderes, das dem bejahrten, kinderlosen Besitzer feil war, — ein großer Garten mit Obstbäumen, Beerensträuchern, Gemüsefeldern und sogar einigen Blumenrabatten, und dazu gehörig ein Haus an der nächsten Straße, zwar klein und unscheinbar, allein für den einfachen alten Soldaten völlig genügend. Es blieb überdies von den 1600 Thalern noch so viel übrig, daß man die Wohnung damit ganz hübsch herrichten konnte, der anlangende Hauptmann machte vor Freuden über seinen Besitz wirklich einen Versuch, die längst vergessenen Tanzpas noch einmal mit seinen steifen Beinen zu probiren, und nistete sich mit seinem Anhang ein, — zufrieden wie ein König, heißt man das wohl, aber er war bei weitem zufriedener, als die meisten Könige zu sein vermögen. Sein persönlicher Besitz — Knecht, Magd, Vieh und alles, was sein, — wurde durch Monsieur Peter, ein Dutzend Kanarienvögel und einen sehr großen Koffer repräsentirt, der vordem einmal mit Seehundsfell überzogen gewesen sein sollte, jetzt aber fast noch kahler war als das Haupt seines Besitzers.

Das Besitzthum mehrte sich indessen bald und reißend, da dem Herrn Hauptmann seine Kanarienvögel nicht genug waren und er sich mit glühendem Eifer auf den

Vogelfang im Großen legte, wozu ein schneereicher Winter bekanntlich gar nicht wenig Gelegenheit zu bieten pflegt. Er selber fing draußen in Wald und Feld mit Leimruthen, Schlag- und anderen Netzen und noch auf manche weitere, nur ihm bekannte Weise alles, was sich fangen lassen wollte; denn selbst die armen Sperlinge verschmähte er nicht, wenn sie auch nicht in die verschiedenen Zimmer und Kammern, sondern nur in den Topf kamen und ihn durch vorzügliche Suppen zu neuen Excursionen stärkten. Peter lag dem gleichen Geschäfte im Hofe und Garten ob, da er einestheils nicht mehr so „beinig" war, wie sein Herr, und anderntheils im Hause mit der Besorgung der Küche, dem Reinigen der Vogelzimmer und dem Füttern der kleinen Kreaturen zu viel zu thun hatte.

Kurz, es war in dem Häuslein bald alles voll von Vögeln, da es ihrer selbst im Wohn- und Schlafzimmer, die von dem Herrn und Diener gemeinsam benützt wurden, noch im Ueberfluß gab, und der Major und die Uebrigen begriffen jetzt, was den bedürfnißlosen und einfachen Hauptmann, außer dem jedem Menschen eingeborenem Verlangen nach einem eigenen Besitz, zu dem kühnen Wunsche vermocht hatte, sich womöglich den Grundbesitzern des Staates anzuschließen. Eine Miethswohnung hätte ihm schwerlich den nöthigen Raum gewährt, den er in dem kleinen Hause überall zu finden und zu benützen wußte, und überdies hätte vermuthlich kein Vermiether

diese tolle Wirthschaft in seinen Räumen geduldet. Endlich hatte er auch den Garten nicht umsonst verlangt. Derselbe diente Monsieur Peter nicht allein zum Vogelherd und gewährte den eingesperrten Kreaturen Luft, Licht und einen Blick in's Grüne, sondern wurde von Herrn Gustav Werther auch sonst auf das Wirthschaftlichste benützt. Derselbe baute hier einen Theil der nöthigen „Futterkräuter" an, wie er es hieß. „Practisiren ist die Kunst!" sagte der Hauptmann.

Es war eine tolle und doch eine fidele Wirthschaft in dem kleinen Hause, und es gab in der ganzen Stadt bald wenig Leute, die sich dieselbe nicht irgend einmal angesehen hätten, — nicht sowohl zu Peters als zu des Hauptmanns Freude, dem niemals ein Besuch unwillkommen war. Der wackere Mann wußte weder von Sorgen, noch Verdruß und am wenigsten von Verstimmung gegen seine Mitmenschen. Ihm war alles und Jeder recht, und wenn es überhaupt Geschöpfe gab, die er nicht leiden konnte, so waren das die Katzen, welche er, wo er ihnen begegnete, mit schiefen Blicken ansah, und gegen die er auf seinem eigenen Grundstück allerhand Ueberfälle oder auch offene Sturmangriffe unternehmen sollte. Es war wenigstens sicher, daß niemals früher in dieser Stadtgegend so zahlreiche Katzen verloren gegangen, als in den beiden Jahren seit der Niederlassung des Hauptmanns.

Am häufigsten von allen waren natürlich die beiden

alten Kameraden bei ihm zu finden — er war ein Mann nach Beider Geschmack: den einen erheiterte und tröstete er, indem er sich mit merkwürdiger Gewandtheit und schier weiblicher Zartheit, möchte man's heißen, nach jeder Laune und Stimmung des immer hypochonderer werdenden Freundes zu richten verstand; mit dem anderen plauderte er sich in die besten und lustigsten Erinnerungen ihrer Jugendzeit und die vollste Behaglichkeit hinein, und wenn er sie, was oft genug geschah, Beide bei sich hatte, so wurden das meistens überaus erquickliche Sessionen, bei denen selbst der Baron so heiter wurde, wie er's irgend noch vermochte. Da kneipten die alten Burschen — wie der Hauptmann es bestritt, war räthselhaft, aber sein Weinkeller war stets in vortrefflichem Stande, — rauchten, spielten L'hombre im kleinen Wohnzimmer oder unter dem breitschattenden Apfelbaume, erzählten einander die erschrecklichsten Geschichten, neckten sich und ärgerten den Peter und gingen jedesmal in der besten Laune von der Welt endlich nach Hause und in ihre Betten.

Es blieb nicht bei diesen Kleeblattsgesellschaften. Hier und da fand sich irgend jemand von den Bekannten aus der Stadt herzu, und zuweilen ließen sich sogar die Damen bereden, ein Stündchen im Garten zuzubringen, — für den Hauptmann jedenfalls ein Opfer, für Monsieur Peter ein unableugbarer Schrecken, da Letzterer im Uebrigen noch weniger von Frauenzimmern hielt als Ersterer. Aber

wie wir schon angeführt, der Hauptmann liebte und ehrte nun einmal seinen alten Kameraden und Chef auf das Herzlichste und übertrug dies Gefühl auch auf Frau und Tochter in einem Maße, wie es sich nur irgend schicken wollte. Daß ihm die Nachbarin, die Majorin, nicht minder nahe stand, versteht sich von selbst, nur war dies mit der munteren und rührigen, herzensguten kleinen Frau ein so zu sagen fast kameradschaftliches Verhältniß, während bei dem zu der Baronin und ihrer Tochter mehr wieder jene Zartheit durchleuchtete, deren wir oben schon gedacht.

Kurz, der Hauptmann war in diesem kleinen Kreise ein sehr wohlthätiges, nicht nur belebendes, sondern auch vermittelndes Element; denn so bekannt die beiden älteren Familien auch mit einander waren und so freundschaftlich sie zusammen lebten, es war doch aufmerksameren Beobachtern niemals entgangen und entging auch Gustav Werther keinen Augenblick, daß es immer noch zwischen ihnen, den Männern so gut wie den Damen, etwas Fremdes gab, was ein vollständiges Vertrauen und eine gänzliche Hingebung ausschloß. Was das war, ließ sich vielleicht unschwer durch die verschiedenen Glücksumstände beider Theile erklären. Der Major sah die befreundete Familie einen oft schweren Kampf kämpfen und hätte ihr denselben für sein Leben gern erleichtert, wagte es aber niemals wieder, seit er gleich Anfangs einmal mit seinen

Anerbietungen auf entschiedenen Widerstand gestoßen war. Und bei dem Oberstlieutenant und den Seinen wirkte außer dieser Erinnerung und der traurigen, immerhin thörichten und doch so begreiflichen Scham der Armuth auch das Gefühl, den wackeren Freunden mit dem Abschlag weh gethan zu haben, die Sorge, daß sich das Ganze doch noch wiederholen möge, und endlich vielleicht die traurige Furcht, daß man einmal gezwungen sein könne, eine Hülfe in Anspruch zu nehmen, für die man dann nichts zurückzugeben habe, als den armen Dank. Unglück und Armuth verbittert nicht bloß, sondern entstellt auch nur zu leicht die ehrenhaftesten und reinsten Charactere.

Dies alles war dem Major immer gleich unbehaglich, wenn es ihn in manchen Stunden auch nur wie eine Uebertreibung betrübte, während es ihn zu andern in einen gewissen Aerger versetzen konnte. Was ihn aber ernstlich verdrossen und sich nie aus ihm verloren hatte, war die Schweigsamkeit des alten Kameraden über diejenigen Schicksale, welche ihm sein Vermögen gekostet und ihn aus dem Dienst in die kleine Stadt und seine gegenwärtige Lage versetzt hatten.

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte er einmal, da er mit dem Hauptmann auf diese Dinge zu reden kam, „und daß nichts Unehrenhaftes dahinter steckt, weiß ich auch gut genug, — Fronheim ist ein Mann von Ehre gewesen, so

lange ich ihn kenne, und wäre die verletzt, so lebte er nicht mehr. Ich könnt' mich also beruhigen. Aber dies Schweigen ärgert mich. Er ist ein Thor, daß er solche Angst vor meiner Kasse hat, allein dies ist schlimmer. Solch' Vertrauen verpflichtete ihn zu nichts — im Gegentheil, ihm wär's eine Erleichterung und mir nicht nur ein Beweis der alten Freundschaft, sondern eine wirkliche Ehre. Aber — na, er ist ein alter Narr!" —

„Na, wenn's weiter nichts ist," meinte der Hauptmann, „da kann ich Euch dienen. Daß die Historien nicht hierher gedrungen, ist begreiflich; draußen wurde leider Gottes genug davon geredet. Sein Sohn, der —." — „Still gestanden. Ruhe im Glied!" fiel der Major barsch ein. „Ihr habt über seine Affairen nicht zu disponiren, Kamerad, und ich will von Euch nichts wissen. Wer was von mir will, muß das Maul selber aufthun. Damit Basta." — „Na, 's kommt noch darauf an, wer von euch zwei Beiden der größere Narr ist," bemerkte der Hauptmann achselzuckend.

Es war von diesen Dingen nicht wieder die Rede, aber sie traten auch, wie schon bemerkt, seit der Anwesenheit des Hauptmanns bei weitem weniger hervor. Der muntere alte Bursch' vermittelte zwischen den beiden Kameraden nicht bloß in Ansehung der wirklichen Unterhaltung, sondern gewissermaßen auch in Betreff dessen, was sich während der lauten Worte noch sonst in ihren

Herzen und Köpfen regen mochte. Bei ihm und mit ihm war alles und waren alle stets in bester Harmonie und voll herzlicher, offener, zu Zeiten jovialer Hingebung.

Dies zeigte sich nicht allein an den beiden alten Gesellen, sondern auch an ihren Familien und ihrem sonstigen Umgang, hauptsächlich aber an den beiden jungen Leuten, dem Gutsbesitzer Herrn Friedrich Zillermann und der Tochter des Oberstlieutenants, Fräulein Irene Louise Amalie von Fronheim. Er war ein gesunder, stattlicher, heiterer und braver junger Mann, von einer für seinen Stand sehr guten Bildung, von angenehmem Aeußeren, und wenn auch kein Wunder- und Romanmensch, doch mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die ihn der Liebe und der Zuneigung aller, die ihn kennen gelernt, würdig machten und ihm und den Seinen so zu sagen ein ehrenvolles, angenehmes und glückliches Leben sicherten. — Verheirathet war er noch nicht; der Hauptmann sah jedoch, sobald er sich mit den Verhältnissen bekannt gemacht, ebenso gut wie alle näher Stehenden ein, daß die Schuld nicht an ihm lag. Der junge Mann widmete sich, so oft er in der Stadt war und mit Irenen zusammentreffen konnte, dieser auf eine Weise, welche sich nicht mißverstehen ließ.

Das war übrigens sehr begreiflich. Das Mädchen war auf dem Grunde der ihr in der früheren Garnison des Vaters gewordenen tüchtigen Bildung theils von der

Mutter, theils von den ganz wackeren Lehrerkräften der kleinen Stadt und endlich auch von sich selbst weiter geführt worden, so daß sie in jedem Kreise ihre Stellung mit Anmuth und Würde zu behaupten vermochte, — die Eltern wiesen von Zeit zu Zeit wohl darauf hin, daß eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin das sei, was nach ihrem Tode für die Tochter zu erstreben bleibe. Sie war sehr schön und, wenn nicht von gar zu großem Ernst beherrscht, auch nicht minder liebenswürdig. Sie war endlich, seit die Eltern hierhergezogen, mit der Familie des Majors und also auch mit dem Sohne derselben genau bekannt, befreundet, unter ihren Augen herangewachsen, und es wäre daher fast unnatürlich gewesen, wenn die beiden jungen Leute sich einander nicht gefunden und an eine gemeinsame Zukunft gedacht hätten.

Dennoch waren sie bisher zu keiner näheren Verbindung gelangt. Im Gegentheil sah der Hauptmann anfangs, daß etwas zwischen ihnen stand oder erst neuerdings sich eingedrängt haben mochte, was sie auseinander hielt und ihnen ihr Glück verkümmerte. Was das war, erfuhr er nicht genau, da niemand von den Betheiligten ihm Rede stehen wollte, und er selber auch die Zartheit dieses Verhältnisses zu gut zu würdigen verstand, um mit plumpem Wort und plumper Hand hinein zu greifen. Und er ließ um so mehr von Fragen und Reden ab, als er, wie schon angedeutet, bald nach seiner Ankunft sich auch hier

eine sehr erfreuliche Veränderung anbahnen und weiter schreiten sah. Die beiden jungen Leute wurden, wo er sie zusammensah, herzlicher und vertraulicher zu einander, ja heiterer, und gaben zuweilen sogar einer ächten, frohen, neckischen Jugendlust Raum, wie sie zu ihren Jahren paßte und selbst die Alten erfreuen mußte. Zur wirklichen Einigkeit schienen sie aber noch immer nicht gelangen zu können.

„Was denkst du dir denn eigentlich bei dieser Herumzieherei, Fritz Friedrich?" fragte der Hauptmann einmal den jungen Freund, der, von einem Besuch in der Stadt heimkehrend, von ihm noch ein Stückchen auf seinem leichten Wagen begleitet wurde. — Und der Landwirth sagte ein wenig erröthend: „daß es jetzt bald damit genug ist, Onkel Gustav," — so wurde der alte Herr nicht von Fritz allein schon in der Stadt meistens genannt; — „ich bin jetzt mit der widerwärtigen Hypothekengeschichte ziemlich in Ordnung und kann einer Frau eine nach menschlichen Aussichten gesicherte Stellung bieten. Früher war's nicht möglich, und wie — Mancher denkt, möchte ich mir einen Korb geholt haben, der mir gar zu weh thun würde."

„Was wird daraus?" fragte der Alte ein andermal den Major, da die Sache trotz dieser Andeutungen des jungen Mannes nicht aus der Stelle zu rücken schien, und erhielt die barsche und ärgerliche Antwort: „Danach

fragt den Teufel und nicht mich, Kamerad. Es sind alles mit einander verrückte Menschen, aus denen — na Basta!" — Und: „was für ein schmuckes Pärchen!" sagte Herr Gustav Werther wieder ein andermal zu dem Baron, da sie die beiden Jungen zusammen gesehen hatten. „Was das für sehnsüchtige Augen macht! Was machen sie denn nicht vorwärts?" — Und der Baron schüttelte schwermüthig den Kopf und meinte: „ich bitte dich, Gustav, rede nicht davon, wenn du mir wohl willst. Das ist schier mein schlimmster Schmerz —." — „Was denn? Wird denn nichts daraus?" fiel der Hauptmann ganz erschrocken ein. — „Wie könnte daraus etwas werden?" versetzte der Baron traurig. „Fritz braucht eine reiche Frau, wenigstens eine wohlhabende, und Irene ist bettelarm. Sie soll und darf nicht die Veranlassung zu einer Verstimmung zwischen den Alten und dem Sohne werden —." — „Aber Mensch, reitet dich denn der Satan? Wo ist denn davon —." — „Laß es gehen, bitt' ich dich. Ich weiß, was ich weiß, und verdenke es dem Alten wahrhaftig nicht. Aber wäre das auch nicht der Fall — eine ganz arme Frau in einem wohlhabenden Hause thut niemals gut. Und endlich — wie sollt' es werden, wenn — wenn — sie nicht nur keine Mitgift brächte, sondern im Gegentheil vielleicht — oh, es ist, um sich eine Kugel durch den Schädel zu jagen!" brach der schwermüthige Mann ab, und die Brauen waren fest auf die düster

blickenden Augen herabgepreßt. „Hätt' ich's nur gethan, dann wär' alle Qual zu Ende!"

„Ja, einem anderen Schädel wäre so eine bleierne Pille ganz dienlich gewesen," sprach der Hauptmann ernst. „Aber dir? Alter Kamerad, lernst du denn nie ruhig und gerecht über das denken, was doch der Herrgott weiß, kein vernünftiger Mensch dir in die Schuhe schieben kann?" — „Nein, Gustav, nein, das lern' ich nimmer, denn ich kenne am besten meine eigene Schuld und Sünde!" — „Da werde der Teufel fertig mit euch obstinaten Kreaturen!" murrte der Hauptmann und wandte sich voll Aerger ab.

In diesen Zuständen waren bereits zwei Jahre seit der Ankunft des Hauptmanns vergangen, und dieser saß am Abend eines schönen Herbsttages, noch nicht lange von einem beutereichen Vogelauszuge zurückgekehrt, bei seinem Glase Wein und mit der langen Pfeife seelenvergnügt in seinem Wohnzimmer, trommelte den alten Parademarsch auf dem Fensterbrett und horchte auf die Neuigkeiten, welche Peter zu berichten hatte, — beiläufig gesagt, wurde ihm das nicht leicht, da das im Zimmer befindliche Gethier vermuthlich zur Begrüßung des Gebieters wie besessen durch einander sang, schrie und pfiff, — da fuhr er plötzlich aus dem schönsten Wirbel hoch vom Stuhle auf und rief: „na Donnerwetter, was fällt denn dem ein?" — Denn da durch die kleine Thür, welche die Grundstücke

der beiden alten Kameraden verband, kam der Herr Major Zillermann in der vollen Uniform seines alten Regiments — berechtigt dazu war er, — den Degen an der Seite, die Epaulettes auf den Schultern, den Dreispitz mit Federbusch auf dem Kopf, und endlich mit einer Miene, die vordem seine Kompagnie vermuthlich niemals barscher und finsterer zu sehen bekommen hatte. „Sapperment, sapperment!" sagte der Hauptmann. „Was ist passirt, Peter?" — „Weiß nicht, Herr Hauptmann," meinte der kopfschüttelnd, „aber es muß was Böses sein."

Und etwas Böses war es auch. Denn als der Major in's Zimmer getreten war und das „aber alter Kamerad!" des Nachbars mit einer raschen Handbewegung abgeschnitten hatte, sprach er mit gefalteter Stirn und in der straff'schen militärischen Haltung: „Herr Hauptmann Werther, ich muß Eure kameradschaftlichen Dienste in einer verdrießlichen Angelegenheit in Anspruch nehmen. Wollet die Güte haben und Euch zu dem Oberstlieutenant Baron von Fronheim verfügen und ihm meine Forderung überbringen — Waffen sind mir gleichgültig. Zeit — so bald als möglich." — „Was soll ich ihm überbringen?" fragte Werther mit einem Ausdruck in Stimme und Blick, als zweifle er an seinem eigenen Verstande oder an dem des Anderen. — „Meine Forderung. Sprech' ich nicht deutlich genug? Euer verwünschtes Vogelpack läßt Einen freilich sein eigen Wort nicht hören," sprach der Major

grimmig. „Oder soll ich Eure Antwort etwa für einen Abschlag ansehen?“ — „Bitte, Herr Kamerad, laßt uns in den Garten gehen,“ sagte der Hauptmann jetzt auch in dienstlicher Haltung. „Die armen Kreaturen sind allerdings heut etwas lebhaft — könnt's ihnen nicht verdenken: Sie haben ja schier seit acht Tagen keine Spur von Sonnenschein zu sehen gekriegt.“ Die Sonne schien wirklich mit ihren letzten Strahlen noch gar freundlich in das Zimmer.

Draußen aber, unter dem Apfelbaum, wo die drei alten Freunde so manche erquickliche Stunde verlebt, sagte der Hauptmann noch immer in ernstem Tone: „Nun seid so gut, Kamerad, und sagt mir kurz und rund, was los ist und was ich soll.“ — „Ich dächte, es wäre kurz und rund genug gewesen,“ grollte der Major. — „Das ist es nicht,“ versetzte der Hauptmann kaltblütig. „Zwei alte graue Kerle und gute Freunde wollen sich plötzlich die Hälse brechen, Beide mit Frau und Kind, Beide, wie gesagt kurz vor ihrem Abmarsch zur großen Armee, aus purem Uebermuth, aus reiner Tollheit, aus —.“ — „Herr Hauptmann Werther.“ — „Fordert mich auch, meinetwegen, 's ist mir ganz egal! Reden will ich aber erst! So ist's und nicht anders. Wenn in der Armee der jüngste Brausekopf solche Einfälle hat, so erfährt sein Sekundant die Gründe, und das Ehrengericht entscheidet obendrein über ja oder nein. Und hier soll ich alter

Bursch nur auf das Buh und Bah von Euch gleich mit Euch zum Thoren werden? Da irrt Ihr Euch, Herr Major."

Der Alte schaute den Kameraden eine Weile grimmig an, bevor er erwiderte: „Mein Junge hat heut Nachmittag um die Kleine angehalten und sich einen Korb geholt." — „Einen Korb? Bah! — Und darum soll ich den Alten fordern?" — „Einen Korb, ja," wiederholte Zillermann, ohne die letzte Frage zu beachten. „Irene hat von ihrer Liebe geredet und Verehrung, und Hochachtung und Glück und Seligkeit, — der Teufel weiß, wovon noch sonst! — dann aber, daß es doch nicht gehe, die Eltern es nicht zugeben könnten, sie die Wünsche derselben ehre — na! — Und der alte Narr hat dann hinterdrein ungefähr dasselbe konfuse Zeug gesagt — hol' ihn der —!" — „So? Na, eine bessere Stunde hättet ihr euch übrigens wohl aussuchen können," bemerkte Werther kopfschüttelnd. „Die Mutter und Gattin auf den Tod krank — der Doctor zuckte heut Morgen auf meine Frage die Achseln verzweifelt hoch!" — „Ach was, so arg ist's nicht," sagte der Major. „Und selbst wenn es wäre, müßte der Gedanke, daß für ihr Kind gesorgt und dasselbe bei guten und treuen Freunden aufgehoben ist, das beste Ruhekissen sein. Und da ich mir obendrein dachte, daß die Hauptsache doch nur die alte dumme Grille von Armuth und so weiter sei, so nahm ich mich der Sache an und

sprach mit ihm — mein Junge dauerte mich, und ich habe die Bagage einmal lieb gehabt! — Aber da kam ich bös an. Ich kriegte nicht nur das Gleiche zu hören, sondern noch ganz andere Dinge, so daß ich wohl merkte, wo der Haupthaken sitzt. Eine hochmüthige Gesellschaft ist's, — dummer Adelsstolz, — hm! — Und da schloß sich denn daran, was ich nicht leiden will noch darf. Und somit, Herr Hauptmann Werther, hoffe ich Euch kontentirt zu haben," schloß der zornige alte Herr, „und frage nochmals, ob ich auf Eure Dienste rechnen kann oder nicht?"

Der Hauptmann ging, die Hände auf den Rücken gelegt, eine ganze Zeitlang schweigend neben dem Kameraden im Steige auf und ab, bevor er stehen bleibend endlich in halb nachdenklichem, halb aber auch herzlichem Tone sagte: „nun natürlich gehe ich hin, Alter, werde mit ihm reden und hoffe ihn zur Vernunft zu bringen." — „Was heißt das?" fragte Zillermann finster. — „Nun, alles in Reih' und Glied, natürlich. Ich weiß, daß die Verbindung der beiden Kinder sein und der armen Frau höchstes Glück, und daß, wenn man ihm das ruhig vorstellt —." — „Nichts, nichts!" fiel der Major heftig ein, „das ist vorbei und zu Ende. Jetzt will ich nicht, und meine Frau sieht's grade so an. Wir denken nicht daran, uns der hochmüthigen Gesellschaft aufzudrängen. Kurz und gut, — davon darf nicht die Rede sein, und also noch einmal: wollt Ihr oder muß ich einen Anderen um den Dienst

bitten?" — Der Hauptmann schaute den Freund wieder eine Weile ernst und prüfend an, bevor er sprach: „gut, ich will. Aber ich rede zum Frieden nach Pflicht und Gewissen und hoffe Fronheim nachgiebiger zu finden, als Euch, Alter." — „Da wär's ganz aus," entgegnete der erbitterte alte Herr, „denn da wär' er nicht mehr bloß ein Narr und ein Grobian, sondern auch ein —." — „Genug!" unterbrach Werther jetzt auch heftig die böse Rede. „Mäßigt Euch, Kamerad; Ihr könnt nicht ganz vergessen haben, was schicklich ist. Ich werde gehen und Euch die Antwort bringen. Ich kenne meine Pflicht."

So schieden die beiden Freunde in nichts weniger als freundlicher Stimmung, denn auch der Hauptmann hatte sich über die, wie er es hieß: „bestialische Obstination" des Majors zuletzt gründlich geärgert. „Gieb mir die Stiefeln, Hut und Stock," sagte er zu dem verblüfften Peter, da er in's Haus trat und die erloschene Pfeife in die Ecke warf. „Und während ich weg bin, kannst du 'nmal die alten Knallbüchsen — ach was, dummes Zeug! 's ist ja der himmelmillionen verdammteste Unsinn, den ich all' mein Lebtage vernommen! Sieh nur nach den Fenstern!" brach er ab, kleidete sich grollend an — nicht in Uniform! — und machte sich, immerfort vor sich hinbrummend, auf den Weg, welchen er diesmal nicht über das Grundstück des Nachbars, sondern durch die weit abseits führende Straße einschlug.

Aus dem Gespräche mit dem Baron wurde indessen nichts. Vor einer Viertelstunde war die Gattin desselben, die, wie wir hörten, ernstlich krank war, den Ihren unerwartet durch einen Nervenschlag entrissen worden, — „ich habe dergleichen für die arme Dame gefürchtet," sagte der eben wieder fortgehende Arzt zu dem erschütterten Hauptmann. „Ich habe selten in einem Menschen die Lebenskraft so gänzlich verbraucht gefunden." — Der alte Kamerad ging zu den Hinterlassenen, welche sich das schreckliche Unglück noch immer kaum klar zu machen verstanden.

Und es sollte nicht bei diesem einen bleiben. Am Tage nach dem Begräbniß der Baronin erschien Fronheim des Morgens nicht zum Frühstück, das er stets mit den Seinen gemeinschaftlich einzunehmen pflegte, antwortete auch nicht auf das Fragen und Rufen seiner Tochter und lag, da sie endlich in Todesangst in sein Schlafzimmer drang, todt auf seinem Lager. Auch ihn hatte ein Schlag davon genommen. Davon ist denn weiter nichts zu sagen, als daß dieser Todesfall, diesmal den Freunden, wenigstens dem Hauptmann, nur durch seine große Schnelle überraschend erschien. Wer den Baron in den Tagen seit dem Tode seiner Frau gesprochen, konnte ihm kein langes Leben mehr prophezeien; er war wie ganz zerbrochen und betäubt gewesen. Und da man jetzt seinen Nachlaß ordnete, fand sich ein Brief von ihm an Werther vor, in welchem er den Kameraden zum Vormund seines

Kindes bestimmte. Geschrieben waren diese Zeilen am Abend vor seinem Tode, und die Fassung derselben, ja die Schriftzüge schienen anzudeuten, daß der Unglückliche bereits das Nahen des Todes gefühlt. Von einem Selbstmord, wie die Leser am Ende argwöhnen könnten, war keine Rede. Die Lampe war von selber erloschen.

Von der Streitsache des Majors war in diesen Tagen nicht anders die Rede gewesen, als daß der Verstorbene selbst und freiwillig einmal von den Irrungen gegen den Hauptmann anzusprechen gefangen, die ihn von dem alten Freunde zu trennen drohten. Werther hatte aber gleich davon abgebrochen; er sah und hörte, daß dem Baron die Sache nicht nur peinlich war, sondern ihm auch überhaupt wie alles, was ein gewisses Nachdenken erforderte, schwer fiel. Und nun war es überhaupt zu spät. Der Major hatte sich in den Leidenstagen, wenn auch nicht so herzlich wie sonst, doch natürlich vollkommen schicklich und kameradschaftlich benommen, gegen den Baron so gut, wie gegen die arme Tochter, und daß auch Fritz in dieser Zeit alles Persönliche vergaß, daß die Majorin mit Rath und That bei der Hand war, versteht sich von selbst, und ebenso begreiflich ist es, daß Irene durch kein Wort und keinen Wink an das erinnert wurde, was am letzten Nachmittage die befreundeten Menschen verstimmt hatte.

Man fing nun an, über die nächste Zukunft des verwaisten Mädchens zu sprechen. Daß sie nicht in der ein-

samen Wohnung der Eltern bleiben konnte, sah Jedermann ein, und in dem Häuslein ihres Vormundes wollte sich trotz alles Suchens kein Raum für sie finden, abgesehen davon, daß sich gegen solchen Aufenthalt in der Junggesellenwirthschaft doch auch Mancherlei einwenden lassen mußte. Man entschied sich endlich dafür, sie in's Haus des Arztes ziehen zu lassen, dessen Familie eine der wenigen war, die mit dem Baron und den Seinen in eine Art von Verkehr gekommen. Von da aus sollte oder wollte sie vielmehr sich nach einer Stelle umsehen, auf der sie selber „ihr Brod verdienen" könne. Denn Werther so gut wie der Arzt und die übrigen Freunde wollten von einer solchen Dienststellung für die Arme nichts wissen, hielten sie auch, mit Ausnahme des Ersteren, für völlig überflüssig, da keiner von ihnen daran zweifelte, daß man nach einiger Zeit das Mädchen mit Friedrich Zillermann verbunden sehen werde. Daß der Major Irene nicht bei sich aufnahm, war eine Bestätigung solcher Ansicht. Das arme Kind mußte jetzt vor allem sich in seiner Einsamkeit und Trauer zurecht finden lernen. Der junge Bewerber und die Seinen blieben ja immerhin ihr nahe genug, und alles nahm einen bei weitem „schicklicheren" Verlauf. Auf dergleichen sieht man in einer so kleinen einsamen Stadt viel mehr und viel ernstlicher als in der großen Welt.

So sahen diese Leute die Zustände um so leichter an,

da nirgends ein lautes Wort oder irgend eine Handlung dagegen sprach, und die Majorin obendrein auf das Herzlichste und Thätigste für die Verwaiste besorgt war. So äußerte sich die Frau des Arztes gegen den Hauptmann — es verstehe sich so von selbst, meinte sie, und Werther widersprach nicht, obgleich er gerade besser als irgend ein Anderer wußte, daß die Sache sich leider ganz anders verhielt. Der Major war entschiedener als je — einer von den Menschen, die in der Welt zu den humansten gezählt werden und diesen Ruf auch bis auf einen gewissen Punkt verdienen, dort aber oder von dort aus zu den härtesten, hartnäckigsten und eigensinnigsten werden, die man kennen lernen kann.

Der alte Herr hatte gegen die schnell verstorbenen Freunde seine Pflicht gethan, hielt sich gegen die verwaiste Tochter in völliger Höflichkeit, — aber von der alten Herzlichkeit war keine Rede, und die früheren Pläne und Wünsche hatte nicht nur er selber aufgegeben, wie es schien, sondern wollte auch bei den Seinen nichts mehr von denselben wissen. Damit, mit solchem Willen nämlich, war es freilich nicht abgethan. Seine Gattin dachte versöhnlicher oder vielleicht von Anfang an überhaupt billiger, und Monsieur Friedrich stand dem Alten nun vollends entgegen und gab seine Hoffnungen weniger auf als je, wenn er natürlich auch für jetzt noch von ihnen gegen die trauernde Geliebte schwieg. Der Major merkte

dies alles gut genug und wurde über solchen Widerstand, den er niemals kennen gelernt, weil er ihn nie heraufbeschworen, immer verstimmter. Er zeigte den Seinen, daß er Herr und Vater, und erzwang dadurch auch Schweigen und anscheinenden Gehorsam. Aber ihm selber war dabei sichtbar am wenigsten behaglich zu Muth.

Der Hauptmann hatte, da er über die Stimmung des Kameraden nicht in Zweifel sein konnte und überdies durch die Majorin so gut wie durch Fritz von der unveränderten Eigensinnigkeit des Alten mehr erfuhr als ihm lieb, niemals wieder mit ihm über die Angelegenheit gesprochen, nachdem er bei der Rückkehr vom Begräbniß gemeint: „na, nun ist doch wohl auch Euer Grimm mit begraben, Alter?" — und der Major finster geantwortet hatte: „von Grimm ist keine Rede, Kamerad, sondern nur von Recht und Pflicht. Und die sterben nicht." — Werther schüttelte leise den Kopf und schwieg.

So ging es unverändert fort bis in den Winter hinein und beinah wieder aus ihm hinaus. Werther stand mit der Majorin, mit Fritz, mit Irenen und aller Welt im besten Einvernehmen, im herzlichen, hier und da ein wenig geheimnißvollen Vertrauen, nur mit dem alten Freunde stellte sich der frühere gute Verkehr nicht wieder her — Beide blieben in einer Art von Verlegenheit, wenn sich dieselbe nicht hin und wider gar zu einer gewissen Verdrießlichkeit steigerte.

Da war eines Tages im Februar Friedrich in der Stadt und bei den Eltern gewesen, hatte eine Unterredung mit dem Vater gehabt, welche Beide mit ziemlich gerötheten Gesichtern auseinandergehen ließ, und war noch vor dem Mittagsessen wieder dem elterlichen Hause entwichen. Die Majorin wußte freilich, daß er nicht auch schon die Stadt verließ, sondern noch beim Nachbar Hauptmann eingesprochen hatte — ob auch bei Irenen, erfuhr sie heut nicht. Er hatte ihr nur vor dem Fortgehen zugeflüstert: „so geht es nicht länger, Mama! Ich darf das nicht mehr dulden!“ — Sie hatte dann nach dem stummverlaufenden Mittagsessen die Hand auf des Gatten Arm gelegt und bittend begonnen: „aber Papa —.“ — „Still!“ war aber der Major barsch dazwischen gefahren. „Ich will von diesen verwünschten Dummheiten nichts mehr hören. Ich bin Herr. Und wer sich dagegen muckst, thut's auf seine Gefahr. Basta.“

Nachmittags kam der Hauptmann. „Nehmen Sie sich in Acht, Freund,“ flüsterte die Majorin ihm zu, „ich kenne Zillermann gar nicht mehr — er ist wie ein wilder Löwe, sag' ich Ihnen, und nichts mit ihm anzufangen.“ — Werther lächelte. „Na, na, Frau Nachbarin,“ meinte er, „der Mensch ist der Herr der Schöpfung und wird mit allen Kreaturen fertig. Und wenn alles reißt — na, ich habe dem Fritz meine Meinung gesagt. Wir sind nicht in Reih' und Glied, also hat die Subordination zuletzt

auch ein Ende.“ — „Ach Gott, nur das nicht!“ seufzte Frau Sophie; „es ist so schon Unfrieden genug da!“ — „Nur Geduld, Geduld!“ sagte Werther und ging zum Major in's Zimmer. Da tranken sie Kaffee, rauchten ihre Pfeifen, spielten Piket und brachten den Nachmittag hin, wie häufig, nur schier noch schweigsamer, als es neuerdings gewöhnlich zu sein pflegte.

Endlich, da die Dämmerung ihnen die Karten aus der Hand nahm, fing der Hauptmann ruhig an: „na, da ist denn der Irene auch eine Stelle angeboten worden, die ihre Meriten zu haben scheint.“ — „Meinetwegen,“ sagte der Major grollend und sich in eine furchtbare Rauchwolke hüllend. — „So, ist's Euch so gleichgültig? Mich dünkt doch, daß Ihr Euch jetzt endlich entscheiden —.“ — „Kamerad,“ fuhr der Andere auf, „mich dünkt, daß ich mich entschieden habe. Ich bin keine Windfahne. Und kurz und gut ich habe heut Morgen schon dem dummen Jungen meine Meinung gesagt und will ein für allemal nicht mehr davon hören.“ — „Mensch, seid Ihr denn vom hellen Teufel geritten? Und wenn ich Euch versichere, alter Heide —.“ — „Ich will nichts versichert haben. Ich weiß, was ich weiß. Solche Worte bleiben! Ich will mit der hochmüthigen Bagage nichts zu thun haben, sage ich. Und wer es für sich versucht, der thue es, aber zu mir gehört er nicht mehr. Basta!“

Der Major war aufgestanden und stampfte grimmig auf und ab während dieser zornigen Worte.

„Und wenn ich Euch versichere, daß das lauter Flausen und Grapsen sind?“ fing Gustav Werther wieder mit einer gewissen Trockenheit an. „Fronheim hat an nichts Anderes gedacht, als daß Euer Friedrich immerhin etwas auf Geld bei seiner Frau sehen sollte, daß ferner eine arme Frau in einem wohlhabenden Hause leicht übel daran ist — 's sind freilich auch Grapsen, aber doch andere, als die Euren! — daß endlich der Teufel sein Spiel haben und den Lumpen, den Alfred herbeiführen könnte, damit er auch seine Schwester zu plündern versuche, wie —.“ — „Redensarten, Redensarten! Das trifft alles nicht zu oder ist erst recht verkehrt,“ fuhr Zillermann dazwischen. „Daß das Freifräulein Irene von Fronheim einen gewissen Fritz Zillermann heirathen sollte — das, das, Herr Kamerad! Und was da drum und dran hing —.“ — „Wozu Ihr den armen Teufel auch gereizt habt, Kamerad, der ohnehin übel genug dran war —.“ — „Genug, genug! Die Sache ist abgethan. Ich bin kein Kind, und taub bin ich auch nicht. Daß Ihr für den Freund sprecht, ist ganz recht,“ sprach der Major finster. „Aber Ihr wißt auch nicht mehr von der Sache als ein Anderer und jedenfalls weniger als ich. So laßt es abgethan sein. Ihr habt Eure Pflicht gethan, und ich thue die meine. Mir nützt keine Erklärung etwas. Eine

genügende könnte nur Fronheim selber geben, und er selber müßte mir abbitten, was ich von ihm habe hören müssen. Und da das unmöglich ist, so bleibt die Sache abgethan, sage ich." — „Und wenn die Kleine nun selber anders denkt und —." — „Sie kann nicht anders denken," unterbrach der Major den Nachbar. „Der Vater vertritt und denkt und spricht für das Kind, wenigstens in meinem Sinne. Schlimm genug, wenn nicht auch im Sinne des Kindes." — „Na ja," sagte Gustav Werther trocken, „so ist's denn vorbei. Denn daß die Todten wiederkommen, zumal zu solchen Explikationen, scheint mir allerdings nicht recht glaublich." —

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" sprach die Majorin, die wenigstens einen Theil dieses Gespräches erlauscht hatte, bekümmert zu dem fortgehenden Hauptmann. „Ich kenne meinen lieben Alten gar nicht mehr!" — „Man muß die Hoffnung niemals aufgeben, Frau Nachbarin," versetzte Werther achselzuckend. „Schwach ist die meine freilich auch. Es ist in ihm eine bestialische Obstination!" — Es war der Majorin nicht wenig auffällig, ja verletzte sie fast, daß der Nachbar bei diesen Worten sie in seinem alten runzelvollen Gesicht ein ganz besonderes Grinsen bemerken ließ, als verbisse er nur mit Mühe das lustigste Lachen. Dazu schien ihr die Sache am wenigsten angethan.

Zwei oder drei Tage vergingen, ohne daß etwas

Neues vorgefallen wäre. Dann aber zeigte sich der Major eines Morgens plötzlich in eigenthümlich ernster, fast niedergedrückter Stimmung und erschien auch körperlich so angegriffen, daß seine Gattin nicht wenig erschrak und auf das Aengstlichste nach seinem Zustande, nach der Veranlassung fragte. Er wollte jedoch nichts davon hören. Er habe schlecht geschlafen, sagte er, und das sei alles. Den Arzt verbat er. Als es aber am folgenden Morgen noch schlimmer war, der Major müde und träumend, bleich und ohne seine Pfeife in seinem alten Lehnstuhl saß, keine Zeitung las, sondern vor sich hinstarrte und obendrein, wie die entsetzte Frau bemerkte, Thränen von den Wimpern wischte, da hielt sie sich nicht länger, schickte nach dem Arzt und dem alten Nachbar und beschwor diesen, den Mann nur wenigstens zum Sprechen zu bringen.

Den Arzt komplimentirte der Major indessen ohne viel Umstände und ohne Erklärung hinaus, den Freund jedoch nahm er an, schloß sich mit ihm ein und hatte eine lange Unterredung mit ihm, von der die Gattin nichts erhorchen konnte und auch sonst nichts erfuhr. Denn Hauptmann Werther, den sie beim Fortgehen auf dem Hausflur abfing, war ihrer Ansicht nach diesmal noch seltsamer und „ungezogener“ als neulich. Er lachte heut sogar, meinte, sie habe nichts zu besorgen, vielmehr das Beste zu hoffen, und rieth ihr, den Sohn durch einen Boten hereincitiren zu lassen. „Der Alte ist jählings

windelweich," fügte er lachend hinzu, „d'rum schmiedet das Eisen." — „Weich?" rief sie. „Aber was ist denn geschehn?" — „Ich glaube, er hat einen Geist gesehen," sagte Werther wieder grinsend. „Er will nicht recht mit der Sprache heraus. Aber wozu auch? Wenn er nur vernünftig wird!"

Und „vernünftig" wurde der Major allerdings in höchst auffälliger, wenn auch für die Seinen sehr erfreulicher Weise. Am Nachmittage des gleichen Tages noch ging er, ohne seiner Frau von seinem Zweck zu sagen, aus und zwar, wie sie hernach zu ihrem ernstlichen Erstaunen erfuhr, in das Haus des Arztes und zu Irenen. Was er dort verhandelt hatte, wurde nur durch die Worte angedeutet, welche er am folgenden Morgen zu dem auf die Botschaft der Mutter herbeieilenden Sohne sprach: „wenn du denn absolut von dem Dämchen nicht lassen kannst, Junge, so — versuche dein Heil mit ihr noch einmal. Ich will nicht länger mehr dagegen sein, und vielleicht bringst du sie herum."

Das gelang Herrn Fritz Friedrich, wie ihn der Hauptmann zu heißen pflegte, denn auch nach nicht gar zu vielen Stürmen. Wenigstens begründete sich Irenens Weigerung bald nur noch auf die Trauer um die Eltern und verklang vor den Vorstellungen der Majorin, des Hauptmanns und anderer Freunde bald ganz in einem seufzenden und schämigen Zugeständniß. Der Major mischte

sich in diese Verhandlungen nicht mehr hinein, befriedigte im Uebrigen aber alle Welt, und besonders hätte Irene sich keinen freundlicheren Schwiegervater wünschen können.

Von dem, was diesen Wechsel in seinen Ansichten veranlaßt, wurde nichts laut, und die Majorin grollte darob nicht nur mit ihm, sondern fast noch mehr mit dem Hauptmann, weil derselbe einerseits durchaus nichts von dem Geschehenen wissen und sich andererseits absolut nicht wundern wollte über diesen jähen Umschlag eines Mannes, dem niemand bisher eine Inconsequenz nachzuweisen vermochte.

Am Abend, als die Verlobung im engsten Kreise gefeiert worden, die wenigen Gäste geschieden waren und auch der Sohn, der die Braut heimbegleitete, nicht gegenwärtig, hielt es die wackere Dame nicht länger aus und verlangte vom Gatten eine endliche Erklärung seines Handelns. Und da sprach der Major in fast andächtigem Tone gegen den alten Nachbar gewendet: „ich bin bestraft, wo ich gefrevelt. Ich berühmte mich gegen Euch, daß ich keine Erklärung noch Abbitte annähme, als von dem Kameraden selber, und sie ist mir geworden.“ — „Potz Tollheit und kein Ende!“ rief Gustav Werther lachend. — „Mann, Alter, Papa!“ sagte die Majorin ganz bestürzt.

„Sie ist mir geworden, Kinder,“ wiederholte Ziller-

mann mit der gleichen ernsten, fast feierlichen Ruhe. „Fronheim ist mir zweimal erschienen, in zwei Nächten hintereinander. Das erste Mal stand er vor meinem Bett und sah mich an, voll Wehmuth und Herzlichkeit und schüttelte den Kopf über meine Härte, aber er redete nicht. In der folgenden Nacht —." — „Donner und Doria — sprach der alte Bursch?" rief der Hauptmann spottend. — „Ja, Kamerad, er sprach," lautete die ernste Antwort. „Wenigstens verstand ich den Hauch, der von seinem Munde ausging. Und er sprach von unserer alten Freundschaft, und er legte mir sein Kind an's Herz, und er sagte von seinem Sohn, der nicht bloß ein Schuldenmacher, sondern obendrein ein Dieb, daß er und die Seinen zum Ersatz des Schadens gedarbt, daß er einen solchen Verwandten keinem Freunde gönnen könne, nun aber im Himmel —." — „Zur Raison gekommen sei und das Ding weniger haarscharf nehme — hm, begreiflich und sehr vernünftig!" bemerkte der Hauptmann schmunzelnd.

„Ihr habt mich einen alten Heiden geheißen und seid jetzt der ärgste von uns allen. Mit Euch ist nicht zu reden," meinte der Major ärgerlich. „Es kann keiner gegen solche Dinge ungläubiger gewesen sein als ich. Aber hier war von keinem Unglauben mehr die Rede. — Doch genug Kinder," brach er ab und fuhr sich über die Stirn. „Ich fühle mich marode und wir wollen in's

Bett. Gottlob, Gottlob, daß man wieder ruhig schlafen kann!" —

„Das ist eine seltsame Geschichte," meinte die Majorin, die den Nachbar hinausbegleitet hatte, „und erzählte sie ein Anderer als Zillermann, so wüßt' ich nicht, was ich davon denken sollte. Was sagen Sie dazu, Nachbar?" — Werther zuckte wieder mit jenem schlimmen Grinsen die Achseln. „Was sollt' ich sagen, Nachbarin! Es geht mir wie Ihnen," versetzte er. — „Hauptmann, Hauptmann, — wenn Sie nicht sechszig, sondern dreißig Jahre alt wären, so wie damals, als Sie sich immer in, der Himmel mag wissen, was für Windbeuteleien und Tollheiten gefielen und auch gern Komödie spielten — ich käme auf arge Gedanken! — Ihre Figur, die immer mit der Fronheim's Aehnlichkeit hatte, Ihre Kenntniß seiner Angelegenheiten, der Mondschein, der damals grade war, unsere niemals verschlossenen Thüren, Zillermann's Aufgeregtheit —." — „Gott behüte, Frau Nachbarin, was Sie für eine Phantasie haben!" fiel Werther lachend ein. „Sie könnten's mir wahrhaftig plausibel machen, daß ich am Ende Streiche gemacht, ohne das Geringste davon zu wissen. Gottlob, daß es nur Phantasien sind! Und noch mehr Gottlob, daß dabei für uns alle so viel wirklich Gutes herausgekommen! Sehen Sie, ich habe den Kameraden drinnen und Sie und das Brautpärchen gründlich lieb, und um uns alle in solcher Harmonie zu sehen, wie

jetzt," schloß der alte joviale Herr lächelnd, „darum möchte ich selbst einmal spuken gehen, wenn ich's auch bisher noch nicht gethan. Gute Nacht, Frau Nachbarin. Gott behüte unseren Schlaf und unser Glück." —

Geredet wurde zwischen den Wissenden noch öfters von der Sache, aber eine nähere Erklärung fand sich nicht. Der Major blieb bei seinem Glauben, seine Gattin bei ihrem Zweifel, und der Hauptmann behauptete, sich weder für den Einen noch für die Andere entscheiden zu können. — Wir wissen nicht, ob's den Lesern besser geht.

Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

„Gottfried,“ sagte mein seliger Herr Vater zu mir und zog die Stirn in noch viel krausere Falten als ich sonst schon auf ihr zu sehen gewohnt war, „Gottfried, du bist und bleibst doch der unverbesserlichste Esel, den ich je auf zwei Beinen habe umherlaufen sehen! Sage mir um Gotteswillen, Junge, hast du denn Sinn und Verstand verloren, du ganz verflixter Grashüpfer, du? Logirst mir das Frauenzimmer, das da ohne Sang und Klang und Gepäck auf Müllers Planwagen angezogen kommt, auf Nummer Eins mit den Zitzgardinen, mit den Kirschbaummöbeln und unsern besten Betten, als wär's ein Freifräulein oder sonst von den Honoratioren und nicht eine, die wie die Mutter sagt —.“ — „Herr Vater,“ bat ich, „die Mutter war freilich ganz rabiat, als sie —“

„Halt' den Mund, du Naseweis!“ fuhr er dazwischen.

„Was fällt dir ein, daß du gegen deine Mutter sprichst und was die sagt? Deine Mutter ist eine brave Frau, eine kluge Frau, eine Frau mit Augen, die sie zu brauchen verstand, als du noch hundert Klafter tief im Kinderbrunnen lagst! Und die willst du, Naseweis, meistern?“ — „Aber liebster Herr Vater,“ fing ich nochmals an, „die Mutter —.“ — „Den Mund sollst du halten, Dummkopf!“ schrie er jedoch wieder meine Rede abschneidend. „Bist noch lange nicht so weit uns zu meistern, leid's auch nimmermehr, du Grashüpfer! Werde erst trocken, sag' ich dir! Deine Mutter sagt, das Geschöpf da oben sehe wie eine Landstreicherin aus, wie ein Soldatenweib oder so was, und du logirst sie auf Nummer Eins, auf die Kirschbaum-Stühle und das Kanapee und die Zitzgardinen und die rothgestreiften Betten, unverbesserlicher Esel, der du bist! 's nicht an den Himmel zu malen! Und möchte bloß wissen, ob das die Art ist, die du beim alten Degener im Römischen Kaiser gelernt hast. Donnerwetter, 's war doch sonst ein reputirliches Haus und der Degener verstand, was Manier und schicklich! Solche Landstreicherin —.“ — „Aber mein Herr und Gott,“ fiel ich nun zum drittenmal ein, ganz verblüfft und consternirt, „die Mutter hat sie ja doch gar nicht gesehen, ebensowenig als Ihr, Herr Vater, und 's ist das alles ihr nur zugetragen worden und lange nicht so schlimm. Denn das Frauenzimmer —“

„Was?“ sagte er, „die Mutter hat sie gar nicht gesehen, meinst du, Schlingel?“ — „Behüte Gott!“ versetzt' ich, „sie war ja grade auf dem Hofe beim Wäscheabnehmen und hatte auch die Mägde da, als der Müller angefahren kam und die Mamsell hier absetzte. Ich war ganz allein um den Weg. Sie ganz abweisen, Herr Vater, das bracht' ich nicht über's Herz, und sie in die Gaststube führen konnt' ich auch nicht; das arme Kind bat nur um 'n wenig Ruhe, sie wolle bald fort. Da hab' ich sie denn auf Nummer Eins gebracht — Ihr wißt doch, die Herren Meßreisenden können noch heut Abend kommen und brauchen ihre Zimmer, und obendrein sah sie ganz reputirlich aus, sauber, Herr Vater. Daß uns mit der nichts passirt, garantir' ich, so eine hätten wir bei Degener auch nicht abweisen dürfen. Und da hab' ich denn die Line hereingerufen, daß sie ihr frisch Wasser und ein Handtuch und dergleichen bringe, und die neidische Kröte muß der Mutter was vorgelogen haben. Denn die hat das Frauenzimmer gar nicht gesehen, sag' ich, sondern fuhr gleich auf mich ein, bis Ihr kamt, und ließ mich nicht zu Wort kommen, just so —.“ — „Na, kann's mir lebhaft vorstellen,“ meinte der Alte sichtbar besänftigt; „wenn deiner Mutter Mundwerk in Gang kommt — oft geschieht's nicht, aber wenn es in Gang kommt, geht's auch im Galopp. Kenne das! Darfst dich aber nicht beklagen, Junge, denn ich muß es auch aushalten und

thu's schon ein gut Theil länger als du. Also gar nicht gesehen, sagst du? Und reputirlich, sagst du?"

„Freilich, Herr Vater," sprach ich voll Ueberzeugung. „Ich will nicht grade sagen, daß Müller sie nicht am Ende besser in's Schiff gebracht, weil sie's da wohlfeiler gehabt hätte, denn reich scheint sie nicht zu sein; da sie nun aber einmal da war —." — „Werden's gleich sehen," unterbrach er mich. „Mutter — he — Alte! Wo steckst? Heran hier!" Gegen mich war seine Hitze zur Ruh' gekommen, für die verehrte Frau Mama jedoch bereitete sich in ihm ein ganz nettes neues Stücklein vor, und Gott verzeih' mir die Sünde, aber in dem Augenblick gönnte ich ihr's, dieweil sie's mit mir ein wenig gar zu arg gemacht und mich abgekanzelt schlimmer als einen Schuljungen oder Lehrling.

Meine Eltern hatten wohl jung geheirathet, wie's damals überhaupt noch Mode war, und es waren auch bald ein paar Kinder gekommen, allein zu meines Vaters Verdruß nur Töchter — die nachherige Schwanenwirthin in Hersfeld und die Altermann Löllhardt hier in der Stadt — denn der Alte wollte einen Erben für sein Haus, das nun schon von seinem Großvater her in gutem Ansehen und Ruf stand, und meinte, daß dafür ein Sohn allein der Rechte sei, während man selbst beim besten Schwiegersohn noch immer nicht wissen könne, was dar-

aus werde. So war denn auch die Freude groß, da ich eines schönen Tags noch hinterdrein kam, als man mich gar nicht mehr recht erwartet hatte, und es ist zu denken, daß man alles that, um mich zu einem perfecten Menschen und Gastwirth zu machen.

Hab' einen guten Kopf gehabt, meinen Schulsack tüchtig vollgepackt, mich auch in freien Stunden ordentlich in der Wirthschaft umhergetummelt und bin, als Magister Spätfuchs mich confirmirt hatte, ganz zu ihr übergegangen. Als sich bald hernach aber Handel und Wandel wieder hob und die neue Straße über Hersfeld großen Verkehr brachte, meinte mein Vater, jetzt sei's an der Zeit unser Haus zu vergrößern und ein wenig zu modernisiren, und schickte mich deßhalb zu meiner rechten Ausbildung auf ein paar Jahre in die Residenz zu seinem alten Freunde Degener, der dort sein Haus „Der Römische Kaiser" zu einem der ersten ganz Deutschlands gemacht hatte. Da bin ich drei Jahre geblieben, habe so ziemlich alles gesehen und erfahren, was es im Gasthofleben gibt, und tüchtig profitirt, so daß ich, als der Alte, dem es allgemach daheim zu viel wurde, mich zurückrief, ein ausgelernter Mensch war und jeden Tag mit Ehren hätte unser Haus übernehmen können. Dazu war auch die beste Aussicht vorhanden. Der Alte hatte schon seine Sechzig auf dem Rücken und die Mutter nicht viel weniger. Gearbeitet und geplagt hatten sie sich ihr Lebenlang, so daß sie sich

ihre Ruhe ehrlich verdient und, da sie auch etwas Tüchtiges erworben, ihrer in Frieden genießen konnten. So sollte ich denn nur erst das Geschäft daheim wieder kennen lernen und es dann selber übernehmen. Das war bereits brieflich und dann auch in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr mündlich abgemacht.

Nun war ich etwa vierzehn Tage oder so was daheim; es war im Frühling und die Ostermesse, wie wir sie hießen, vor der Thür. Damit nahm die stille Zeit ein Ende und das Reisen begann, ja für die nächsten Wochen waren alle Zimmer unseres Hauses bis auf die beiden vorderen, welche wir für unvermuthete Gäste stets reservirten, von fremden Meßbesuchern und langjährigen Kunden unseres Hauses bestellt, und die Leute mußten heut oder morgen eintreffen. Da kam um halben Nachmittag — der Vater war ausgegangen, die Mutter mit den Mägden, wie schon gesagt, auf dem Hofe, Kellner hielten wir einstweilen nicht — des Boten Joachim Müller Planwagen vor's Haus gefahren um ein paar Anker Rum und Cognack, die wir bestellt, abzuladen. Ich lehnte grad' in der Thür und überschlug mir, was ich wohl alles zu ändern haben werde, wenn ich erst das Haus übernommen. Denn es war bei uns freilich alles gut und solid, aber wie man's anderwärts derzeit schon fand und erwarten konnte, wollte unter der Alten Regiment hier noch nicht sichtbar werden.

Gut also, ich rief den Knecht und faßte auch selber mit an und achtete dabei wenig darauf, daß gleich nach dem alten Müller noch eine Person aus dem Wagen gekrochen, ein Frauenzimmer, das bescheiden zur Seite stand, um uns nicht im Wege zu sein. Erst da wir die Gefäße in's Haus gerollt und aufgestellt und ich dem Joachim die Fracht bezahlte, sagte er: „Gottfriedchen" — er hatte mich groß werden sehen und machte keine Umstände mit mir — „Gottfriedchen," sagt' er, „da ist das Frauenzimmer, das ich unterwegs fand und mitnahm. Es ist 'n armes Ding, obschon guter Leute Kind, wie's scheint, saß todmüde am Wege und konnte nicht weiter. So packt' ich sie auf und hab' ihr auch versprochen, sie unter Dach und Fach zu bringen, und ihr könntet ein christlich Werk thun und sie bei euch sich ein wenig ausruhen lassen, denn es ist mit ihr schier Matthäi am letzten. Deine Alten sind ja wackere Leut' und werden's ihr billiger machen als anderwärts geschieht. Umsonst will sie nichts haben, hat auch mich ganz anständig bezahlt, obschon ich's ihr gern geschenkt hätte."

Ich schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln, denn ich habe schon gesagt, wie es mit unserem Logis stand; allein ich sah mir die Fremde denn doch auch an und fand sie, wie Joachim sie bezeichnet — es war sicherlich guter Leute Kind und sah, wie bestaubt ihre Kleidung auch sein mochte, und obschon dieselbe überhaupt nicht

von den feinsten war, so sauber und reputirlich aus und schien dabei so mächtig herunter, daß es mich recht von Herzen bewegte und ich gleich an Nummer Eins dachte, die wir ja frei hatten. „Wenn's nur bis morgen ist —," sagt' ich und sah sie dabei an. — „Ach lieber Herr," sprach sie ganz sanft und demüthig, „'s ist mir nur um ein Eckchen zu thun, wo ich mich ein bischen ruhen kann, denn es geht nicht weiter. Aber morgen werd' ich's können und muß ich's können." — „So kommt nur Mamsell," sagt ich wieder und war schier noch tiefer bewegt, denn sie war zum Umsinken, „das Zimmer ist schon da." Und damit führt' ich sie treppauf in Nummer Eins — eine Kammer hätten wir wohl auch noch gehabt, aber die hätt' ich ihr eben gar nicht anzubieten gewagt — und als wir in der Stube waren, fiel sie auf einen Stuhl und bat nur ganz leise um ein Glas Wasser

Da ging ich denn hinab und schickte die Line, die das Zimmer hatte, mit Wasser hinauf und bestellte auch einen Kaffee, denn ich hatte ja gesehen, wie es stand, und ein mächtig Erbarmen mit dem armen Dinge gefaßt. Aber das bekam mir schlecht; die Line konnte kaum wieder herunter sein, da schoß meine Mutter vom Hofe herein, mit grimmigen Vorwürfen auf mich los, so daß ich gar nicht zu Worte kam; und als ich mich in die Küche retirirte um nach dem Kaffee zu sehen, — haben sollte die Fremde ihn und hätt' ich ihn selber bezahlen müssen! — Da faßte

sie inzwischen den heimkehrenden Alten und hetzte ihn auf, und der — doch das habe ich ja schon berichtet, wie zornig er gezankt, wie ich ihn zur Raison gebracht und wie er endlich die Mutter gerufen.

Die Alte aber war eine „kluge Frau", die, da sie seine Stimme hatte leis werden hören, sich schon dachte, wie es zwischen uns stand, und beeilte sich nicht grade dem Rufe zu folgen, so daß der Herr Vater ihn alsbald noch etwas kräftiger wiederholte und ihn eben zum drittenmal erschallen lassen wollte, als von oben die Treppe herab — wir standen auf dem Flur, an ihrer untersten Stufe — das Frauenzimmer selber kam, über das all der Zank losgegangen. Ich sah's wohl, sie hatte den Staub aus ihren Kleidern geschüttelt, ihr Haar geglättet und ein sauberes Tüchlein um den Hals geknüpft, so daß ich mit ihrer ganzen Erscheinung schon auftrumpfen durfte und der Alte, wie ich bei einem raschen Blick bemerkte, ganz das Gesicht zog, mit dem er einen geehrten Gast zu begrüßen pflegte. Kurz, sie sah reputirlich aus, aber daß ihr miserabel war, erkannte man auch, und dabei ging sie die Stufen herab wie auf Eiern, so zaghaft setzte sie die kleinen Füße. — „Da ist die Mamsell, Herr Vater," sagt ich, „und nun sagt selber —"

„Halt's Maul, Dummkopf," raunte er mir verdrießlich zu und fuhr sich gegen die Fremde wendend, laut und ganz höflich fort: „freut mich, die Mamsell kennen zu

lernen, die uns die Ehre gegeben — wollt wohl nach Eurem Kaffee sehen — wird den Augenblick fertig sein. Line!"

Sie war inzwischen vollends heruntergekommen. „Ach nein, lieber Herr!" sprach sie demüthig und sah ihm doch dabei so recht zutrauensvoll in die Augen, „darum komme ich nicht, hab' auch gar keinen Kaffee bestellt. Als der Herr da mich vorhin hinauf brachte, war mir ganz ohnmächtig, denn ich komme heut schon von Bornfeld her und habe mir die Füße wund gegangen, — und ich hab' kaum von mir gewußt und mich nicht umgesehen. Nun aber hab' ich's wohl gemerkt, in was für einer Stube ich bin. Da paß' ich nicht hin, lieber Herr, und könnte sie auch nicht bezahlen. Und so wollt' ich Euch herzlich gebeten haben, mir ein Kämmerchen zu geben und etwas Kost, daß ich mich erhole. Denn ich möchte morgen in der Frühe weiter gehen. Heut kann ich's nicht mehr." Es war fadengrade, daß sie von unserem Disput was gehört, wo nicht gar die Line vor ihr despectirliche Redensarten gemacht hatte.

Mittlerweile war auch meine Mutter dazugekommen, die guckte das arme Ding musternd von oben bis unten mit ihren schärfsten Augen an, fand sie denn aber gleichfalls doch etwas anders als sie ihr geschildert worden, und empfand, wie sie mir später nicht vorenthalten, auch

ein gewisses Erbarmen mit ihrer ersichtlich großen Müdigkeit und Angegriffenheit. Trotzdem meinte sie jedoch in einigermaßen bissigem Ton: „na, das ist alles schon recht, aber wie ist Sie denn auf die Landstraße gekommen? Von Bornfeld herüber zu Fuß laufen — und wo will Sie denn hin?“ — „Das wird uns die Mamsell schon erzählen, wenn sie erst sitzt — siehst ja, Mutter, sie kann kaum stehen!“ sagte mein Vater gutmüthig. „Also besorge den Kaffee, fix, und Ihr, Mamsellchen, kommt nur mit und setzt Euch ein wenig zu uns und erzählt uns von Euch. Das mit dem Zimmer hat nichts auf sich, wir brauchen's sonst heut nicht, und um die Zeche grämt Euch auch nicht, die soll Euch nicht schwerer werden als anderwärts. Kommt nur — hier herein!“ Und damit ging er ihr voran in unsere Wohnstube, schob ihr einen Stuhl an den Tisch, hieß sie Platz nehmen und setzte sich selber in den Großvaterstuhl ihr zunächst.

Die Mutter kam mit dem Kaffee — verdrießlich war sie wohl noch, auch über den Besuch in ihrer Stube, aber sie ließ es nicht viel merken, dieweil sie das vor dem Alten, der nun einmal die Partei seines Gastes genommen, nicht recht riskirte und obendrein auch wohl ein wenig neugierig war. Die Fremde aber nahm nur eine Tasse und ein Stücklein Brod und schien auch das kaum herunter zu bringen. Seit sie da in der Stube saß, wo's freilich so recht heimlich und wohnlich, und der Alte sie

freundlich anblickte und die Mutter doch am Ende auch immer gutmüthiger herankam, war sie ganz wehmüthig geworden und in den blauen Augen saßen ihr die großen Thränen. „Gott lohn's euch," sagte sie einmal über das andere. „So gut ist's mir lange nicht geworden." Und endlich schüttete sie den Eltern und mir, denn ich wäre um's Leben nicht hinausgegangen, ihr ganzes Herz aus.

Sie war die Tochter des Postmeisters in Gernsbach — „den hab' ich wohl gekannt," schob mein Vater ein, „und darum kamt Ihr mir auch gleich bekannt vor, Mamsell. Habe da vordem so ein blondhaarig und blauäugig Dingelchen herumspringen sehen!" — hatte ihre Mutter früh verloren und seitdem eine Stiefmutter erhalten, die es eben mit ihren eigenen Kindern hielt und sie zurücksetzte. Sie sagte das nicht, contrair entschuldigte sie die Frau, daß es gar knapp zugegangen, zumal seit vor dem Jahr der Vater gestorben, und daß sie selber auch hie und da etwas zu vergeßlich und ruschelig gewesen und habe ausgezankt werden müssen. Allein man merkte schon wie es war und am besten daran, daß die Mutter sie endlich ganz von sich gegeben, sie mit ihren sieben Sachen auf die fahrende Post gesetzt und sie ohne Umstände und sogar, wie sie hernach erfuhr, ohne Ankündigung nach Bornfeld zu einer Schwester des Vaters geschickt, die dort verheirathet lebte.

Wie sie in Bornfeld ankam, ging dem Faß der Boden ganz aus — sie fand die Verwandte auf ihrem Todtenbett und schon fast besinnungslos, das Haus in der natürlichen Aufregung und Zerstörung. Verkehr hatten sie mit diesen Verwandten, auch als der Postmeister noch lebte, selten oder nie gehabt; das Mägdlein hätte daher fast einer Legitimation bedurft, um überhaupt nur anerkannt zu werden, als sie wie vom Himmel geschneit, in diesen Zustand fiel. Doch ließ man sie die paar Tage, bis die Tante richtig gestorben und begraben war, schweigend gewähren und nahm ihre willig gebotene Hülfe gern an. Am ersten ruhigen Tage aber fragte der hinterbliebene Gatte, was ihm eigentlich die Ehre ihres Besuchs verschafft und wie lange derselbe etwa währen würde. Da kam denn nun die Nichtsnutzigkeit der Stiefmutter zum Vorschein, die das arme Ding ohne Weiteres in die Welt — bald hätt' ich gesagt: in den Wald geschickt. Denn es war ja fast grade so wie in den alten Märchen: die Kinder schickt das böse Weibsbild in den Wald, daß sie der Oger oder sonst ein Unthier frißt.

Gefressen wurde nun freilich Agnes — den Namen hatte das Kind — nicht, wie auch die Märchen-Kinder ja fast immer recht ordentlich davonkommen, allein sonst ging's ihr übler als denen, die eben doch immer eine barmherzige Seele finden. Sie fand keine solche. Der Mann erklärte ihr rund heraus, er habe keinen Platz für

sie und Mühe genug sich mit seinen eigenen Kindern durchzubringen. Und da er geizig und argwöhnisch war und das arme Ding nicht für unschuldig, sondern schier für die Anstifterin des Streichs hielt, so kam er ihr in gar nichts zu Hülfe und ließ sie selber sehen, wie sie wieder nach Hause kommen möchte. Seine Kinder und er selbst mochten überdies der Armen das Leben auch sonst noch schwer gemacht haben, obgleich sie nicht davon redete. Das Ende vom Liede aber war, daß sie bat ihr Köfferlein mit der nächsten Gelegenheit nach Gernsbach zu schicken, selbst aber diese Gelegenheit nicht abwartete, sondern sich mit ihren kleinen Füßen auf den harten Weg machte und marschirte, bis sie nicht mehr konnte. Zu einer Fußreise reichten die paar Groschen, die sie noch aus ihrer eigenen Sparbüchse besaß, allenfalls, für Post und andere Gelegenheit nicht, und die Mutter hatte ihr außer dem Postgeld nach Bornfeld keinen Pfennig mitgegeben.

So standen nun die Sachen und sie saß bei uns in der Wohnstube und erzählte uns davon. Unterwegs war es ihr wohl auch nicht gut ergangen; man war ihr unfreundlich begegnet und Anfechtung hatte sie auch vielleicht gehabt — die Landstraße war eben kein Fußweg für reputirliche Frauenzimmer. Doch sagte sie auch davon nichts, sondern wir merkten's nur so von ungefähr. Sonst aber sprach sie je länger desto offener, und es sah

in dem armen Herzlein todestraurig aus. Man spürt' es wohl, am schrecklichsten war ihr's, wieder nach Gernsbach und zu dem Weibsbilde zurück zu müssen, das sie respectiren sollte und doch nur noch verachten konnte. Die Thränen standen ihr bei ihrem letzten Erzählen immer in den Augen, die Wangen glühten und die kleinen braunen Hände zitterten — gemacht zur Arbeit waren diese Hände nicht, das sah man ihnen an, aber daß sie tüchtig angegriffen und gearbeitet, fühlte und sah man auch. Und als mein Vater nun, da sie endlich fertig war, fragte: „na Mamsellchen, und was nun?" — da war's gar aus. Die Thränen fielen ihr aus den Augen wie Regen und sie schluchzte: „ich wollte, ich wär' todt! Die Mutter daheim hat's schwer und keine Arbeit für mich, daß ich mein Brod verdienen könnte, und gemocht hat sie mich auch niemals recht und kein Herz für mich. Mir geht's eben zu elend und das Glück ist nicht für mich in der Welt! Lieber Gott, ich wollte ja gern arbeiten und mich ehrlich durchbringen und keinem zur Last fallen — sei es was es sei, mir wär' alles recht, ich kann arbeiten und ich will arbeiten, ich kann's gut aushalten. Aber wer nimmt die Herumstreicherin? Ich hab' eben kein Glück und möchte mich grade hinlegen und sterben. Da hat alle Noth ein Ende."

„Na na, Jüngferchen," sprach mein Vater und zwinkerte ein wenig mit dem rechten Auge, was bei ihm immer

ein Zeichen, daß er sehr gerührt und so zu sagen windelweich — denn so dick der alte Herr auch war und so leicht er grimmig wild werden konnte, besaß er doch daneben ein weiches Herz und große Gutmüthigkeit, und wenn er jemand weinen sah, ging's ihm fast wie Unsereinem, wenn er einen Andern gähnen sieht — man muß es nachmachen; „na na, Jüngfern,“ sagte er und legte seine große Hand über die ihre, die darin aussah wie die Maus in der Falle, „was sind das alles für lamentable Geschichten? Habt Euch nur nicht so und redet da nicht gleich gottlos von Sterben und solchem dummen Zeug. Es gibt nicht lauter Unglück in der Welt, sondern auch noch Glück, und Ihr seht mir by Gott nicht nach dem ersteren aus. Es gibt schon noch Menschen, die eine Hand übrig haben für ihren Nächsten und ihn nicht stecken lassen, wo sie nur merken, daß er sich auch selber helfen will. Drum müßt Ihr nicht verzagen und Euch die Augen ausweinen; die sind zu ganz anderen Dingen gemacht als zu Thränen, mein' ich. — Jetzt will ich Euch aber 'mal was sagen,“ fuhr er just so herzlich fort, „es ist Euch so zu sagen hüben und drüben schlecht ergangen, müde seid Ihr und die Füße thun Euch weh. Dabei ist's keinem Menschen leichtherzig und vernünftig zu Muth. Jetzt geht Ihr 'mal hinauf, die Mutter soll Euch nach Nummer Sieben bringen, das ist just so ein kleines stilles Nest wie Ihr's

braucht — in Nummer Eins ist's zu räumlich und vornehm, das ist nichts für einen Betrübten. Da legt Ihr Euch in's Bett, eßt heut Abend eine Suppe, schlagt Euch alle dummen Gedanken aus dem Kopf, und morgen oder übermorgen wollen wir über Eure Sache vernünftig reden. Basta."

Wenn mein Vater einmal Basta! gesagt hatte, war nicht weiter mit ihm zu reden, und meine Mutter, die bei der Erzählung der Mamsell nicht ganz so gerührt geworden und auch während des Vaters Rede mehrmals die Augen gekniffen oder die Lippen verzogen, mit dem Kopf gewackelt und die Achseln gezuckt — natürlich so, daß er's nicht sah, denn sie traute dem Frieden nicht, — machte daher auch gar keine Einwendungen, als daß sie fragte: „und wenn der Herr Matz kommen thäte?" — „So kommt er und geht auf Nummer Eins," sagte der Herr Vater kaltblütig. „Jetzt hinauf, Mutter, und sieh dir auch einmal die Füße von der Mamsell an und gib ihr was dafür — das ist dein Amt. Also morgen, Mamsellchen, oder übermorgen — laßt Euch darüber keine grauen Haare wachsen. Wir bringen's alles zurecht, sag' ich Euch!"

Ei ei, mein hochzuverehrender Herr Papa! dachte ich, als die Beiden abspaziert waren, nachdem der Alte dem Mädchen noch einmal ganz munter zugenickt. Sieh, sieh,

was wir noch für ein warmes Herze haben! Und dabei legte ich unwillkürlich in meiner Herzensfidelität, die mich, ich weiß nicht woher, überkommen, den Daumen meiner rechten Hand an die Nase und spreizte die Finger möglichst weit hinter ihm d'rein — natürlich so, daß er's nicht sah, denn sonst hätte mich nach seinem Ausdruck, ein heiliges Kreuz-Donnerwetter in den tiefsten Erdboden verschlagen. Aber ich konnte mir nicht helfen. Zuerst von ihm so abgekanzelt und jetzt ihn selber noch viel theilnehmender zu sehen als ich je gewesen — denn daß er sie in Nummer Sieben logirte, geschah nicht aus Sparsamkeit, sondern weil es dort wirklich für einen kranken Menschen behaglicher war — es war wohl lachenswerth und eine volle Revanche für mich.

Nach einer Weile kam die Mutter wieder herein. „Na wie steht's?" fragte der Alte, der sich inzwischen eine Pfeife angebrannt und an's Fenster gesetzt hatte, wo er Rechnungen durchsah. — „Die Füße sehen miserabel aus," sagte sie; „sie hat sie jetzt eingerieben und Leinwand d'rum gethan. Weiß nicht, wie sie damit soweit hat laufen können." — „Hast sie im Bett? Wie steht's?" fragte er wieder. — „Ja, es mag ihr noth gethan haben," versetzte sie, „sie zitterte wie im Fieber. Und wahr muß wahr bleiben," fügte sie hinzu, „sie hält sich selbst proper und ihre Sachen in Ordnung, so ärmlich auch alles ist. Und das wäre recht, aber sonst ist es das

nicht. Wie magst du nur das wildfremde Ding da gleich in's Haus nehmen, Alter, und für sie sorgen wollen? Wir wissen nichts von ihr als was sie selber sagt, und wer heißt uns das alles glauben? Die lügt uns am Ende tüchtig die Jacke voll, füttert sich hier ordentlich aus und lacht hinterdrein über uns Kindsköpfe, die sich so haben beschwatzen lassen. Ihr Mannsbilder seid eben ewig —." — „Hast bald ausgeschwatzt?" unterbrach er sie barsch. „Meinst du, weil du ein altes hartherziges Weibsbild bist und dich vorhin von dem Neidhammel, der Line, hast beschwatzen lassen, jetzt könntest du's mit mir just so machen? Nichts da, Alte, pack' ein! Ich kenne meine Leute. Die lügt nicht, man sieht's ihr an. Und wie sie sich hält am Leibe und in ihren Sachen, das ist das zweite Wahrzeichen, d'rum fragt' ich darnach. Und endlich war ihr Vater ein Ehrenmann und ist die Stiefmutter ein Höllenbraten. Hab' schon davon gehört, daß sie's mit der ältesten Tochter gotteslästerlich treibe. Und was ich dazu thun kann, soll das Kind nicht wieder zu ihr zurück. Basta."

Da war's schon wieder aus, und obgleich Frau Mama gegen das „hartherzige Weibsbild" noch ein wenig protestirte, so schnitt ein drittes „Basta!" des Alten auch das ab, und ich fühlte mich versucht, meine Hand noch einmal an die Nase zu setzen. Verdenken konnt' ich ihm freilich nicht, daß er für das Mädchen so eingenommen war, denn

es war wirklich das bildsauberste Frauenzimmer, das ich je im Leben gesehen, und in den folgenden Tagen, als sie sich erst wieder erholt, wurde das noch sichtbarer — sie nahm jedermanns Herz ein. Allein so weit sind wir noch nicht.

Der Vorwurf von der Herzenshärtigkeit war aber bei meiner Mutter wirklich nicht an Ort und Stelle. Sie war im Grunde die gutmüthigste und herzlichste alte Seele von der Welt und geberdete sich nur zuweilen, wo etwas nicht grade nach ihrem Kopf war oder man ihr etwas hineingesetzt hatte, ziemlich obstinat. Dazu kam, daß sie ihr und ihres Gatten Eigenthum hübsch zusammenhielt und noch immer gern ein wenig sparte, wie sie's als junge Frau freilich nöthig gehabt, während jetzt davon längst keine Rede mehr war. Aber wenn der alte Herr ihr einen Trumpf in den Weg stellte und sie dann in Ruhe ließ, besann sie sich gewöhnlich bald, verschluckte den Aerger und kam wieder mit ihrer Gutmüthigkeit zu Platz, und so sagte sie denn auch, als wir nach dem Nachtessen einmal zusammentrafen, schon ganz herzlich: „das arme Ding droben hat ordentlich ein wenig Fieber. Hab' ihr Fliederthee gegeben zum Schwitzen und ihr zugeredet. Und da ist mir in den Kopf gekommen — wie wär's, Alter, wenn wir 'nmal bei Steuerraths anfragten, ob sie noch eine Jungfer brauchen oder schon versehen sind?"

Mein seliger Vater schüttelte den Kopf. „Nun ja,"

meinte er, „es wird wohl nicht viel Anderes übrig bleiben. Grad' heraus, am liebsten behielt' ich sie selber, aber das geht freilich nicht. Erstens ist kein Platz — zum Zimmermädchen ist sie zu gut, ist doch immer eine Hauptmannstochter! — und zum zweiten ist sie auch zu hübsch. Das ginge bei den jungen Schleckern, die da zur Messe her kommen, all mein Lebstage nicht. Aber mit Steuerrath's — na, Alte, wenn ich 'n junges Mädel wäre, ich ginge dahin nicht. Aber was hilft's! Viel Wahl wird sie allerdings nicht haben, jetzt ist jedermann versehen, und so magst du immerhin einmal anhorchen und dich umsehen, was sie zu leisten hat und dafür kriegt. Ueber eil' es aber nicht. Schreiben an die Mutter soll sie oder will ich, das schickt sich nun 'nmal so — da gehen immer noch 'n paar Tage darüber hin, und die kann sie sich schon hier im Hause nützlich machen. Wir sehen dann auch gleich, wie es richtig mit ihr ist, und ob wir sie ganz und gar empfehlen können." Dabei blieb's denn.

Am folgenden Morgen war Mamsell Agnes freilich noch etwas lahm, im Uebrigen aber so ziemlich wohl auf, und da man ihr anzeigte, was man mit ihr im Sinn habe, wurde sie ordentlich strahlend vor Dankbarkeit, lachte und weinte durcheinander und wußte nicht, was sie alles den beiden Alten zu Liebe thun sollte, die es nach ihrem Ausdruck so gut mit ihr machten als seien es ihre richtigen Eltern. Man sah's nun und noch besser in den

nächsten Tagen, daß sie eigentlich ein gar fröhliches Herz habe, neckisch und munter sei und lachen könne, wie ich nie ein Menschenkind wieder habe lachen hören — es war so hell und frisch und lustig, daß es Einem selber ganz kreuzfidel dabei zu Muth wurde, und klang accurat so, als wenn im Frühling die wilden Vögel jubelnd durch den grünen Wald rufen. Sie konnte aber auch wieder ganz teufelmäßig ernsthaft sein und bei Gelegenheit eine Miene annehmen wie eine Dame, daß ihr jeder Unberufene drei Schritt vom Leibe blieb und ihr sicher nicht mit einem unebenen Wort kam. Das merkten gleich in diesen Tagen ein paar von den angelangten Gästen, die einen Scherz mit ihr versucht hatten, wie er in den Gasthäusern grade kein neuer ist.

Meine Alten ließen sie ruhig gewähren, aber sie sahen ihr, obschon es nicht den Anschein hatte, genau auf die Finger, oder schoben sie wohl sogar versteckter Weise auf eine Stelle, wo sich's zeigen mußte, weß Geistes Kind sie sei. Sie bestand aber dergleichen Examina, wie gesagt, gar rühmlich. Ihr Benehmen gegen die Gäste zumal gefiel beiden Alten über die Maßen, und mein seliger Vater sagte nach dem ersten derartigen Fall mit einem fidelen und freundschaftlichen Knuff in die Seite meiner Mutter zu dieser: „na, Mutter, siehst du wohl?“ — „Ja,“ meinte sie schmunzelnd, „'s hat seine Richtigkeit, und wenn wir nur erst den Brief von der Alten haben, will ich die Sache

mit Steuerraths gleich in Ordnung bringen. Sie werden schon ungeduldig." — Die Stelle war nämlich noch frei.

Aber die Agnes hatte inzwischen auch sonst meiner Mutter Herz erobert durch ihre Rührigkeit, Willigkeit und Sauberkeit. Die alte Frau hat es bis an ihren Tod als etwas noch nie Dagewesenes gerühmt, daß Nummer Eins nach Agnes' Uebersiedelung in die andere Stube so sauber gewesen, als ob kein Mensch, geschweige denn eine so müde und staubige Person, darin immerhin doch ein paar Stunden zugebracht, Wasser getrunken, sich gewaschen und umgekleidet. Und auch Nummer Sieben, das die Mamsell, so lange sie bei uns blieb, immer selber aufräumte, war stets wie eine Dockenstube sauber und ohne ein Stäubchen.

Trotz der Sauberkeit mußte aber Nummer Eins natürlich doch frisch gescheuert und geputzt werden, meine Mutter hatte in dergleichen ihren eigenen Kopf und ging nicht davon ab. Die Zimmer kamen ohnehin, ob inzwischen bewohnt oder nicht, so ziemlich alle vierzehn Tage einmal unter Wasser, und da jetzt mit Nummer Eins zusammen noch ein paar andere grade dies Schicksal hatten und unsere Mägde in Anspruch nahmen, so bestand die Agnes darauf, das erstere Zimmer selber zu übernehmen und setzt' es auch trotz alles Zierens meiner Mutter durch und hatte diese denn hinterher zu einer noch größeren

Freundin. „Guck', Alter," sagte die gute Frau zum seligen Vater, den sie hinaufgeholt, „man sieht's Gott weiß erst jetzt, was für eine Staatsstube das ist!" — „Hast Recht, 's ist 'n Blitzmädel," versetzte der Alte schmunzelnd. „Schade, daß sie nicht bei uns bleiben kann, aber es geht nicht, wie ich schon sagte. Und im Uebrigen, Mutter, solche Arbeit ist einmal und als Probe schon recht, weiter soll sie aber dergleichen nicht thun."

Mittlerweile hatte die Agnes längst an ihre Stiefmutter geschrieben, ihr angezeigt, wie es ihr in Bornfeld ergangen, wie sie dort fort und hieher zu uns gekommen, und daß sie, da sich eine erträgliche Stelle für sie finde, Lust habe dieselbe anzunehmen und fortan ihr Brod selber zu verdienen. Nun langte denn auch die Antwort der Alten an; sie war an meinen Vater gerichtet, so daß ich sie auch zu lesen bekam, und der rechte Herzensabdruck eines schlechten heuchlerischen Weibsbildes. Die Agnes sei ein obstinates, widerwärtiges Ding, schrieb sie, das niemals habe gut thun wollen und sein Glück mit Füßen von sich gestoßen habe. Sie, die Alte, hab' es aufgegeben weiter für sie zu sorgen, sie müsse an ihre eigenen Kinder denken, der Postmeister habe so gut wie nichts hinterlassen. Wolle mein Vater sich mit ihr herumplagen, so sei das seine Sache, sie könne nichts dazu thun und nichts ersetzen. Und was der schlechten Worte mehr waren.

Der selige Vater hat der Agnes den Brief nicht zum Lesen gegeben, ihr auch nicht alles gesagt, was darin stand, allein was er sagte, brachte in ihre Augen schon wieder Thränen genug. Sie hat auch jetzt nicht angeklagt. Nur was das Glück angeht, das sie mit Füßen von sich gestoßen, meinte sie: es sei da in Gernsbach ein alter pensionirter Kriegsrath — man kenne ihn in der Stadt wohl —, zu dem habe die Mutter sie als Haushälterin thun wollen. „Und das wollt' ich nicht und das konnt' ich nicht," fügte Agnes fast heftig hinzu und war roth wie eine Rose; „es ist ein schlechter Mann und hat schon mehr als eines armen Mädchens Unglück auf dem Gewissen. Mein Vormund, da er davon erfuhr, hat der Mutter gleichfalls gesagt, das leide er nicht. Das ist alles, Herr Kronberg."

„Und das Rechte, Kind," versetzte mein Herr Vater. „Nun laßt es nur gehen, das Andere ist meine Sache." Er hat auch nicht mehr darüber geredet, sondern an den Vormund geschrieben und von dem umgehend die Antwort erhalten, daß er der Agnes Glück wünsche zu einem guten Unterkommen, sie verdiene es, sei ein braves, tüchtiges Mädchen, und er habe sie gern schon lange aus der Wirthschaft daheim heraus gehabt. Weiter erfuhren wir aus dem Briefe nichts, denn der Alte verschloß ihn gleich, war von da an noch freundlicher zu der Agnes und bedauerte immer mehr, daß sie zu Steuerraths müsse. Denn da

trat sie nun allerdings schon in den nächsten Tagen ihren Dienst als Jungfer der gnädigen Frau an — mit besserem Muth als der Alte und ich, muß ich wohl hinzusetzen.

Der Herr Steuerrath von Hilling war ein städtisch Kind und seinem Vater, wenn auch nach einer Pause im Amt gefolgt. Eigentlich hatte er die militärische Carriere gewählt und sie auch einige Zeitlang verfolgt, bis es eben damit zu Ende gewesen, er sich dem Steuerfach zugewendet und rasch avancirt war. Nun wohnte er schon seit sieben oder acht Jahren in der angegebenen Stellung bei uns, ein Mann von etwa fünfundvierzig, ein wenig kurz, ein wenig steif, allein im Ganzen nicht unbeliebt bei seinen Untergebenen, bei allen aber, die nur nebenher und als Mitbürger mit ihm zu thun hatten, im besten Ansehen stehend.

Doch war von dem Herrn im Allgemeinen wenig die Rede, die Frau Gemahlin und jetzt auch schon Fräulein Tochter ließen Einem dazu nicht viel Zeit. Die Frau Steuerräthin war noch immer eine sehr schöne Dame, von ihrem Alter war ihr wenig anzumerken, und sie selber that auch nicht danach, als ob sie doch immerhin schon nahe an die Vierzig heranreichte. Contrair, wie sie ging und sich trug, wie sie lebte und was sie sich nachsagen ließ, das war alles, wie es von einer Dreißigjährigen schon ein bissel stark gewesen wäre. Nur machte man bei

ihr nicht so viel daraus und hielt es bei ihr nicht für unrecht, denn ihre Schönheit und Freundlichkeit bestach selbst diejenigen, welche nur selten in ihre Nähe kamen. Ja selbst, daß sie für galant galt und man ihr allerlei bedenkliche Geschichten nacherzählen konnte, rechnete man ihr nicht gar zu hoch an. Sie war zu schön, sie war zu freundlich, man mußte ihr gut sein und ihr den Hof machen, und endlich war der Mann von der Art, daß man ihr neben ihm wohl noch einige Unterhaltung gönnen durfte. Es war ein guter ehrenwerther geachteter Herr, allein langweilig und einsilbig war er über die Maßen. Wenn es bei irgend einem Fest einmal ein großes Essen gab, hab' ich ihn im Verlauf desselben selten oder nie sprechen hören.

Die älteste Tochter artete der Mutter zwar an Hübschigkeit, aber nicht an Lustigkeit noch an galantem Wesen nach. Sie war äußerlich schier wie eine Schwester ihrer Mutter, denn ich sagte schon, daß man der Alten ihre Jahre nicht angesehen. Im Uebrigen aber schien sie mehr nach dem alten Herrn zu arten, solid und ernst, dazu freilich auch kalt und stolz, und sichtbar von dem Leben im Elternhause nicht allzusehr erbaut. — Dann kam ein großer Zwischenraum, und darauf waren denn noch zwei kleine Kinder da, ein paar Knaben, etwa sechs- und achtjährig, von denen auch wohl hie und da geredet wurde, ohne daß es jedoch für das, was ich zu berichten habe,

in Betracht kommt. Ich muß nur noch anführen, daß es in der ganzen Stadt wenig Leute gab, die es mit der Familie nicht so hielten, wie ich gesagt, — den Herrn achteten und respectirten, über die Frau vielleicht einmal den Kopf schüttelten und Fräulein Bertha bedauerten, im Uebrigen aber Beiden auch wieder alles Gute gönnten und sie's treiben ließen, wie sie mochten. So war auch mein seliger Vater, obgleich er sich durch nichts bestechen ließ, nur weil es den Anderen gefiel. Aber er ließ es gehen und hielt den Mund davon, dieweil es ihn nichts anging.

Die Herrschaften waren an der Spitze von allem, was wir derzeit Vornehmes in der Stadt hatten, und machten ein großes Haus, — Equipage, Reitpferde, Diener, Jungfer, Gott weiß was alles, — gingen stets ganz nach der Mode, gaben den Kaufleuten zu verdienen, obgleich sie die eigentliche und feine Toilette aus der Residenz oder sonst woher bezogen, gaben Bälle und Gesellschaften und hatten jeden Abend, den sie zu Hause verbrachten, so viel Leute bei sich, wie nur kommen mochten. Wovon sie das eigentlich gut machten, wußte man nicht genau. Der Steuerrath hatte ein anständiges Einkommen, aber kein Vermögen, so mußte es ihm wohl die Frau zugebracht haben, der man jedoch, da sie aus dem Reich stammte, nicht nachrechnen konnte.

So war's mit Haus und Familie, in welche die Agnes

an Stelle der kürzlich verabschiedeten Jungfer eintrat. Daß der Platz noch nicht besetzt war, kam weil die Damen große Ansprüche machten — die Erwählte sollte nicht allein alles besitzen, was solche Leute von einer Jungfer begehren, sondern sie sollte auch hübsch sein, wie denn außer dem Herrn Steuerrath selber alle Bewohner des Hauses, Kutscher, Diener, Köchin, in ihrer Art ausnehmend schmucke Leute waren. Und daß meine Mutter für die Agnes gleich an den Platz dachte und, wie auch mein Vater, bestimmt auf die Annahme des Mädchens rechnete, geschah weil erstens die Kleine wirklich ein bildsauberes Ding war und Erziehung und Anlagen verrieth, und weil zweitens meine Mutter die Art und Weise der Frau Steuerräthin besser kannte als vielleicht irgend ein anderer Mensch, ja so zu sagen gut Freund mit ihr war.

Das war auch wieder ein kurioses Ding bei der vornehmen Dame und muß ich freilich davon sagen, wenn ich sie zeigen will, wie sie war. Das Haus des Steuerraths lag nur ein paar Häuser aufwärts von dem unseren — unseres an der Ecke des Platzes, seins in der Straße, so daß wir freilich richtige Nachbarn waren. Wodurch sich zuerst die Bekanntschaft gemacht, weiß ich nicht, auch kam meine Mutter nicht zu Hillings, aber Frau von Hilling kam zu ihr; ganz nachbarlich, ein Tuch umgeschlagen oder auch wie sie im Hause ging und stand, huschte sie bald früh, bald spät zu uns herüber, saß bei

der Mutter ein Viertelstündchen oder auch länger, fragte nach einem Küchenrecept — sie war eine wirthschaftliche Frau und stand trotz aller Eleganz zu Zeiten am Herd wie eine rechte Hausfrau — nach den Kindern, den Fremden, klagte ein Stücklein, lachte über irgend ein neues Märlein aus Stadt und Land, ließ sich Neuigkeiten erzählen oder that das selber, neckte sich mit meinem seligen Vater — immer streng und ernsthaft konnte der Alte, wie er selber gestand, ihr gegenüber nicht bleiben — und huschte wieder davon. Daß sie auf diese Weise meine Mutter ganz und gar gewonnen hatte, versteht sich von selbst. Die Alte ließ auch nichts auf sie kommen. Denn wo ihr wirklich dies und jenes nicht recht war, wurde es durch Anderes für sie wieder reichlich gut gemacht, und an Manches, was man der Frau und der Wirthschaft in ihrem Hause nachsagte, glaubte sie nicht.

Nun war die Dame in der letzten Zeit ein paar Tage nicht herübergekommen und so wußte meine Mutter nicht, wie es stand. Allein auf ihre Anfrage erschien sie gleich selbst bei uns, fragte die Agnes aus, fand sie allerliebst, sagte ihr die Stelle zu, war fortan nur ungeduldig auf die endliche Entscheidung von Gernsbach und nahm das Mädchen, als es nun wirklich eintrat, mit offenen Armen auf. Es ging mit der Dame, wie ich's eben beschrieben, alles ein wenig rasch und ruckweise, in ihrem Sprechen so gut wie in ihren Einfällen, in ihrem Kommen und Gehen,

überall; Geduld und Ruhe hatte sie nicht und sitzen blieb sie nicht länger als sie durchaus mußte.

Jetzt also war die Agnes dort und es war die helle Herrlichkeit. Die Dame kam herübergesprungen und wußte nicht genug zu danken, daß man ihr das Kind zugewiesen, das in allem und jedem musterhaft, thätig, willig, geschickt, voll Geschmack, mit ganz extraordinären Fertigkeiten. Ein Kleid garnire sie, wie eine Pariser Modistin; Hut oder Haube könne man ihr anvertrauen, — sie wisse mehr daraus zu machen als irgend eine Andere. Das Haar mache sie sanft, schnell und hübsch wie gar keine, und die feine Wäsche bügele sie genau wie ein Engel. Ja, sie lese ja auch ganz allerliebst und voll Gefühl vor und spreche sogar ein wenig Französisch, mit sehr gutem Accent. Und so hübsch sei sie, so zierlich, so manierlich und taktvoll! Kurz, sie sei ein wahrer Schatz, und es sei ein Jammer, daß sie ihrer Familienverhältnisse wegen zu solchem Platz habe hinabsteigen müssen. Sie gehöre eigentlich durchaus in den Salon und würde dort sicherlich ihren Platz auf's anmuthigste zu behaupten wissen.

Das Beste indessen war, daß Agnes selbst zufrieden war und die Herrschaft lobte. Die Dame sei in ihrer Lustigkeit die Güte selbst, weise sie zurecht, zeige ihr alles, wie sie's wünsche, zwar ein wenig rasch und obenhin, aber doch so, daß man's begreifen könne, und dabei voller

Nachsicht und Geduld, wenn es nicht gleich nach Wunsch gehe. Die Tochter Bertha sei wohl ein wenig kurz und vornehm, allein doch auch wieder gut; die Knaben seien eben Knaben, ein lustiges und wildes Gesindel, das sich indessen an sie, die Agnes, herzlich anschmiege und so viel wie möglich bei ihr stecke. Vom Herrn bekomme sie so gut wie nichts zu sehen, da der Diener bei Tisch aufzuwarten habe und der Alte niemals in die Damenzimmer komme. Nur an einem der ersten Tage, da er ihr im Hausflur begegnet, sei er stehen geblieben, habe sie ernsthaft angeschaut und gütig gesagt: „Du bist ein anstellig und artig Kind, sagt mir meine Frau. Bleibe so, daß man nicht gleich wieder wechseln muß. Ich liebe die vielen neuen Gesichter nicht." — Endlich ihre Dienstgenossen seien am wenigsten angenehm, die Köchin grob, Kutscher und Diener ein wenig gar zu vertraulich und aufdringlich; allein sie gehe ihnen aus dem Wege und habe nicht viel mit ihnen zu thun.

Ihr Dienst war zu dem allen nicht schwer, oder vielmehr sie war gewandt und schnell genug in kürzerer Zeit mit ihren Geschäften fertig zu werden als irgend eine Andere es vermocht hätte. So kam sie denn gar nicht selten einmal zu uns herübergesprungen, um nach uns zu schauen und, wo es noth that, auch rasch wohl ein wenig mit anzugreifen. Denn sie hatte ein dankbares Herz und war dabei ein sehr thätiges Dingelchen, welches keinen

Anderen arbeiten sehen konnte, ohne gleichfalls mit Hand anzulegen. Außer daß sie aber meinen Eltern von ihrer Herrschaft und ihrem Ergehen dort im Hause zuweilen Bericht abstattete, ließ sie sich auf keine Mittheilungen, was man so die rechten Klatschereien heißt, ein, bekümmerte sich augenscheinlich um nichts, was sie nicht direct anging, vertrat aber bei Gelegenheit ihre Dame bis auf's äußerste und wollte, um das anzuführen, nie etwas bemerkt haben, was nicht ganz unschuldig und vollkommen in der Art eines solchen vornehmen Hauses. Sie selber war ein lustig Ding und fand es ganz natürlich, daß auch andere nicht die Köpfe hängen ließen.

Von mir hab' ich nun noch gar nichts gesagt, wie wir Beide mit einander gestanden. Daß mir ihre Figur und ihr Wesen in die Augen gestochen, hab' ich schon von vorneherein bekannt, und ich wüßte nicht, warum ich leugnen sollte, daß es damit auch hinfüro nicht anders oder schwächer geworden, vielmehr eher noch zugenommen. Sie hatte es unserem ganzen Hause angethan, die Line, die neidische Kröte ausgenommen, und mir nicht zum wenigsten. Ich kannte freilich im Grunde wenig Frauenzimmer, denn trotz aller Gelegenheit und Verführung in der großen Residenz, hatt' ich mich immer reputirlich gehalten und an Liebeleien oder noch Schlechterem nie Geschmack gefunden. Daheim war es nicht anders, ganz zu geschweigen, daß die Alten solche Abwege bald gespürt

und mir sicherlich verlegt haben würden. Und so ist es gekommen, daß die Agnes das erste reputirliche und so zu sagen, standesgemäße Frauenzimmer war, das mir außer den Verwandten und den Freundinnen meiner Schwester, der Altermann Löllhardt, für längere Zeit in den Weg gekommen.

Weiter aber war's bisher auch noch nichts. Sie war fast vierzehn Tage lang bei uns im Hause geblieben wie eine Tochter, könnte man's heißen; sie lebte in der Zeit mit uns so nahe bei 'nander, wie's nur möglich; sie kam nun in der nächsten Zeit oft genug von Steuerraths herüber, bald nur zum Einsehen, bald auf Stunden, und war ganz vertraut, ganz dienstfertig. Aber mit mir war und blieb alles ungefähr wie am ersten Tage, höflich mit gutem Tag und gutem Weg und ohne mehr Worte, als es grade unumgänglich nöthig war. Nur ein paarmal war es mir aus ihr entgegengeklungen, wie sie's den Eltern gegenüber immer ganz ungenirt herausgab — mit Munterkeit und Neckerei. Allein ich kann nicht grade behaupten, daß mich ihr das näher gebracht, da mir es fast scheinen wollte, als halte sie sich ein bissel über mich auf, wozu ich ihr doch meines Wissens keine Veranlassung bot, wenn ich auch, die Wahrheit zu sagen, dazumal so gut wie auch früher und noch später, von meinen Freunden gleichfalls nicht selten geneckt und gehänselt worden von wegen meiner Solidität und „Kameligkeit“, wie sie's

nannten. Aber das waren Narren und thörichte Menschen, und unter jungen Leuten bleibt dergleichen nicht aus, Einer ist der Kreuzesträger. Sie aber war ein kluges Frauenzimmer und kam mir sonst niemals nahe. Und doch ist's ein paarmal so gewesen, wiederhol' ich, und einmal hieß sie mich sogar: „kleiner Herr Gottfried," was mich dazumal nicht wenig verdroß. Denn Donnerwetter, ich war damals schon just so hoch wie jetzt, maß meine richtigen fünf Schuh zwei Zoll, und sie, obgleich für ein Frauenzimmer groß, reichte mir doch nicht über die Augenbrauen hinaus.

Doch genug davon, da ich hernach noch überflüssig von der Agnes und mir zu erzählen haben werde. Jetzt muß auch ich fortgehen in meiner Erzählung, wie es die Zeit inzwischen gethan.

Die Messe war vorübergegangen, wie gewöhnlich, nur daß sie dies Jahr zur vollen Zufriedenheit der Verkäufer ausgefallen und auch unsere Gäste flott gelebt hatten und etwas Hübsches draufgehen ließen. Jetzt waren sie alle längst wieder fort und bei uns begann die eigentlich stille Zeit, da noch niemand in die Bäder oder sonst auf Reisen ging. Wir hätten zwei Drittheile unserer Zimmer immer und häufig genug alle leer stehen, was uns indessen keine grauen Haare machte. Es gab bei uns einen ziemlich großen Mittagstisch von Herren aus der Stadt und bei Gelegenheit auch vom Lande;

Abends fanden sich meistens ein paar Stammgäste zu einem Spielchen zusammen, und endlich hatten wir außer dem Gasthof bereits damals die große Ackerwirthschaft, die schon für sich allein eine Familie ernährt hätte. So gab's immer Arbeit und Verdienst.

Es mag einige Wochen nach Pfingsten gewesen sein, genau aber weiß ich die Zeit nicht mehr, da die Tage, die uns im Gedächtniß blieben, erst später kamen, da fuhr Abends in der Dämmerung eine Extrapost bei uns an und der Insasse, ein einzelner Herr, fragte mit einer gewissen kurzen Weise, ob er ein Zimmer haben könne. — „Damit hat's keinen Anstand," sagte ich, der ich ihn am Wagen empfing, und hatte Mühe das Lachen zu verbeißen, da das Haus grade ganz leer war und seine Stimme genau so klang, als sei er schon auf ein paar anderen Stellen abgewiesen worden. „Es ist die kahlste Zeit des Sommers, mein Herr, und Sie haben die Wahl. Wollen Sie gefälligst hereinspazieren? Johann, nehme Er das Gepäck." — Der Fremde bezahlte den Postillon, der mit erfreuter Miene den Hut zog, und folgte mir dann in's Haus, und nachdem ich ein Licht angezündet, die Treppe hinauf.

Es war ein großer, schlanker, hübscher Mann von etwa vierzig Jahren, mit dunklem Haar und einem ebensolchen starken Backenbart, in dem sich jedoch, wie das ja bei brünetten Menschen zeitig zu geschehen pflegt, schon

einige weiße Haare sichtbar machten. Seine Kleidung war anständig, aber einfach, und auch sein Gepäck machte mir den Eindruck, daß ich's mit einem reisenden Kaufmann zu thun habe, der sich etwa nach der von ihm besuchten Messe noch hie und da aufgehalten und nun wieder der Heimat zureise. Vor drei bis vier Wochen wäre seine Erscheinung eine ganz gewöhnliche gewesen. Ich schloß ihm daher Nummer Vier auf, ein hübsches einfenstriges Zimmer, wie man's eben auf eine Nacht, oder allenfalls auch noch für einen Tag dazu, wo man in der Stadt ein paar Geschäfte zu besorgen pflegt, gern hat. Von viel Bequemlichkeit war da freilich keine Rede, allein solche Gäste fragten danach auch nicht; wenn sie während des Tages daheim waren, saßen sie in der Gaststube.

Er guckte sich das Zimmer an und guckte mich an und meinte dann: „nein, mein Lieber, das gefällt mir nicht. Ich mag leicht vierzehn Tage bis drei Wochen bleiben und bin es gewöhnt, ein wenig geräumiger und behaglicher zu wohnen. Habt Ihr kein anderes Zimmer?" — „O doch," gab ich zur Antwort, „daran fehlt's nicht. Komme der Herr nur ein paar Schritte weiter." Und damit führte ich ihn in Nummer Eins, das diesmal meinem Alten für d e n Herrn, wie ich hoffte, nicht zu gut sein sollte. — Und nachdem er sich auch hier wieder umgesehen, sagte er: „das gefällt mir, da kann man auch einmal ein paar Stunden behaglich daheim sitzen. Seid

Ihr der Kellner?" — „Wie Sie wollen, mein Herr," entgegnete ich; „ich bin aber auch der Sohn, doch ganz zu Ihren Diensten." — „Schön, mein Lieber," sprach er, „so könnt Ihr mir vielleicht gleich sagen, wie sich bei einer Anwesenheit von etwa vierzehn Tagen der Preis stellt. Denn natürlich will ich nicht den vollen Tagespreis bezahlen." — „Das wird auch nicht nöthig sein, mein Herr," meinte ich. „Doch muß ich erst mit meinem Vater sprechen. Ich bin noch nicht lange wieder daheim und weiß nicht, wie er sich in solchem Falle berechnet. Ich hoffe aber, Sie werden zufrieden sein." — „So redet mit Eurem Vater," bemerkte er. „Ich möchte das noch heut Abend in Ordnung gebracht sehen, denn morgen habe ich Geschäfte. Nachher will ich zur Nacht essen. Wo?" — „Die Herren sitzen bei solcher Witterung meistens im Garten," sagte ich. „Unten an der Gaststube sind wir vorbeigegangen, sie ist von der Thür links." — „Also in der Gaststube," sagte er, „und redet mit Eurem Vater oder schickt ihn selber. Muß ihn ja doch kennen lernen." Er nickte mir zu und ich ging.

„Auf vierzehn Tage, Nummer Eins? Ein reisender Kaufmann? Will einen Abschlag? Nummer Eins?" sagte mein Vater, als ich ihm davon Bericht abgestattet, in nachdenklichem, berechnendem Tone. „Hm, das ist 'n bissel viel verlangt. Muß ihn mir erst selber ansehen." Damit spazierte er hinein und fand den Fremden schon

unten. Derselbe verleugnete auch hier seine Geschäftsmäßigkeit nicht. „Macht mir einen Tagespreis," sprach er; „Logis, Frühstück, Mittagessen, Abendessen — ich bezahle wöchentlich, was ich außerdem brauche, gleich. Zu Abend ein warmes Fleischgericht und eine Flasche ordentlichen französischen Wein. Berechnet Euch." — „Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte der Alte ohne Umstände. „Der Herr können's mir nicht verdenken —." — „Durchaus nicht, gebt mir das Fremdenbuch." Und als er das erhalten, schrieb er hinein: „Felix Roman, Juwelier aus Hanau."

„Seht, mein Lieber," sagte er dann, „ich bin selber Geschäftsmann und vorsichtig, und verdenke es keinem, der es ebenso macht. Es treibt sich, droben in unserer Gegend wenigstens, Gaunergesindel genug umher, daß man wohl auf der Hut sein darf." — „Wir haben sonst kaum über dergleichen zu klagen," meinte mein seliger Vater; „allein ich bin im vorigen Jahre erst bei einem ähnlichen Contract, wie Sie ihn wünschen, so tüchtig angeführt worden, daß ich kopfschen ward. Der Herr war freilich kein Geschäftsmann —." — „Sondern ein Rentier mit einem vornehmen Namen," fiel der Juwelier lächelnd ein. „Man kennt das. Er brannte also vor der Bezahlung durch?" — „So ist's," versetzte der Alte. „Er hat mir seitdem zwar geschrieben, sich entschuldigt, mir bei seinem nächsten Besuch, der nicht lange aufgeschoben

werde, Zahlung verheißen, allein das sind natürlich nichts als Flausen, denn er hat nichts mehr von sich hören lassen. Und ich hätte mich auch unbedenklich an's Gericht gewendet, wäre die Schuld nicht vom Herrn Steuerrath von Hilling, mit dessen Frau Gemahlin er verwandt, in der Stille berichtigt worden."

Der Fremde hatte sich inzwischen an sein Abendessen gesetzt. „Nun," meinte er, „dergleichen habt Ihr bei mir nicht zu befürchten, Herr Wirth. Wollt Ihr übrigens lieber Vorausbezahlung —." — „Davon ist gar keine Rede," fiel der Alte ruhig ein. „Man kann wohl einmal getäuscht werden, im Ganzen aber kennt man seine Leute. Und ich bitte den Herrn zu glauben, daß ich von der Sache gar nicht geredet haben würde, wäre mir bei Ihrem Verlangen nicht grade jener Fall wieder in den Kopf gekommen. Zu dieser Jahrszeit sind Reisende, wie Sie, selten. Wer in solcher Weise hier verweilt, sucht sich meistens ein Privatlogis. Allein wie Sie wollen, Herr Roman; Sie können alles haben und werden zufrieden sein."

„Setzt Euch ein wenig zu mir," sprach der Juwelier, „und nehmt ein Glas Wein an, ich möchte Euch etwas fragen." Und als mein seliger Vater Platz genommen — das Stehen wurde ihm von wegen seiner Stärke allerdings nicht leicht, — und sich wie er's in solchen Fällen niemals anders that, seinen eigenen Schoppen hatte

bringen lassen, redete der Gast weiter: „Ihr habt da vorhin den Steuerrath von Hilling und Gemahlin genannt. Der Herr ist wohlhabend?“ — „Die Familie lebt auf größerem Fuß, als man es sonst hier sieht,“ erwiderte der Alte, dem ich die wachsende Neugierde ansah, denn ich war auch im Zimmer geblieben, da es im Garten nichts zu thun gab, was nicht die Mädchen hätten besorgen können, und saß still in der Fensternische. — „Sie ist sicher?“ fragte der Gast wieder. — „Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ sprach der Alte; „sie bezahlen ihre Rechnungen, denk' ich, wie üblich, und von Schulden habe ich noch nichts gehört. Von ihrem Vermögen weiß ich nichts. Haben Sie eine Forderung, Herr Roman?“ — „Im Vertrauen gesagt, ja,“ entgegnete der Juwelier, „und das ist der eine Grund meines Herkommens. Die Dame hat schon seit fünfzehn Jahren und länger ihren Schmuck bei unserem Geschäft bald neu bezogen, bald umarbeiten lassen — sie war eine gute Kundschaft und es wurde prompt bezahlt. Seit drei Jahren aber hat sich's aufgesummt, hat man uns vertröstet und vertröstet; und nun hat sie obendrein einen neuen Perlenschmuck für — die Tochter?“ — „Die ist da,“ sagte der Alte, die in den letzten Worten liegende Frage beantwortend. —

„Nun, grade heraus, das machte uns ein wenig bedenklich,“ redete der Gast weiter, „und da der Umweg nicht zu groß und ich auch sonst noch hier Geschäfte habe,

so beschlossen mein Compagnon und ich, daß ich mich vorerst einmal persönlich von den Verhältnissen unterrichten und wenigstens die alte Schuld herauszuschlagen versuchen sollte. Offen gestanden, möchten wir die Kundschaft nicht gern verlieren. Wir haben in Deutschland wenige solche Besteller und — wie bis vor drei Jahren — Zahler. Und überdies hat sie uns schon mehr als einen weiteren Kunden zugeführt.“ — „Hier in der Gegend?“ fragte mein seliger Vater neugierig. „Ei?“ — „Ein Herr von Hessenberg zum Beispiel. Muß hier in der Nähe wohnen. Kennt Ihr ihn?“ — „Der ist Ihnen sicher genug,“ versetzte der Alte, „es ist unser reichster Grundbesitzer und ein braver Herr. Er steuert, glaub' ich, die älteste Tochter aus.“ — „Möglich,“ erwiderte Herr Roman. „Er wollte einen sehr werthvollen ganzen Schmuck, und zwar einige zur Auswahl. Wir haben neuerdings bei solchen Sendungen unangenehme Verluste gehabt, ganz abgesehen davon, daß hier der Werth ein sehr bedeutender. Da bringe ich sie lieber selbst. Also er ist gut?“ — „Mehr als das,“ entgegnete der Vater bestimmt. „Wenn ich's hätte, und er es brauchte, legte ich morgen hunderttausend Gulden bei ihm an. Wollte Gott, man hätte mehrere solche Stellen, wo man sein bischen übriges Geld unterbringen könnte.“

Der Fremde war mit dieser Auskunft wohl zufrieden. Er erkundigte sich dann noch nach einem Goldschmied

oder Juwelier, dem man eine etwa erwünschte kleine Veränderung in den Schmucksachen anvertrauen könne, und fragte, als ihm auch darauf zu seiner Zufriedenheit Antwort geworden, nach der Sicherheit unseres Hauses und seines Zimmers. „Wir sind hier unter uns," sprach er gedämpft, „denn der junge Mensch dort ist ja Euer Sohn, und so darf ich's wohl sagen, daß ich außer den verschiedenen Schmuckstücken noch ziemlich viele und werthvolle Steine bei mir habe, die ich anzukaufen Gelegenheit fand. Natürlich kann und will ich das alles nicht immer mit mir herumführen. Also, Herr Wirth?" — Mein seliger Vater antwortete das Gewöhnliche: wolle er ganz sicher gehen, so solle er es ihm anvertrauen, wo er denn für die Sicherheit bürge. Bei gewöhnlichen Ausgängen in die Stadt könne er es indessen ruhig in seinem Zimmer und dem großen Wandschrank lassen. „Hängt Ihr Stubenschlüssel dort am Brett," fügte er hinzu, „und nehmen Sie den Schrankschlüssel mit sich, so hat es keine Gefahr. Die Schlösser sind gut und zweite Schlüssel existiren nicht. An einen Einbruch bei hellem Tage ist aber nicht zu denken." — Dabei blieb's denn und der Gast zog sich bald hernach auf sein Zimmer zurück.

Herr Roman blieb also bei uns, die Bedingungen convenirten ihm und sein Wesen behagte uns. Er gab sich als ein artiger, ruhiger und leicht zu befriedigender Mann, der auch allen gewöhnlichen Besuchern unseres

Hauses bald so gut gefiel, wie uns. Er ging seinen Geschäften nach und schloß das mit dem Herrn von Hessenberg zu seiner vollsten Zufriedenheit ab. Doch war, wie er es für möglich gehalten, eine Veränderung an dem gewählten Schmuck beliebt worden, und da er selber eigentlich Goldschmied war und obendrein in dem ihm von meinem Vater empfohlenen Collegen einen alten Bekannten und Lehrgenossen entdeckt hatte, so besorgte er die Kleinigkeit in dessen Werkstatt. Grund zum Verweilen hatte er ohnehin, theils weil er bei jenem Gutsbesitzer einen Nachbar kennen gelernt, der zu einem anderen Schmucke Lust zeigte, aber noch nicht einig mit ihm werden konnte, theils jedoch auch der Hilling'schen Angelegenheit wegen, welche nicht ganz so glatt ablief.

Der Steuerrath war aus den Wolken gefallen und wußte gar nichts von dieser Schuld, während Frau von Hilling erklärte, das sei ihre Sache und sie bestreite diese Ausgaben aus ihrem Vermögen. „Sie hat sich von freien Stücken erboten, die alte Schuld in vierzehn Tagen zu berichtigen," hatte Herr Roman zu meinem Vater darüber gesagt, „will aber für die Perlen einen Aufschub von einem Jahr. Ich will die vierzehn Tage abwarten. Hält sie ihr Versprechen, so mag das andere sein; hält sie es nicht, so sollte es mir um die Kundschaft und auch um die Dame selber leid thun," hatte er achselzuckend hinzugefügt; „es ist eine lustige, hübsche Frau, vor der man

seinen Kopf bei einander halten darf, aber grade wie ich's da im Hause gefunden, warte ich nicht länger. Es scheint mir eine wunderliche Wirthschaft zu sein, aus der ich wenigstens nicht klug werde." — „Das verdenke ich Ihnen ganz und gar nicht," war meines Vaters Antwort gewesen. „Ich weiß nichts Unsolides von der Herrschaft und nichts von Schulden. Allein Geld liehe ich ihnen doch nicht. Es ist dort jedenfalls eine krause Wirthschaft. Das sage ich aber unter uns."

Herr Roman mochte etwa acht Tage bei uns gewesen sein, als auch wieder Abends ein neuer Fremder eintraf, der mit den Worten aus dem Wagen sprang: „na, Johann, da bin ich richtig wieder! Kerl, was machst du für ein verwünschtes Gesicht? Habt ihr mich denn für einen Betrüger gehalten? Wo ist der Alte? Im Garten?" Und ohne sich weiter aufzuhalten, schoß er an mir vorüber in's Haus und gleich auch hindurch, als sei er hier auf's beste bekannt. „Na zum Kukuk, wer ist denn das?" fragte ich halb lachend, halb ärgerlich. — Und da zog Johann mich auf die Seite, daß es der Postillon nicht hören sollte, und zischelte mir zu: „ei Herr Jerum, junger Herr, das ist ja der Hohneck, der uns vorm Jahre durchgebrannt und für den der Herr Steuerrath die Zeche bezahlt!" — „Was du sagst — der?" rief ich erstaunt aus, „so hat der Alte ihm also doch wohl Unrecht gethan! Denn so frech wird er doch nicht sein und wieder herkommen."

Mittlerweile kam mein seliger Vater mit ihm auch schon herein. „Na Herr von Hohneck, es thut mir leid," sagte er, da sie eben auf den Flur traten, „aber verdenken können Sie's mir nicht. Als Sie mir da von Hessenberg sagen ließen, Sie seien abgereist und lassen mich grüßen — da mußte ich wohl mein Theil denken, und an Ihren Brief glaubte ich auch nicht, brachte er doch kein Geld." — „Auf Ehre, Alter, ich hatt' es nicht, glaubte aber wahrhaftig in drei Wochen hier sein zu können," versetzte er lebhaft. „Meine selige Mutter war teufelmäßig geizig geworden — sie behauptete ungerechter Weise, durch meine Verschwendung! Und als sie dann starb, war alles in solcher Confusion und die Auseinandersetzung mit den Geschwistern so grausam langwierig, daß ich noch monatelang kaum selber zu leben hatte. Nun aber ist alles recht und ich bin da. Wäre das mit Hillings nur nicht! Teufel auch, wie mich das choquirt! Das muß gleich morgen in Richtigkeit gebracht werden! Und nun, wie ist's? Kann ich mein altes Zimmer haben? Ich mag vielleicht drei Wochen bleiben. Diesmal aber," fügte er lachend hinzu, „bezahle ich tageweise und pränumerando. Anders thut Ihr's doch wohl nicht, Kronberg?"

Mein Vater lachte. „Es wird wohl so am besten sein," meinte er. „Gottfried, begleite den Herrn hinauf, sein Zimmer ist Nummer Neun." — Und nachdem der Fremde seinen Postillon anständig bezahlt, stieg er mit

mir treppauf, seinem Zimmer zu, über das ich mich im Grunde etwas wunderte. Denn es war damals noch nicht wie jetzt, wo jeder in den Gasthäusern gern den Platz nimmt, den man ihm anweist, wenn er nur überhaupt fest wird; man wählte und suchte und gab etwas darauf, standesgemäß im ersten Stock zu wohnen, während Herr von Hohneck hier ganz willig in den zweiten hinaufstieg, wo mein Vater vor einigen Jahren noch ein paar Zimmer hatte einrichten lassen. Sie waren anständig, wie alle in unserem Hause, aber vornehm keineswegs, und das Einzige, was man ihnen allenfalls nachrühmen konnte, war ihre Aussicht. Man sah, da die Stadt dort hinaus nicht breit, über ihre Quartiere fort in's Freie. Mir freilich wäre das sehr egal gewesen, und jetzt ist dort auch alles längst in die Höhe und zugebaut. Allein zu jener Zeit gab es Leute genug, die dergleichen gern hatten und solche Stuben vorzogen.

Als wir droben waren, warf er eine Reisetasche, die er selber getragen, auf den Tisch, daß es sanft und angenehm darin klapperte und klang, und: „ja ja, Gottfriedchen, kleiner Haussohn," sagte er lachend, „das klingt ganz schön, nicht wahr? Je nun, Schätzchen, 's ist diesmal auch etwas Anderes als vor dem Jahr, wo ich verwünscht in der Klemme saß und dem würdigen Herrn Papa so ganz unmanierlich seinen Glauben an die Menschheit beeinträchtigen mußte. Ihr, edler Jüngling,

würdet mich sicherlich anders beurtheilt haben, denn Ihr wißt es schon, daß es im Menschenleben Stunden gibt, wo man dem Grunde des Geldbeutels näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal: warum mir das? Doch sans Spaß, Edelster, laßt Euch nicht gegen mich einnehmen. Ich hatte vorm Jahre ein ungeheures Pech und eine geizige Mutter, die — aber genug davon, Allerwerthester!" unterbrach er diesen Redestrom und drehte sich auf dem Absatz um. „Man spricht nicht gern Böses von seinen Erzeugern. Vorbei! — Jetzt wollen wir munter leben. Wie geht's meiner lustigen Tante Hilling? Noch immer schön und fidel? Brav! — Und — apropos, lustige Gesellschaft im Hause?"

Wie das alles ging, oder vielmehr flog und schoß, das läßt sich absolut nicht beschreiben. Ich glaube nicht, daß der ganze Schwall länger als eine halbe Minute gewährt, so daß ich meinen Kopf wirbeln fühlte und er seine letzte Frage wiederholen mußte, bevor ich sie verstand. „Könnt's nicht behaupten, mein Herr," sagte ich dann, ich muß gestehen, daß seine Art mich nicht nur verblüffte, sondern mich auch nicht grade erfreute. „Es ist augenblicklich niemand weiter da als ein Herr Roman aus Hanau." — „Roman aus Hanau? Felix Roman, der Juwelier?" rief er, sich rasch zu mir umwendend. — „Allerdings," versetzte ich, „Felix hat er sich eingeschrieben und auch als Juwelier, hat hier überdies auch

solche Geschäfte.“ — „Ei, das ist ja charmant!“ sagte er sichtbar erfreut, „habe den Herrn vor drei Wochen in Leipzig getroffen und einen sehr vergnügten Tag mit ihm verlebt. Also decket mein Couvert zu dem seinen und stellt mir eine Flasche Champagner in Eis. Hier sind drei Thaler.“ —

„Genau so, wie vor dem Jahre,“ meinte mein seliger Vater, als ich ihm von dieser Unterhaltung erzählte. „Ein Windbeutel durch und durch, dem man eigentlich kaum gram werden kann. Ein leichtsinniger Mensch, der über alles seine Witze macht, auch über sein eigen Malheur. Freut mich übrigens, daß er wieder da und somit wirklich kein schlechter Kerl. Habe ihn also zu Anfang richtig taxirt und ihm nachher Unrecht gethan. Freut mich, sage ich!“ — „Mich aber freut's gar nicht,“ bemerkte die Mutter, die auch dabei stand, ein wenig verdrießlich. „Nun geht die Jagd mit den Dirnen wieder an, und ich will dir nur gleich sagen, Vater, die lasse ich nicht zu ihm hinauf; 's ist ohnehin nicht viel Rares an ihnen, und bei dem kommen sie ganz aus Rand und Band.“ — „Na, Alte, der Gottfried ist ja jetzt da und bedient ihn natürlich,“ entgegnete der Vater, „Notabene, wenn's was zu bedienen gibt, denn er pflegt nicht viel daheim zu sein.“

Bald hernach kam Herr von Hohneck herunter, begrüßte nun auch die Mutter, plauderte mit dem Alten,

erneuerte die Bekanntschaft mit einigen von den Stammgästen, welche der Vater inzwischen schon von seiner Rückkehr benachrichtigt hatte, und trat endlich dem heimkehrenden Herrn Roman auf's munterste entgegen. Der Juwelier schien auch wirklich ganz erfreut zu sein über diese Begegnung; sie setzten sich zusammen, aßen, tranken und plauderten, und da bei eingetretenem Regenwetter alle Gäste heut Abend in der großen Gaststube saßen, ging's dort so lebhaft her, wie lange nicht, und der Herr von Hohneck wußte so viel zu erzählen und Spaß zu machen, daß man gar nicht aus dem Lachen kam und fast bis Mitternacht bei einander blieb.

Als mein seliger Vater am folgenden Tage, da Hohneck zu Steuerraths gegangen war, Herrn Roman davon unterrichtete, wer der neue Gast sei, versetzte der Juwelier lebhaft: „mein Gott, Freund, hättet Ihr mir früher den Namen genannt, so würde ich Euch gleich gesagt haben, daß da vielleicht von einem leichtsinnigen Streich, sicherlich aber von keinem Betruge die Rede. Ich habe den jungen Mann zwar erst jetzt in Leipzig persönlich kennen lernen, allein sonst weiß ich längst von ihm durch einen seiner Schwäger, der ganz in der Nähe von Hanau wohnt. Die Verwandten klagen über ihn, lachen über ihn und behalten ihn trotzdem lieb, gestehen auch willig zu, daß die Mutter ihn auf das allerverkehrteste behandelt, früher ihm alle Tollheiten nachgesehen, zuletzt ihn selbst im

billigsten beschränkt habe. Nun ist sie im Winter gestorben —." — „Ha, er gab's im vorigen Jahr als Grund seiner schnellen Abreise an, daß er zu ihrem Todtenbett gerufen sei," schob mein Vater ein. — „Ganz recht," erwiderte Herr Roman ruhig, „sie hatte damals den ersten Schlaganfall, von dem sie sich jedoch unverhofft wieder erholte. Hohneck's Schwager reiste damals auch über Hals und Kopf zu ihr hinüber."

Die Tage gingen hin, einer wie der andere, der Juwelier beendigte seine Geschäfte, Herr von Hohneck war in der That nicht viel daheim, sondern immer unterwegs und besonders bei Steuerraths, mit denen er also seinen Frieden ebenso gründlich gemacht, wie mit den Meinen. Auch nach Hessenberg ritt er ein paarmal und war dort, wie er lachend berichtete, nach einer großen Strafrede des alten Herrn wieder zu Gnaden angenommen worden. Am meisten verkehrte er aber doch im Hilling'schen Hause, wo er es, wie Agnes merken ließ, auf Fräulein Bertha abgesehen zu haben schien. Nur hatte das Mädchen meiner Mutter nicht verhehlt, daß sie nicht an einen günstigen Ausgang glaube. Ihr Fräulein sei gegen ihn nichts weniger als ermuthigend, nicht wie wohl einmal gegen Andere, spöttisch und schnippisch, sondern was man so recht kalt und stolz nennen müsse, und die Agnes hatte sie zur Mutter sagen hören: man möge sie mit dem Menschen verschonen, er widerstehe ihr; worauf denn die Mutter

ganz ungewöhnlich heftig geworden, ohne jedoch damit etwas auszurichten.

Auch zeigte sich nach einigen Tagen, daß Agnes wohl recht gesehen, wenigstens wurde der Herr von Hohneck plötzlich stiller als bisher, auch weniger zum Scherz aufgelegt, lief in seinem Zimmer zu Stunden, wo er sonst nie daheim, rastlos auf und ab, kurz zeigte mehr als eines von jenen Symptomen, aus denen man auf eine unglückliche Liebe schließen will. Und als an einem der nächsten Tage Herr Roman Abends bemerkte, daß er nun bald abreisen zu können hoffte, da seine Angelegenheiten sich ihrem Ende nahten, so erklärte der Andere recht grämlich, so ergehe es auch ihm, nur mit dem Unterschied, daß der Juwelier von seinem Aufenthalt Profit gehabt und er nichts als Langeweile. „Der dumme Streich vom vorigen Jahr,“ fügte er finsterblickend hinzu, „trägt seine Folgen, obgleich ich bei Gott nicht mit meinem Willen dazu gekommen bin. Denn ich mußte nach Hause und hatte kaum noch das Reisegeld, da mir die versprochene Geldsendung vorenthalten wurde. Ich könnte noch jetzt darüber fluchen!“ —

Nachdem ihm wieder einen oder zwei Tage später der Postbote morgens einen Brief gebracht, kam er alsbald herunter, erklärte abreisen zu müssen, bestellte Post und ging zu Steuerraths zum Abschied. Bald kam er zurück, sichtbar finster und niedergedrückt — wie Agnes erzählte,

hatte er das Fräulein nicht mehr gesehen — schüttelte meinem seligen Vater und der Mutter die Hand, belohnte Zimmermädchen und Hausknecht anständig, gab mir nichtswürdiger Weise einen Nasenstüber, über den ich ihn nicht einmal zur Rede stellen durfte, da der Alte dazu lachte, und fuhr davon. Herrn Roman ließ er grüßen und hoffte ihn bei seinem Schwager wiederzusehen. Schuldig blieb er diesmal nichts. Der Alte hatte das Anerbieten, alles tageweise zu bezahlen, ruhig angenommen und festgehalten.

Der Juwelier war an diesem Tage nach Hessenberg gefahren, um den fertigen Schmuck abzuliefern, und bedauerte, da er Abends zurückkehrte, die Abreise des Bekannten sehr. „Es ist ein thörichter Mensch,“ sagte er. „Hätte er bis übermorgen gewartet, so wären wir zusammen gefahren und um ein gut Theil billiger. Allein haushalten und sparen lernt er nicht.“ — „Wollen Sie wirklich so bald schon fort?“ fragte mein seliger Vater. — „Bald? Nun, Herr Kronberg, ich bin fast drei Wochen hier und es wird Zeit für mich nach Hause. Morgen ist der Termin bei Frau von Hilling — sie hat das Geld, Herr von Hessenberg sagte mir davon, daß er es ihr vorgeschossen, und hielt mir eine Vorlesung über meine Ungeduld, die Dame sei ihm sicher genug und dürfe es auch mir sein. Der hat gut reden, der Herr Millionär! Was sind dem drei-, viertausend Gulden

Ausfall auf ein paar Jahre, oder sogar ihr gänzlicher Verlust! Und überdies sind wir, auf Ehre, doch nicht ungeduldig gewesen, wenn ich der Dame jetzt auch das bestimmte Verlangen nach dem Gelde ausdrücken mußte. Ich gestehe, daß mir dies gar nicht von ihr gefallen hat — nur sie kann den wackeren Herrn durch ihre Darstellung der Sache zu solchen Vorwürfen vermocht haben." — Er war wirklich erzürnt, da er so sprach, und auch uns nahm dies alles um so mehr Wunder, da einerseits Herr von Hessenberg ein billiger und gerechter Mann war und andrerseits bisher zwischen dem Hilling'schen Hause und dem Juwelier das beste Einvernehmen stattgefunden hatte. Er war in diesen Wochen mehrmals dort Abends freundschaftlich aufgenommen worden und hatte stets von neuem Frau von Hillig für eine der liebenswürdigsten Damen erklärt, die er kennen gelernt.

Am nächsten Tage ging er zur passenden Zeit hin und kam kurz vor dem Mittagessen mit seinem Gelde, im Uebrigen aber sichtbar verstimmt zurück. Doch ließ er sich nicht weiter darüber aus, gab das Geld meinem Vater zum einstweiligen Aufheben und nahm seinen Platz am Tisch ein, nach und nach seine behagliche Laune wieder gewinnend, so daß er nach Beendigung der Tafel noch mit einigen Nachbarn eine Flasche zum Abschied trank. Denn am folgenden Morgen wollte er fort, und ließ sich in diesem Vorsatz auch nicht irre machen, als ihm

der Johann ein Billet hereinbrachte, das er eben von einem Reitknecht jenes Herrn erhalten, der bei Hessenberg die Schmucksachen gesehen und wegen eines Stücks mit dem Juwelier unterhandelt hatte. Nun schrieb er, daß er sich dennoch zum Ankauf entschlossen, und bat Herrn Roman mit dem Schmucke hinauszukommen, wo denn das Geschäft gleich abgemacht werden sollte.

„So laßt anspannen, Herr Kronberg,“ sagte der Juwelier und stand auf. „Denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Es bleibt dabei, ich reise morgen früh. Hebt mir derweil auch das Geld bis heut Abend auf, Herr Wirth. — Also leben Sie wohl, meine Herren.“ Und nach kurzem Abschiede verließ er das Zimmer, um hinaufzugehen und den Schmuck zu holen, den er, da er ihn öfters vorgezeigt, mit einigen gleichen Stücken droben im Wandschrank behalten hatte, während die ungefaßten Steine von meinem seligen Vater aufbewahrt wurden.

Es waren keine fünf Minuten vergangen, als wir von oben herab — die Thür des Speisesaals stand der Hitze wegen offen — seine Stimme in den lautesten, heftigsten Tönen über meinen Vater rufen hörten. Natürlich flog ich dem Alten, dem das Treppensteigen zumal nach Tisch nicht leicht wurde, vorauf, da es in Wahrheit klang, als sei droben ein Unglück geschehen, und als ich in die auch hier offenstehende Thür von Nummer Eins stürzte, schrie

mir Herr Roman, der vor dem Wandschrank stand, ohne sich nach mir umzusehen, zu: „Kronberg, ich bin ja auf das nichtswürdigste bestohlen!“ — „Bestohlen?“ schrie ich ihm nach. „Unmöglich! Es ist nie jemand auf Ihr Zimmer gekommen, als das Mädchen zum Aufräumen und ich, wenn Sie daheim waren.“

„Und doch — doch! Ich begreif' es selber nicht! Das Schloß ist unverletzt, der Schlüssel nie aus meiner Tasche gekommen. Wenn es wirklich keinen zweiten Schlüssel gibt —.“ — „Nein, Herr Roman, es gibt keinen,“ sagte ich bebend vor Schreck, obschon hierin meiner Sache gewiß. „Aber es ist ja gar nicht möglich!“ — „Es ist wahr, das ist schlimmer,“ versetzte er heftig. „Seht her — da hat dies blaue Etui gestanden, hier oben, auf dem dritten Brett, so daß ich eben hinauflangen konnte,“ und zugleich hob er das Kästchen, das geöffnet und leer zu seinen Füßen lag, auf und stellte es an den angegebenen Platz, wo ich, der ich so viel kleiner, nur eben den vorderen Rand desselben bemerken konnte. „Und dieses,“ redete er nicht minder rasch weiter und nahm ein rothes Etui vom Fenstergesims und stellte es neben das blaue hinauf, „dies stand so. Ich brachte es gestern Abend von Hessenberg mit zurück und setzte es hin — der Schmuck ist noch darin, so daß der andere — der von Perlen und Rubinen — entweder gestern oder

schon früher gestohlen sein muß. Denn heut hätte der Dieb sich nicht mit dem einen begnügt."

Mittlerweile war auch der Herr Vater heraufgekommen, gefolgt von den letzten Tischgästen, die mit Roman den Abschiedstrunk gethan. Die unglückliche Geschichte wurde auf's neue erörtert, ohne dadurch etwas zu bessern, denn der Schmuck war fort und es war nicht zu ergründen wie, geschweige denn wann er verschwunden. Herr Roman hatte diese und andere Stücke wie gesagt bei sich behalten, weil er sie anfangs mit nach Hessenberg genommen, hernach auch seinem Freunde, dem Goldschmied, und Liebhabern in der Stadt vorgezeigt. Einiges hatte er wirklich verkauft, die beiden vollständigen Schmucke aber nicht. Der im blauen Etui stand seiner Angabe nach, seit mindestens acht Tagen unberührt oben auf dem dritten Brett und war von dem Juwelier in dieser Zeit nicht besichtigt worden. Er sah ja das Etui, sobald er den Schrank öffnete. Der im rothen Kästchen war dagegen beim Goldschmied gewesen, da eine Kleinigkeit daran zu verbessern war, und Roman hatte ihn, wie gesagt, am vergangenen Tage abgeholt, mit nach Hessenberg zur Vergleichung genommen und wieder zurückgebracht.

Jetzt bei genauerer Untersuchung fand sich auch eine Börse mit vier bis fünfhundert Gulden in Gold, die der Juwelier in der Stadt eingenommen, nicht mehr vor. Sie hatte auf dem zweiten Brett hinten in der Ecke und

von Wäsche überdeckt gelegen, wo man sie nur bei genauem Nachsuchen hatte entdecken können. Darauf kam aber jetzt wenig an, der Werth des gestohlenen Schmucks überstieg diese Summe mindestens um das zwanzigfache.

Und wir fragten jetzt, so peinlich die Sache und so groß der Verlust auch war, nicht einmal nach dem, sondern vor allem, wie der Diebstahl möglich geworden. Es stand fest, daß in Romans Abwesenheit niemand anders als die Line das Zimmer betreten, und sie schwor hoch und heilig, dasselbe stets wieder auf das Beste verschlossen zu haben, während auch Roman zugestehen mußte, daß er es stets so gefunden. Es gab, wie zu allen Stuben, auch hier nur einen Schlüssel, den Hauptschlüssel ließ mein Vater nie aus den Händen und hatte ihn seit vielen Jahren nicht gebraucht. Das Thürschloß war gut, einen andern Eingang besaß das Zimmer nicht. Der sogenannte Wandschrank endlich war nicht in die Wand hinein, sondern an sie herangebaut, so daß die Zimmer- und Hauswand seine Rückseite bildete, während Vorder- und Seitenwände aus starkem, völlig unverletztem Kirschbaumholz bestanden. Er trat vielleicht einen Fuß breit oder etwas mehr in's Zimmer vor und reichte vom Fußboden bis an die Decke. Drinnen zerfiel er in zwei Abtheilungen, die eine für Kleidungsstücke, Schuhzeug und Hüte, die andere in vier Fächer getheilt, zum

Aufbewahren von Wäsche und dergleichen. Und um das zu wiederholen: die Rückwand bildete die Hausmauer und war ebenso heil und ganz wie die wohl eingefügten Seitenwände, während das Thürschloß von alter Arbeit und so kunstreich war, daß es der zur Probe herbeigeholte Schlosser mit einem Dietrich nicht zu öffnen vermochte.

Es blieb keine andere Erklärung in unseren Augen, als daß noch ein zweiter Schlüssel vorhanden sein müsse. Wer aber besaß denselben, wie hatte er sich ihn verschafft, ja, wie und wann war er zuerst überhaupt nur in's Zimmer gelangt? — „Hohneck —" warf der Juwelier zweifelnd hin. — „Nein, Herr Roman," fiel mein seliger Vater rasch ein, „ebensogut kann ich's selber gewesen sein. Herr von Hohneck ist nie ohne Sie in diesem Zimmer gewesen." — „Auch vorm Jahre nicht?" fragte der Juwelier finster. „Ich muß wohl an ihn denken, da er der Einzige, der den Schrank vielleicht einmal offen und seinen Inhalt sah." — „Auch vorm Jahre nicht," sagte der Alte ebenso bestimmt. „Das Zimmer ist damals während seiner ganzen Anwesenheit von dem Herrn General von Barnau bewohnt gewesen, der hier in Aushebungsangelegenheiten verweilte und keinerlei Verkehr mit ihm hatte." — Roman schüttelte den Kopf und schwieg, ohne jedoch überzeugt zu sein. Und seltsamerweise ging's mir selber just so, ja ich hatte gleich anfangs an ihn gedacht

und konnte den Gedanken gar nicht los werden. Ich traute ihm einmal nicht, und ich möcht's schier beschwören, es war Instinct und nicht Rancune.

Es versteht sich von selbst, daß in unserem Hause und bei all seinen Bewohnern — der selige Vater gab's nicht zu, daß eine Ausnahme stattfand — die schärfste Nachsuchung vorgenommen wurde, und nicht minder versteht es sich, daß man nichts entdeckte. Herr Roman wollte es überhaupt gar nicht. Es sei lächerlich, meinte er, der Dieb, wenn er wirklich noch da, werde den Schmuck nicht im Hause behalten und zwischen seinen Effecten aufbewahren. Allein Ordnung muß sein! wie schon Hans sagte, da sie ihn ins Spinnhaus brachten, und so geschah auch, was geschehen mußte. Am mißlichsten war es jedenfalls, daß der Juwelier nicht einmal bestimmen konnte, wann der Diebstahl geschehen — es konnte gestern, es konnte aber auch schon vor acht Tagen der Fall gewesen sein. Einstweilen blieb nichts übrig, als die Sache in öffentlichen Blättern anzuzeigen und den Schmuck zu beschreiben, während man zugleich auch in unserer Stadt und in den Nachbarstädten genau acht gab, ob der Dieb nicht doch noch wo stecke und sich verrathen möge.

Natürlich war vom Hinausfahren zu jenem Gutsherrn keine Rede mehr, der Schmuck, den er begehrt, war ja verschwunden. Und somit reiste der Juwelier, seinem

Vorsatze gemäß, am nächsten Morgen ab, ich brauche wohl nicht erst zu sagen, in welcher Stimmung. Er schlug den gleichen Weg ein, den zwei Tage vor ihm Herr von Hohneck gefahren, und sagte uns noch beim Abschied, daß er den Mann im Stillen verfolgen werde, so weit es ohne Aufsehen zu erregen möglich. Er könne sich nicht helfen — vor vierzehn Tagen habe er selbst noch den Herrn gegen meinen Vater vertheidigt und sein Benehmen zu entschuldigen gewußt; jetzt vermöge er den Verdacht nicht zu überwinden, daß es mit ihm vielleicht ganz anders stehe. „Er hat es wissen können," sagte er düster, und es waren seine letzten Worte, „daß ich hieher reisen und ein paar Tage verweilen würde -- wenigstens glaub' ich, daß in seiner Gegenwart davon die Rede gewesen — und dennoch hat er mit keiner Silbe angedeutet, daß auch er hierher wolle, daß wir uns hier wiedersehen würden. Es scheint, als müsse dies Letztere einem von ihm auf meine hiesige Anwesenheit gegründeten Plane widersprechen. Es scheint so vorsichtig zu sein, daß es unvorsichtig wird. Allein — doch genug davon. Adieu Herr Kronberg, adieu Madame! Nehmt Euch die Sache nicht so zu Herzen, Freund. Es muß und wird sich aufklären." Damit fuhr er ab.

Auch von der Stimmung, in der wir zurückblieben, brauche ich nichts zu sagen. Meine Mutter weinte und rang die Hände, mein Vater ging umher wie ein grollen-

der Löwe, und wehe dem, der ihm in diesen ersten Tagen verquer kam, es gab dann eine Scene, die der Betreffende für's Erste nicht wieder vergaß. Er hatte seinen Gästen, die bei der Entdeckung zugegen gewesen, Stillschweigen auferlegt, und auch von der Polizei erlangt, daß man nicht von der Sache rede. Es war ihm schrecklich, daß von seinem Gasthof solche Geschichten in's Publikum kommen sollten. Und da man den unschuldigen Mann nicht noch mehr betrüben wollte und auch wohl begriff, daß eine Angabe des Orts in diesem Falle ganz überflüssig, so begnügte man sich in den öffentlichen Bekanntmachungen mit der einfachen Angabe des Falls, der Aufführung und Beschreibung der entwendeten Gegenstände und der Adresse des Hauses Felix Roman und Compagnie in Hanau.

Daß unsere Dienstboten schwiegen, ist begreiflich; die Durchsuchung ihrer Effecten war ihnen ein Herzstoß gewesen und mußte ihnen, wie man damals dachte, bei jedem Dienstwechsel trotz ihrer Unschuld zum Nachtheil gereichen. Und so geschah's, daß man wirklich in der Stadt bisher so gut wie nichts von dieser Sache erfahren hatte — man wußte und glaubte dort vielmehr, daß meine Eltern selber von einem Diebstahl betroffen worden, der uns veranlaßt habe, die Polizei herbeizuholen. Dem Nachbar des Herrn von Hessenberg hatte Herr Roman noch selber ein Billetchen geschrieben, daß er ihm

jetzt nicht dienen könne, dagegen seinem Wunsche von Hanau aus durch einen möglichst ähnlichen Schmuck genügen werde.

Von uns selbst wich trotz alledem der Druck keinen Augenblick; man träumte von der widerwärtigen Geschichte bei Nacht und ging tagsüber zwanzigmal nach Nummer Eins hinauf, um sich den Wandschrank und die ganze Gelegenheit anzusehen. Allein es blieb, wie es gleich Anfangs gewesen — von einem wirklichen Einbruch war gar keine Rede, Rück- und Seitenwände waren fest und unverletzt, und das blaue Papier, mit dem die Fächer ausgeklebt worden, zeigte sich so sauber und ohne alle Risse und Sprünge, als sei der Buchbinder, der das Auskleben besorgt, eben erst davon gegangen. Nur unten an dem dritten Brett bemerkten wir eine kleine Stelle, wo das Papier halb abgerieben, halb beschmutzt erschien, als habe man mit einem Stock oder einem anderen Instrument von drunten dagegen gestoßen, um es aufzuheben — die Bretter waren nämlich lose und nach Belieben höher oder tiefer zu legen. Allein wir nahmen das nicht für etwas Besonderes, mochte Gott wissen, welcher Bewohner des Zimmers sich mit dem Brett einmal etwas zu schaffen gemacht hatte. Fest und immer fester waren wir überzeugt, daß nur ein nachgemachter Schlüssel den Schrank geöffnet und den Diebstahl ermöglicht haben könne.

Mittlerweile erschienen die Anzeigen in den Blättern und machten trotz aller Vorsicht dennoch mehr als einen auf unsern Gasthof aufmerksam und veranlaßten ihn zu neugierigen Fragen, die uns alle um so mehr verdrossen, je weniger wir Lust empfanden, offen über den Fall zu reden. Und nun schlüpfte auch eines Abends die Frau Steuerräthin in unser Wohnzimmer, um sich bei den Eltern näher nach dem zu erkundigen, was sie bisher nur als Gerücht vernommen. Sie war mit ihrer Tochter und der Jungfer Agnes an jenem Morgen, da der Juwelier von ihr das Geld empfangen, nach Hessenberg hinausgefahren und dort bis heut geblieben, wie sie solche Besuche in der bekannten Familie alljährlich ein paarmal abzustatten pflegte.

Mein Vater hatte sich aber aus dem Staube gemacht. „Ich kann dies verfluchte Gefrage nicht ausstehen!“ murrte er, „und vollends nicht von ihr, von der's nun gleich die ganze Stadt erfährt!“ — Meine Mutter hatte alle Hände voll zu thun, da jetzt die Reisezeit gekommen und wir täglich mehrere Zimmer besetzt hatten, und mir, selbst wenn die Dame mit mir hätte reden wollen, ging's nicht besser, so daß sie sich nur mit einer flüchtigen Auskunft begnügen mußte. Als sie dann aber wieder ging und die Mutter sie zur Thür begleitete, hatte sie gemeint, der Diebstahl wolle ihr gar nicht zu Sinn; der Juwelier sei trotz all seinem Geschäftseifer ein zerstreuter

Mensch gewesen, wie sie selber es bemerkt; er habe in den ersten Tagen ein Etui mit Armband und Ohrringen, welche hernach eine ihrer Freundinnen gekauft, bei ihr liegen lassen und erst am folgenden Tage wieder darnach gefragt. Ob's nicht möglich sei, daß er den Perlen- und Rubinenschmuck etwa zum Goldschmied oder sonst mitgenommen, liegen lassen, wieder geholt, dann vielleicht verloren habe, ohne sich daran zu erinnern? — „Da klagen Sie ja den Meister auf's schrecklichste an, gnädige Frau!" hatte meine Mutter gesagt. — Und die Dame hatte rasch erwidert: „Gott behüte, Frau Nachbarin, ich klage niemand an. Ich meine nur, ob er nicht selber die Schuld an dem Verluste haben könnte, da ja doch ein Diebstahl fast undenkbar!" — Meine Mutter hatte den Kopf geschüttelt, das war doch selbst für ihren einfachen und ziemlich leichtgläubigen Sinn ein wenig zu bunt, und mein seliger Vater und ich, da wir davon hörten, verstanden's nun gar nicht. Contrair wurden wir mißtrauisch gegen jemand, der mit solchen kuriosen, gar nicht von ihm verlangten Erklärungen zu Platz kam.

Am nächsten Morgen stand ich, nachdem ich mich eben von einer abreisenden Partie verabschiedet, vor der Thür und guckte, die Hände in den Taschen, in den trüben Morgen hinaus, der ganz und gar zu meiner Stimmung paßte, denn der verflixte Diebstahl rumorte mir im Kopf und ließ mir, wie schon gesagt, keine zufriedene Stunde.

Kurz mir war recht melancholisch zu Muth. Und ich will nur gestehen, daß dazu auch der Gedanke an die Agnes ein wenig mit beitrug. Das Mädchen war mir, ich weiß noch heut nicht recht wann und wie, allgemach dennoch immer näher an's Herz getreten, vielleicht deßhalb nur um so mehr, weil ich sie jetzt seit Wochen kaum einmal von ferne gesehen und weil dazu meine Schwester mich ungefähr ebensolange auf den Strich genommen hatte und mir immer von einer ihrer Freundinnen vorschwatzte, was die brav und charmant sei, wie viel sie mitbekomme, daß man zugreifen müsse, und weiß der Himmel was noch alles, während ich die grade am allerwenigsten goutirte und überhaupt nur sehr obenhin an eine Verheirathung dachte.

So stand ich und sinnirte und zuckte plötzlich zusammen, da um die Ecke, um die ich nicht herumsehen konnte, eben Mamsell Agnes anspaziert kam, so schmuck und munter, so sauber und adret, wie nur sie es sein konnte. „Nun, kleiner Gottfried," sagte sie mit einem Knix und lachte mich an, „ich habe schon von der gnädigen Frau gehört, daß ihr alle sehr verstört und verdrossen seid, aber so schlimm hätt' ich mir's nicht gedacht — Ihr seht ja drein, als hättet Ihr Mäuse gebissen!" — „Ei Mamsell," versetzte ich und zwar vielleicht ein wenig grämlich, da mich der Ton so gut wie die Worte verdrossen, wie kam sie zu dieser Weise? Und von dem „kleinen Gott-

fried" hab' ich bereits früher meine Meinung ausgesprochen. „Ei, Mamsell," sprach ich also, „Ihr habt gut reden und spotten. Wäret Ihr nur bei der unglücklichen Geschichte betheiligt, wie wir, so würdet Ihr sicherlich anders denken. Ein solcher Diebstahl ist —." — „Diebstahl?" wiederholte sie lebhaft. „Ist denn das ausgemacht? Meine Gnädige meinte, daß der Herr Juwelier sich das leicht möglich nur eingeredet, um seine Nachlässigkeit und Zerstreutheit nicht vor sich selber zugestehen zu müssen." — „Ja," meinte ich, wir waren dabei ins Haus getreten, „so ungefähr hat sie's gestern auch gegen die Mutter ausgesprochen. Allein das ist ja der bare Unsinn. Der Mann wird doch wissen, was er mit solchem Schmuck angefangen, und obendrein trägt man den doch nicht lose in der Tasche herum. Das Etui war ja da und stand im Schrank."

„Das Etui war da?" fragte sie lebhaft. „Und aus dem Schrank ist der Schmuck gestohlen? Aus welchem Schrank?" — „Nun, lieber Gott, aus dem auf Nummer Eins," entgegnete ich. „Aus welchem denn sonst?" — „Also da hat der Juwelier gewohnt?" fragte sie im früheren Ton, und ihre Augen blitzten, ihre Wangen glühten. „Also aus dem Schrank? Und er ist unverletzt und das Schloß auch?" — „Aber was habt Ihr nur, Mamsell?" rief ich überrascht, ihr ganzes Wesen war seltsam, ganz anders, als ich's bisher gesehen. — „Was

ich habe? Was ich habe? Den Dieb, glaube ich," sagte sie gleich rasch, „oder doch wenigstens die Weise, wie der Diebstahl bewirkt worden. Aber kommt, Herr Gottfried, ruft Eure Eltern in der Stille ab und laßt uns hinaufgehen. Lieber Gott, wie ist's so wunderbar, daß ich grade Euch das sagen kann!"

Der Vater war zu den Aeckern hinausgegangen, die Mutter aber fanden wir wieder einmal auf dem Hofe bei der Wäsche, benachrichtigten sie mit ein paar schnellen, heimlichen Worten und führten sie mit uns hinauf, gegen ihren Willen, muß ich fast sagen, da sie Agnes' Angabe für pure Einbildung hielt und halb verdrießlich, halb lachend meinte: „was willst du Naseweis mir in meinem eigenen Hause zeigen, das ich nicht besser kennte als du?" — „Bitte, bitte, Mamachen," sagte aber die Agnes eifrig, „zankt nicht, sondern kommt, und ihr sollt Beide doch etwas sehen, was ihr nicht zu kennen scheint, und was auch ich ganz zufällig entdeckte, da ich das Zimmer damals putzte. Ich weiß nicht, weßhalb ich nicht davon geredet." Und so ging sie uns voran treppauf und wir folgten ihr, war ihre Sicherheit doch gar zu groß und kannten wir Beide sie doch auch als nichts weniger als eine Flausenmacherin. Ich glaubte ihr ganz und gar, und seit die Mutter das von dem Putzen vernommen, war sie gleichfalls still geworden, wenn gleich sie immer noch etwas mit dem Kopf schüttelte.

Da waren wir oben, ich schloß Nummer Eins auf und wir traten ein, zum Schrank. Agnes öffnete ihn und guckte hinein, holte dann einen Stuhl, stieg auf denselben, von da auf das unterste Brett, hob sich und drückte mit der kleinen Hand gegen die Decke des Schranks — ich sagte schon, er sei an die Zimmerdecke fest hinangebaut gewesen. Es rührte sich aber nichts, und die Mutter sagte ein wenig spöttisch: „na, wenn du nichts Besseres weißt, Kind — da soll doch nicht etwa ein Loch sein?" — „Spottet nur," versetzte sie jedoch lebhaft und mit einem neuen Druck gegen die Decke, „jetzt ist es freilich fest, aber ich schwör's euch, daß als ich das Zimmer damals putzte, auch den Schrank auswischte und mit dem Tuch droben aus den Ecken die Spinnweben fortnahm und die Decke abrieb, dieselbe unter meiner Hand nachgab und sich ziemlich hoch emporheben ließ. Ich wollt' es sagen, hab's aber vergessen und nicht einmal oben nachgesehen, wo sich's doch am Ende hätte zeigen müssen—." — „Mutter!" rief ich, „hier über uns ist ja Nummer Neun, wo der Herr von Hohneck —." — „Kinder, macht mich nicht toll!" brach die Alte aus. „Er müßte ja den Fußboden aufgebrochen haben!"

Ich hörte nichts weiter, sondern stürzte schon hinaus und hinab, den Schlüssel zu holen, dann wieder hinauf, auch die zweite Treppe. Da kam Agnes nachgesprungen, und die Alte keuchte hinterdrein. —

An der Wand, über dem Schranke drunten, stand das Sopha und ein Kleiderständer, die waren bald zur Seite gerückt, und wir untersuchten nun das Brett zunächst der Mauer, das sich in der That gar nicht recht fest zeigte. Ja als ich auf der einen Seite drauf trat, hob es sich auf der anderen, so daß Agnes drunter fassen und es ohne Mühe vollständig aufheben konnte. Der Zwischenraum fand sich seltsamer Weise ganz leer, obgleich er rings umher, wie allerwärts in dieser Etage, mit Häcksel ausgefüllt war, und wir sahen daher gleich, daß die Verschalung der unteren Zimmerdecke rechts und links auf das sauberste durchschnitten war — grade oberhalb des Schranks. Und auch hier bestätigte sich Agnes' Angabe. Das ausgeschnittene Stück war zu beiden Seiten mit neuen Nägeln befestigt worden, neben denen die alten rostigen Nagellöcher sichtbar geblieben waren. So war denn die Sache leider Gottes klar genug und jeder Zweifel gehoben. Und als ich eine Zange geholt und die Nägel ausgezogen, hob ich das Stück mit der anhängenden Decke der einen Schrankseite säuberlich ab und konnte mit ausgestrecktem Arm bequem auf das oberste Brett hinab langen, ja dasselbe, da es vorn nicht fest an die Thür stieß, sogar aufheben und auf diese Weise auch den darunter befindlichen Raum zugänglich machen. So war denn auch jene abgeriebene Stelle unterhalb des Bretts erklärt, der Dieb hatte augenscheinlich einen Haken hineingescho-

ben, und damit das ursprünglich vielleicht etwas fest liegende Brett aufgehoben.

Die Augen, die wir machten, waren so groß sie irgend werden konnten. Was gehörte zu dieser Vorrichtung, wenn ich's so heißen darf, für ein Gaunerkopf und für eine Gaunergeschicklichkeit! — Meine Mutter war nach dem ersten Staunen und Starren ganz außer sich. „Nein, der nichtswürdige Mensch!" rief sie bald und bald wieder: „hättest du's damals nur gesagt, Kind!" und von neuem, indem sie die Agnes schier umarmte: „aber das thut nichts, ich danke dir's mein Lebenlang, daß du uns Licht verschafft und wir nun vor dem Roman doch wieder als ehrliche Leute bestehen können!" — „Na, Mamachen," sagte die Agnes dazu ganz bestürzt, „Ihr könnt doch nicht glauben, daß —." — „Ich glaube gar nichts, Kind," fiel sie ein, „aber ich weiß, daß der Herr Roman auch nur ein Mensch ist und uns natürlich nicht grade im Verdacht hat, aber doch immer mißtrauisch und widerwillig an uns zurückdenkt. Das ist nicht anders, und siehst du, darum gedenke ich dir dies mein Lebenlang. Nun muß er uns wohl bestehen lassen!"

Wir machten unter uns aus, daß niemand von der Sache erfahren dürfe, und auch mein seliger Vater stimmte darin mit uns, da er die Geschichte gehört und das Loch besichtigt, überein, nahm die beiden Zimmerschlüssel in

Verschluß, daß niemand hinein könne, bevor der Polizeidirector unter der Hand davon unterrichtet sei und sich das Ding angesehen habe. Erst dann wurde alles wieder in Ordnung gebracht und die Zimmer an Gäste vergeben. Am selben Nachmittag aber mußte ich für den seligen Vater noch nach Hanau an Herrn Roman schreiben und ihm alles mittheilen, damit er nun weitere Schritte thun und auf den heillosen Menschen fahnden lassen könne. Er schrieb umgehend wieder mit vielem Dank und der kuriosen Nachricht, daß die Spur des Herrn von Hohneck auf der dritten Poststation von uns verschwunden. Dort habe am bezeichneten Tage niemand Extrapost genommen. Und zweitens erkläre der Schwager des Herrn es für unmöglich, daß er vorm Jahre in unserer Stadt und jetzt von neuem dort mit Roman zusammen gewesen. Im vergangenen Sommer habe er bei einem Freund im Elsaß gelebt und sei gegenwärtig und seit dem Tode der Mutter auf einer landwirthschaftlichen Reise durch Belgien und England. —

So wären wir also alle und sogar der ächte Herr von Hohneck, die Opfer eines wirklichen Gauners geworden? fragte jeder sich selbst. Und waren wir den frechen Menschen jetzt los, oder galt es noch neuen Unternehmungen zu begegnen? Wie er bei uns aufgetreten war, durfte man das Schlimmste befürchten, und ich gesteh's offen, daß ich von der Zeit an stets einen Stockdegen und einen

Kavalleriesäbel, den mein Vater anno Sechs bei der preußischen Retirade von einem Dragoner erstanden, an meinem Bett stehen hatte. Denn ich wohnte abgelegen, auf der rechten Giebelstube, ganz oben im Hause, während die Mädchen noch über mir in den Kammern hausten, die Eltern parterre und die beiden Knechte auf dem Hofe schliefen, so daß ich im Nothfall ganz auf mich angewiesen war. Da bin ich denn mehr als einmal, wenn ich ein auffällig Geräusch hörte, Nachts durch das Haus gewandert, in der Faust den Säbel, in der andern mein Licht. Ich dachte immer, es werde einmal einen Einbruch geben; es wußten Leute genug, daß mein seliger Vater noch einer von der alten Art war und sein Geld größtentheils bei sich im Hause und Kasten behielt.

Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß die Agnes seit der Entdeckung des Schrankgeheimnisses bei uns allen einen noch größeren Stein im Brett hatte. Ja mein Vater sagte zu dieser Zeit mehr als einmal, er wünsche nur, daß er bald Gelegenheit habe, ihr recht 'was zu gut zu thun, um seine Schuld gegen sie abzutragen. Daß diese Affaire in's Klare gekommen, sei ihm lieber als alles, solche Blame dürfe auf keinem reputablen Geschäfte haften bleiben. Und einmal, da sie auch wieder dagewesen und, wie ich's schon früher erzählt, meiner Mutter eifrig zur Hand gegangen, meinte er ihr nachsehend: „ja ja, Alte, wenn wir solche Söhnerin hätten,

könnten wir das Haus ruhig abgeben und einmal in Frieden die Augen zuthun!“ — „Hast Recht, sie ist ein Prachtkind,“ versetzte die Mutter, die Hände in die Schürze wickelnd, denn es wurde schon wieder kühl und die Alten standen bei dem Gespräch vor der Thür; „wenn sie nur nicht so ganz arm wäre!“ — „Ach was, dummes Zeug!“ meinte der Alte, „das wäre das Wenigste und obendrein hat sie eine ganz wackere Aussteuer noch von ihrer seligen Mutter her, wie mir dazumal der Vormund geschrieben. Wenn sie nur wollte und — was schwänzelst du da wieder herum, Naseweis?“ fuhr er mich jählings an, der ich ganz unschuldig in der Nähe stand und doch nichts dafür konnte, daß die Alten mich nicht bemerkt. „Daß der Junge, der Talps, Einem doch auch überall auf den Zehen herumtritt! Marsch fort und such' dir was zu thun, es gibt genug!“

Na ich kann sagen, das Gehörte war von der Art, daß ich die nachfolgenden Schelte wenig ästimirte; es zündete mir im Kopf allerlei Lichter an und machte mein Herz so jubelvoll, wie mir's wohl als kleinem Jungen begegnete, wenn ich einmal die Alten belauscht hatte, wo sie über meinen Weihnachtsbaum und die dazu gehörigen Geschenke konferirt. Mir war bisher recht gepreßt und dumm zu Muth gewesen, da ich auf der einen Seite die kleine liebe Agnes immer lieber angesehen und sie innerlich immer besser als das erste

Frauenzimmer in der ganzen Welt erkannt, und auf der andern Seite doch nie die Courage finden konnte, sie mein Herzensgeheimniß merken zu lassen, geschweige denn es ihr zu kommuniciren und ehrbar um ihre Gunst zu werben. Wie's mit ihr stand, wußte ich ja so gut wie Einer, und daß meine Alten ein solches Mädchen als Schwiegertochter annehmen und zu einer Heirath Ja und Amen sagen sollten, konnte ich am Ende nicht voraussetzen, zumal sie ja dem Stande nach, trotz ihrer augenblicklichen Stellung, eigentlich über uns war. Sie war und blieb eben immer eine Hauptmannstochter, und so eine wird nicht so ohne Weiteres Frau Gastwirthin. Nun aber die Alten so gar nichts daraus machten, meinte ich mich auch meiner eigenen Skrupel begeben zu dürfen.

Und so nahm ich mir vor, ihr von jetzt an etwas ernstlicher auf den Leib zu rücken und ihr von mir das rechte Verständniß zu eröffnen. Bange war mir durchaus nicht. Sie war neuerdings immer sanft erröthet, wenn ich mich ihr einmal freundlich genaht und ein wenig mit ihr gescherzt. Ich war zu der Zeit ein ganz sauberer Mensch, der sich zu kleiden, zu tragen und zu reden verstand, wie es die Frauenzimmer gern haben. Machte sie mir nur einige Avancen, so würd' ich es an mir nicht fehlen lassen; das traute ich mir zu. Und es zeigte sich auch bald, daß ich nicht so Unrecht gehabt. Mamsell Agnes nahm mein neues Wesen, wenn zu Zeiten auch

ein wenig schüchtern und verschämt, ganz gut auf, wurde bekannter mit mir und vertrauter und ließ sich zu andern Stunden, was bisher nur selten geschehen, auch mir gegenüber in ihrer eigenen Natur gehen. Das heißt, sie neckte und scherzte, spottete auch wohl einmal, der „kleine Gottfried" kam jetzt häufiger zu Platz, und ich empfand das nicht mehr so arg, sondern dachte dabei an den alten Fundamentalsatz jeder Liebschaft: „was sich neckt, das liebt sich." Und im Uebrigen gab ich es ihr bei Gelegenheit redlich heim.

Es war inzwischen October geworden und fast schon November. Von Herrn Roman traf ein neuer Brief ein, der uns von seiner Begegnung mit dem rechten Herrn von Hohneck erzählte, einem jungen lustigen, ja wilden Herrn, den man aber nicht einen Augenblick mit dem Burschen verwechseln dürfe, welcher uns betrogen und ihn bestohlen. Er sei jetzt auch mit der Sprache offen herausgegangen, da er keine Furcht mehr habe, eine angesehene und ehrenwerthe Familie unheilbar zu blamiren. Natürlich bestehe auch Hohneck selber auf eine Verfolgung und Entlarvung seines Doppelgängers und habe bereits Schritte gethan, den Rechten zu packen. Er habe nämlich einen Menschen in Verdacht, der ihm vordem auf der Universität sehr nahe gestanden, ja von ihm in alle seine Familienverhältnisse eingeweiht worden, nachher sich jedoch als ein ganz schlechtes Subject erwiesen. Natür-

lich sei der Name noch nicht zu nennen. Wir möchten aber vorsichtig sein und Acht geben. Der Gauner gehe vielleicht selber in das Netz. Daher werde auch noch der Steckbrief zurückgehalten. Und zum Schluß kam dann der Satz: wir sollten hiervon niemand — dreifach unterstrichen — etwas sagen, außer dem Polizeidirector, den Gauner, wenn er sich noch einmal zeigen sollte, aufnehmen, als ob nichts geschehen wäre, und ihn dann womöglich auf der That ertappen, endlich genau darauf achten, wie er mit Hillings stehe und verkehre.

Ich kann wohl sagen, daß uns dieser Brief, da der Alte ihn der Mutter und mir vorlas, kurios genug vorkam, und daß uns das Verlangen, dem Menschen, wenn er sich bei uns sehen lasse, noch womöglich Caressen zu machen, nicht zu Sinn wollte. „Das kann ich nicht," sagte die Mutter entschieden. Und: „das mußt du können, oder es schlägt ein Donnerwetter darein! Basta!" versetzte mein seliger Vater barsch — der Trumpf war da und wir hatten uns zu fügen. Ich war übrigens gleich überzeugt, daß der Alte uns nicht den ganzen Brief vorgelesen, den er zuvor für sich allein durchstudirt hatte und nun vor unseren Augen in den Ofen schob. Darauf verkehrte er in den nächsten Tagen ein paarmal mit dem Polizeidirector, besichtigte auch mit ihm, ohne daß wir's merken sollten, die beiden Zimmer, und nahm sich, da Agnes Abends erschien, diese auf die Seite und verhan-

delte mit ihr, Gott mochte wissen was. Hernach hab' ich freilich auch davon erfahren, allein zu jener Zeit blieb uns dies alles im Dunklen, war die Agnes so stumm wie ein Fisch und hing dazu den Kopf, als ob er überschwer sei.

Es war zu der Zeit wieder Messe — wir heißen sie die Simon- und Judä-Messe, weiß man — näherte sich aber schon ihrem Ende, ja es waren von unseren Gästen bereits ein paar abgereist, denn so gut die Ostermesse gewesen, so unbedeutend war diese. Da brachte eines Tags mein Vater — es war nicht mir allein aufgefallen, daß er neuerdings, was er seit meiner Rückkehr sonst meistens mir überlassen, anlangende Fremde wieder selbst an der Hausthür empfing, — zwei Gäste in die Gaststube, die eben angekommen waren, einen uns sehr wohl bekannten großen Fabrikanten aus Hersfeld, der auch vordem schon häufig bei uns eingekehrt war, und beim Blitz, den sauberen Herrn von Hohneck. Dieser Letztere sprang auf mich zu mit seiner dummen spaßhaften Manier, als wolle er mich umarmen oder Gott weiß was, allein ich bat ihn, so bestürzt ich auch zuerst über seinen Anblick gewesen, mit möglichster Höflichkeit, mir drei Schritt vom Leibe zu bleiben, ich liebe seine Berührungen nicht. Mein Vater schnitt mir ein Gesicht zu, aber der saubere Herr meinte lachend: „also Feindschaft zwischen uns, Gottfriedchen? Hab' ich doch gar nicht geahnt, daß Ihr ein so rachsüchti-

ges Gemüth hättet! Na, laßt's gut sein, Papa Kronberg, wir werden schon wieder gute Freunde werden."

Ich nahm mich zusammen, so gut es gehen wollte, ja begleitete den schlimmen Menschen mit dem Licht — es war bereits dunkel — treppauf nach Nummer Neun, wie es der selige Vater befohlen hatte, während dieser selbst mit dem Fabrikanten hinauf nach Nummer Eins stieg — ich konnte mir schon denken, wozu. Als wir Beide droben in das Zimmer traten, merkte ich, daß der Gesell einen raschen, scheuen Blick auf den Fußboden beim Sopha und Kleiderständer warf, ihn jedoch sogleich augenscheinlich befriedigt wieder ab und auf mich wandte. Denn es war, wie schon gesagt, alles in die alte Verfassung zurückversetzt — er durfte ungenirt wieder stehlen. Und da sprach der freche Bursche zu mir: „ist das wahr, Gottfriedchen, daß man dem Herrn Roman im Sommer hier einen Schmuck gestohlen? Ich las eine solche Bekanntmachung. Hat man gar keinen Verdacht? Wie ist es nur möglich, daß so etwas hier in eurem Hause passiren konnte? Ich habe nirgends solche Ordnung gefunden." — „Ja," sagte ich, „der gnädige Herr können sich's wohl denken, wie uns die Geschichte bestürzt und betrübt hat. Wir haben keine Ahnung von dem Thäter und so viel wir wissen, ist Herr Roman noch nicht zu seinem Eigenthum oder auch nur auf die Spur desselben gekommen. Er hat freilich seither nichts mehr von sich hören lassen." Ich machte dazu

ein so dummes und betrübtes Gesicht, wie ich's nur vermochte. Er hielt mich für dumm, das wußte ich wohl. Aber grade das wollte ich ihm heimbringen, und es gelang mir, denn er sah außerordentlich zufrieden aus, trotz seiner geheuchelten Theilnahme.

Auch gegen meinen Vater gedachte er des Diebstahls und fügte hinzu, es verstände sich von selbst, daß der Fabrikant nichts davon erfahre. „Das sehe ich nicht ein," erwiderte der Alte aber seelenruhig. „Ich hab's ihm sogar schon selber gesagt, ihm aber auch das Versprechen gegeben, daß niemand in sein Zimmer kommen werde. Der Schlüssel zum Schrank ist umgearbeitet, Herr von Hohneck." — „Denket Ihr denn an einen Nachschlüssel?" fragte er erstaunt. „Ich meine, der Schrank sei erbrochen gewesen?" — „Ei nicht doch, unverletzt und heil, Herr von Hohneck, so daß es natürlich nur mit einem Nachschlüssel zu machen war, obgleich es mir dadurch erst recht räthselhaft wird. Denn der Schlüssel kommt ja nie in fremde Hände."

Der Fabrikant, um auch über den ein Wort zu sagen, hatte in unserer Stadt keine Geschäfte, hielt sich aber, wenn er diese Tour machte, jedesmal einige Tage bei uns auf, um alte Freunde und Bekannte aufzusuchen, die in Stadt und Umgegend lebten. Er hatte meistens sehr bedeutende Summen bei sich, welche er dann meinem seligen Vater zum Aufbewahren anvertraute, nachdem er sie in

dem Wechselgeschäft von Mohrmann und Söhne in heimisches Gold und Papier umgesetzt. Denn er brachte gewöhnlich amerikanisches Gold und Silber mit, welches ihm Mohrmanns grade gern abnahmen, da sie mit einem großen Auswanderungsgeschäft in Bremen in Verbindung standen und das fremde Geld nie in genügenden Massen herbeischaffen konnten. Außerdem brachte der Fabrikant — ich will ihn Herr Wilhelmi heißen — auch noch mancherlei für die Freunde und Bekannten mit, um dessen Besorgung sie ihn gebeten, und endlich führte er stets reiche Geschenke für seine Familie bei sich, so daß für einen Langfinger, der davon wußte und ihm nahe kommen konnte, hier allerdings ein ganz erträgliches Geschäft zu machen war. So war denn auch diesmal sein Koffer hübsch schwer, und ein freundlicher Herr, wie er war, brachte er Abends vor dem Nachtessen ein paar für seine Familie bestimmte Schmuckstücke herab in's Wohnzimmer um sie meiner Mutter zu zeigen und sich über ihre Freude zu freuen.

Frau von Hilling war grade bei einem nachbarschaftlichen Besuch im Zimmer, da Herr Wilhelmi eintrat. Sie kannte ihn gleichfalls schon von seinen früheren Reisen her, begrüßte sich mit ihm und verweilte noch einige Augenblicke, um das Vorgezeigte zu betrachten. Es waren ein Collier von Topasen für seine Frau, das meiner Mutter ganz besonders gefiel, und Ohrringe und

Armband für seine Tochter, allerliebste Stücke, auf denen die eingelegten Steine auf das natürlichste Stiefmütterchen nachahmten. Darüber war Frau von Hilling ganz in Entzücken.

Nun gut, am folgenden Morgen fuhr Wilhelmi nach Hessenberg hinaus, dessen Besitzer sein alter Freund und Auftraggeber war. Er wollte erst gegen Abend wiederkommen, und da die Gelegenheit so günstig war, so schlich ich mich in das Zimmer neben Nummer Neun und legte mich dort auf die Lauer; man konnte durch die Verbindungsthür alles erhorchen, was dort vorging, und ich hatte überdies ein kleines Löchlein in der Ecke des Thürfaches angebracht, durch welches man den entgegengesetzten Zimmertheil sogar zu übersehen im Stande war. Den Schlüssel Wilhelmi's hatte mein seliger Vater beim Abfahren des Herrn mit einer gewissen Lebhaftigkeit an sich genommen und gemeint, er wolle doch einmal selber dafür sorgen, daß seinem Gaste nichts passire, zugleich auch meiner Mutter den Auftrag gegeben, das Aufräumen des Zimmers in eigener Person zu überwachen. Hohneck stand dabei und schüttelte lachend den Kopf. „Ihr thut, als wenn Ihr Räuber im Hause hättet, Kronberg,“ sagte er. — „Wer kann's wissen!“ versetzte der Alte ernsthaft. „Einmal angeführt und nicht wieder! Wenigstens soll die Schuld nicht an uns liegen, wenn's noch einmal geschieht.“ — Da war ich hinaus und hinauf geschlichen.

Nach einer Weile kam der Mensch pfeifend die Treppe herauf, blieb vor seiner Thür stehen, wo er nicht mehr pfiff, sondern sich natürlich umsah und horchte, trat dann ein und schloß die Thür ab. Er probirte auch diejenige zu meiner Stube, kramte ein wenig umher, horchte von neuem und machte sich darauf schnell und leise an's Geschäft, Sopha und Kleiderständer abschiebend, das Brett aufhebend, sich niederbeugend zur genausten Untersuchung, endlich mit einer Zange — ich sah es durch das Löchlein deutlich genug! — die Nägel entfernend, welche die Decke des Schranks befestigten. Das alles ging schier so rasch, wie ich's hier erzähle.

Nun beugte er sich noch tiefer hinunter, richtete sich jedoch sogleich wieder auf und hatte eine lange und schwere grünseidene Börse und die beiden Etuis in der Hand, die uns Wilhelmi am vorigen Abend gebracht, nahm auch den Schmuck heraus und betrachtete ihn. Ich stand schon auf dem Sprunge davonzueilen und Lärm zu machen, als ich ihn den Kopf schütteln sah, indem er zugleich, für mich ganz vernehmlich, sagte: „Nein, nein, laß dich nicht vom Satan blenden! Keinen Schmuck, nur das Geld, und nicht heut, — morgen!" Und damit wandte er sich wieder der Oeffnung zu, brachte die Etuis an ihren Platz, wog einen Augenblick lang die Börse in der Hand, legte aber auch sie mit einem neuen: „Nein, morgen!" fort, und schob dann alles wieder zurecht. Darauf bür-

stete er den Staub von seiner Kleidung, kramte ein wenig in der Gegend der Kommode, was ich nicht sehen konnte, während ich jedoch deutlich Geld klappern hörte, nahm Hut und Mantel und verließ pfeifend das Gemach.

Aber mein seliger Vater hatte, ohne daß wir davon erfuhren, längst dafür gesorgt, daß er keinen Schritt unbeobachtet thun konnte. In der stillen Stunde nach Tisch kam Agnes und berichtete, daß er bei ihrer Dame gewesen und daß sie die Beiden behorcht habe, wie der Alte ihr aufgetragen. Jetzt sei er wieder drüben und trinke Kaffee mit der Familie. Am Morgen aber habe er vor der Frau viel Geld aufgezählt und dazu gesagt, es sei ihm schwer genug geworden, das Ding ohne Aufsehen zu versilbern. — „Ach Gott, es ist ganz auseinander gebrochen?" hatte die Dame gefragt. „Schade, schade! Wie schön es war! Ich hätte es für mein Leben gern selber behalten! Nun aber, Arthur — hast du das Collier von Topasen gesehen? Es ist nichts Bedeutendes, aber hübsch. Das mußt du mir verschaffen!" — „Nicht doch, Cäcilie," hatte er geantwortet, „seien wir vorsichtig und begnügen uns mit dem Gelde. Es sind immerhin zwölf- bis fünfzehnhundert Thaler dem Gewicht nach." — Sie aber bestand auf dem Schmuck — „und wenn ich ihn auch nicht tragen, sondern ihn nur von Zeit zu Zeit besehen darf, er ist zu apart!" hatte sie hinzugesetzt.

Und genug, sie hatte seinen Widerstand überwunden — wie? das gehört nicht hieher, aber Agnes hatte bei dem Bericht — ich war nicht dabei, erfuhr indessen alles von der Mutter — purpurroth gesagt, sie habe sich, da es so weit gekommen, fortgemacht, möge auch ihrer Frau nicht wieder vor die Augen kommen und bleibe keine Stunde länger in dem Hause. — „Das sollst du auch nicht, Kind," versetzte die Mutter entrüstet, aber mein seliger Vater hatte hinzugefügt: „ein paar Tage mußt du noch aushalten — dann kommst du zu uns. Wir müssen sie Beide haben und können's nur mit deiner Hülfe."

„Nun, Herr Wilhelmi," fragte der Alte den Fabrikanten, als derselbe Abends, von Hessenberg zurückgekehrt, sich umgekleidet hatte und in der Gaststube beim Abendessen saß, „wie sieht's aus? Ist der Schrank sicher gewesen?" — „Mann, seid doch nicht wunderlich," entgegnete Wilhelmi lachend. „Laßt das Ding einmal ruhen. Ihr werdet den Dieb doch nicht im Hause behalten haben." — „Ja, was," sagte der selige Vater verdrießlich, „das verflixte Gefühl geht mir sicher mein Leben lang nach, Sie ästimiren das nur nicht so. Grade, weil ich von meinen Leuten niemand in Verdacht haben und mir absolut nicht denken kann, wer der Dieb und wie er hineingelangt, darum geht mir das Ding so nach! Na, aber genug davon."

Wilhelmi wollte noch den folgenden Tag bleiben, seine Bekannten aufsuchen und am nächsten Morgen weiterreisen; er war übrigens, wie man das auch wohl schon errathen haben wird, von dem seligen Vater genau unterrichtet, wie es mit dem sogenannten Herrn von Hohneck stand, und willig auf das Spiel eingegangen. Der Bursche hatte sich in der Residenz an der Wirthstafel zu ihm gefunden, vermuthlich von irgend jemand auf ihn aufmerksam gemacht; aber als Wilhelmi seinen Namen und Reiseplan erfahren, wurde er nicht allein aufmerksam, sondern fing bereits an seine Rolle zu spielen, da er durch Roman, der sein langjähriger Bekannter, schon von der Sache wußte. Ja, der Juwelier hatte ihn gebeten, wo er vielleicht einmal dem Gauner, der sich vorzüglich an Leipziger Meßreisende zu machen schien, begegne oder von ihm höre, ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Das Folgende in dieser Angelegenheit ist eigentlich schnell erzählt. Als Wilhelmi am nächsten Nachmittage in die Stadt gegangen war, weidete der saubere Gesell den Schrank aus — wieder vor meinen Augen. Mein Vater und der Polizeidirector hatten anfangs zwar beabsichtigt, ihn hier vollständig fertig werden zu lassen und ihn dann erst bei der Hilling und zugleich mit dieser selbst zu fassen, den Plan aber noch im letzten Augenblick als zu grausam für Gatten und Tochter der schuldigen Dame, aufgegeben. So sprengten denn ein paar Polizei-

diener, als er sich eben vom Boden erhob, die Thür und faßten ihn auf frischer That, während zu derselben Stunde der Director Herrn von Hilling in Betreff seiner Gattin die unliebsamsten Eröffnungen machte und dann mit ihm der Dame zu Leibe ging, die denn nach kurzem Leugnen auch ihre Betheiligung an dem Verbrechen eingestand. Daß der Gesell in Nummer Neun nicht leugnen konnte, versteht sich von selbst.

Es kam jetzt noch mancherlei heraus. Die Dame hatte sich in ihrer, durch eine unsinnige Verschwendung herbeigeführten steten Geldnoth schon längst durch allerhand schlimme Künste Hülfsmittel zu verschaffen gesucht. Es war in ihren Gesellschaften hoch und aller Wahrscheinlichkeit nach falsch gespielt worden, und womit sonst sie sich Einnahmen zu machen verstanden hatte. Unserm Gauner war sie zuerst vor zwei Jahren in einem Bade begegnet und mit ihm in ein intimes Verhältniß gekommen, bei dem Beide bald kein Geheimniß mehr vor einander gehabt und sich endlich auch zum „Gelderwerb" verbunden. Er war wirklich jener Jugendfreund des ächten Herrn von Hohneck und hatte schon mehrmals auf dessen Namen gesündigt, sich auch so bei Hillings eingeführt, von denen er wußte, daß sie mit jenem verwandt seien, ohne ihn persönlich kennen gelernt zu haben.

Nun ging das so fort. Frau von Hilling hatte viele reiche und vornehme Bekannte, deren Verhältnisse, Reisen

und dergleichen sie meistens genau kannte und erfuhr. Sie unterrichtete den Spießgesellen, instruirte ihn, ließ ihn im vergangenen Jahre in unsere Stadt kommen und logirte ihn in unseren Gasthof, wo es ihm, ihrer Meinung nach, an Gelegenheit zu Acquisitionen nicht fehlen konnte. Er hatte denn auch, nachdem er sich den Zugang zum Schrank eröffnet, bereits dem General von Barnau eine ziemliche Summe gestohlen, von welchem Verlust der Herr bei uns nichts hatte laut werden lassen, weil er das Geld erst nach seiner Abreise vermißt und den Diebstahl seinem Diener zugetraut hatte, den er schon mehrmals auf kleinen Mausereien ertappt. Der Mensch hatte zwar diesen Diebstahl hartnäckig geleugnet, war jedoch, da man ihm mehr als einen anderen beweisen konnte, auch für ihn mit bestraft worden. — Später war der Gauner von der Dame auf Roman und, da sie bei uns kein Mißtrauen gegen den Spießgesellen spürte, sogar auf den Fabrikanten aufmerksam gemacht worden, bei welchen Beiden sicher ein guter Fang zu machen wäre.

Das einzige Räthselhafte blieb, daß und weßhalb der schlimme Mensch im vorigen Jahre ohne Bezahlung sich aus dem Gasthofe davon gemacht, da er dadurch bei uns sein Renommee natürlich verlor. Wie es aber auch geschehen sein mochte, er hatte hinterdrein selbst diesen Streich zu seinem Vortheil auszubeuten verstanden; denn da er nun im Sommer kreuzfidel bei uns auftrat, eine

Erklärung zusammenlog und bezahlte, konnte er ziemlich sicher annehmen, daß mein seliger Vater ihm jetzt um so mehr vertrauen werde. Das machen einmal die Menschen nicht anders, und der Alte hat nachher oft genug gesagt, daß er ohne die Entdeckung der Agnes niemals an des sogenannten Herrn von Hohneck Schuld geglaubt haben würde.

Der Bursche wurde nun verurtheilt und in's Zuchthaus abgeführt. Hillings zogen aus der Stadt fort und man hörte nichts mehr von ihnen. Nur erfuhr man nach einiger Zeit, daß unser Fürst die Dame, ihres Gatten wegen, mit einer geringen Strafe und dem Ersatz an den Juwelier hatte durchschlüpfen lassen. Das vernahmen wir etwa zugleich mit der Nachricht, daß ihr Spießgeselle sich auf die kühnste Weise aus dem Zuchthause geflüchtet habe und noch nicht wieder erwischt worden sei. Das war im Februar.

Hillings waren bereits vor Weihnachten aus der Stadt fortgezogen, während Agnes ihr Haus noch am selben Abend, wo Nachmittags die Sache zum Ausbruch gekommen, verlassen und von ihnen zu uns herübergezogen war. Nun lebte sie bei uns und machte sich nützlicher von Tag zu Tag, so daß wir alle sie immer lieber gewannen. Sogar meine Schwester, die Löllhardt, stand sich gut mit ihr, was, wenn man bedenkt, wie mißtrauisch junge Frauen gegen alle Neuerungen in ihrem Eltern-

hause zu sein pflegen, viel heißen will. Sie hatte es auch wohl gemerkt, wie es mit mir stand, mich daher mit ihrer Freundin nicht mehr gepeinigt, und meinte selber einmal, da wir still zusammen waren, wenn die Agnes nur einiges Vermögen hätte, sei sie sicherlich die rechte Frau für mich. Aber auf solche Weise, das heißt, ohne alles Vermögen, werde ich den Gasthof eben nicht wohl halten können, da ich nach dem Tode der Alten beide Schwestern ausbezahlen müsse.

„Ich bin überzeugt, das sieht das brave Kind auch selbst ein," fügte Wilhelmine hinzu, „und sucht deßhalb eine neue Stelle." — „Was?" rief ich ganz entsetzt, „eine neue Stelle? Wissen die Eltern davon und haben mir nichts gesagt?" — „Die Eltern wissen auch noch nichts, denn die würden nichts davon hören wollen," sprach sie, „und darum hat sie sich an mich gewendet, daß ich ihr zu einem neuen Platz helfen solle. Und siehst du, was es für ein braves Kind ist," fuhr sie fort. „Als ich sie nun fragte, warum das so sein solle, und ob sie denn nicht gern in unserem Hause sei, ich habe mir gedacht, sie wolle am Ende gern ganz darin bleiben, — da versetzte sie, das sei es grade. Sie sei blutarm und könne ehrlicherweise nicht daran denken, in solch ein wohlhabendes Haus zu treten, möge auch um alles in der Welt nicht die Eltern glauben lassen, daß sie so etwas beabsichtige. Darum wolle und müsse sie fort, bevor es zu spät. —

Das verstehe ich nicht, habe ich gemeint; was zu spät werden solle? Du merkst wohl, Bruder! — Und da hat sie die Augen niedergeschlagen und ist so roth geworden — du weißt ja, Gottfried, es schimmert ordentlich. — Es ist, weiß Gott im Himmel, schade! Hätte sie nur ein wenig, ein ganz klein wenig Vermögen, nur so etwas wie eine ordentliche Aussteuer! Denn was sie so heißt —!" Meine Schwester zuckte betrübt die Achseln.

Ich aber bin davon gegangen und nach Hause, halb voll Glück, halb voll Traurigkeit. Daß sie mir gut war, hatte ich nun erfahren — im Hause und bei ihr selber hatt' ich's nie so recht gespürt — aber zugleich war mir besser als je klar geworden, wie halsstarrig und eigensinnig sie sein könne. Hatte sie sich einmal dergleichen in den Kopf gesetzt, wie meine Schwester berichtete, so war wenig Hoffnung, daß sie sich davon abbringen ließ, am wenigsten durch mich, der ich all die guten Vorsätze vom Sommer und Herbst umsonst gefaßt und in unserem Verkehr und Beieinandersein nicht dreister, sondern schier immer schüchterner geworden. Das ist nun einmal nicht anders. Solches sind ja die weltbekannten Wirkungen der Liebe.

Als ich nach Hause kam, traf ich meinen seligen Vater grade beim Amtsblatt, das just angelangt war, und im nächsten Augenblick sagte er, die Brille auf die Stirn schiebend und sich zurücklehnend: „Na, das sind mir

schöne Geschichten! Da ist ja unser wilder Vogel, der Kerbstein —" ich habe, glaub' ich, noch nicht angeführt, daß der falsche Hohneck diesen Namen führte — „aus dem Zuchthause echappirt. Sie führen an, daß die Spur gegen das H—sche zu führe. Der pfeift ihnen was, der schlaue Hund!" — „Herr Gott," meinte ich erschrocken, „das ist nicht gut. Da werden wir ihn am Ende doch noch hier haben. Ihr wißt ja, Herr Vater, wie er damals fluchte und sich verschwor —"

Ich hätte mich gern selber geohrfeigt, da ich das in der Ueberraschung herausgesagt, denn die Frauenzimmer, die dabei saßen — es war so um halben Nachmittag, wo es nichts zu thun gab und wir in der Wohnstube ein bischen zu vespern pflegten — fingen schon an mit „Ei!" und „Ach!" und „ach Herr Jesus!" Und der Alte warf mir einen grimmigen Blick zu und grollte: „na, was schwatzest du da, Hans Hasenfuß? Bist doch ein Jammerbild mit deinen Dummheiten und hast das Herz immer in den Hosen!" — Ich ärgerte mich darob nicht wenig, denn Angst hatte ich grade nicht, sondern nur Sorge, da ich dem Burschen alles zutraute; allein vorerst half das Reden nichts, der Alte hätte mich doch nicht zu Wort kommen lassen, und im Unrecht war ich auch. Wozu brauchten die Weibsleute das zu wissen, was wir ihnen ja auch bisher verschwiegen hatten! — Als wir aber allein mit einander waren, der Vater und ich, bat ich ihn

das Ding nicht so leicht zu nehmen. Könne der Mensch hergelangen und uns einen Schabernack anthun, so geschehe es sicherlich. Der Alte wollte jedoch nichts davon hören und warf immer mit „Strohkopf" und „Hasenfuß" und dergleichen um sich, daß ich zuletzt rabiat wurde und dachte: nun gut, so hab's wie du willst! Ich für mein Theil werde aber schon aufpassen! —

Doch erfuhr ich hernach, daß er den Klingelzug nachgesehen, der zu den Mägden hinauf führte, und auch befohlen hatte, daß der Johann wieder in der Kammer auf dem Flur schlafen solle, was sonst längst nicht mehr der Fall gewesen. „Du siehst wohl," setzte meine Mutter hinzu, als sie mir das mitgetheilt, „dein Vater hat also doch Mäuse im Kopf, mehr als er's uns will merken lassen. Sei ehrlich und sage mir, was an der Sache ist, von der ich ja noch gar nichts weiß." Na, da hatten wir denn die Bescherung, denn wenn die alte Frau einen um ein Geheimniß in die Schraube kriegte, war's nicht spaßhaft. Allein ich zog mich noch gut genug heraus, log ihr ein wenig vor, gab ein bischen zu, stritt anderes ab und brachte sie wieder leidlich zur Ruhe.

Einen härteren Stand aber hatte ich mit der Agnes, die mich auch noch Abends auf die Seite nahm und mir scharf zu Leibe ging mit Fragen und Bitten und kleinen ängstlichen Thränen. Ihr mußt' ich am Ende wohl, wenn auch nicht ganz reinen Wein einschenken, wie der

Bursche, als er sich überwunden gesehen, geflucht und gedroht. Und dann verdroß mich meine Offenherzigkeit wieder, denn das arme kleine Ding war ganz bleich vor Schreck geworden und zitterte und bebte, wie ich es bei der sonst so quicken und resoluten Person gar nicht hatte fürchten können. Bald wollte sie sich nun zu den Eltern hinab, bald wieder zu den Mägden hinauf betten, und ich hatte genug zu reden, zu demonstriren, zu bitten, daß sie doch in Ruhe in unserem Stock und in ihrem Zimmerchen bleiben möge, wo es jedenfalls am sichersten. Sie schlief nämlich auf dem gleichen Boden mit mir, in der linken Giebelstube, der meinen grade gegenüber. — Es war unser erstes vertrauliches Gespräch, und hätte sie nicht eine so erschreckliche Angst gehabt, so hätt' ich glauben mögen, sie blicke mich mit Liebe an. Sie bat mich so sehr, mich in Acht zu nehmen, da er es doch auf mich hauptsächlich absehen würde, weil ich ihn mit den Polizisten überwältigt. Hätte sie erst gewußt, daß auch von ihr und ihrem Behorchen, ihrer Entdeckung des Schrank-Geheimnisses die Rede gewesen, daß er auch ihr mit den bösesten Worten Schlimmes gedroht! —

Darum wollte ich denn auch oben in meiner Stube bleiben, weil sie sonst ja dort ganz allein gewesen wäre. Dafür aber sprach ich noch extra mit dem Johann, schärfte ihm Wachsamkeit ein, und endlich holten wir, als die Alten in ihre Schlafstube gegangen, den Sultan, den

Hofhund, und banden ihn drunten auf dem Flur neben Johanns Kammer mit einem Stricke an, der ihn fest-hielt, im Nothfall aber leicht von ihm zerrissen werden konnte. Das thaten wir fortan alle Abend heimlich. Denn ich will's nur offen heraussagen, es war wie eine Ahnung in mir, daß der schlimme Gesell uns noch zu schaffen machen dürfte. Er hatte sich bei dem Einfangen nicht wie ein gebildeter Mensch, der er doch sein wollte, außer daß er nebenher ein wenig Dieb war, sondern wie ein rasendes Thier gezeigt.

Es kamen ein paar Tage, die still vorübergingen, für mich jedoch sehr lieblich waren, dieweil ich nun die Ueberzeugung mit mir herumtrug, daß Mamsell Agnes, wie sie bei uns noch immer geheißen wurde, mir innerlich gut sei, so tief sie's auch noch hinter den wieder auftauchenden „kleinen Gottfrieds" und anderen Neckereien verbarg, und obschon sie mir augenblicklich doch wieder mehr aus dem Wege ging als bisher, das heißt, einem vertrauten Gespräch. Ahnte sie, daß mir das Herz auf den Lippen saß und ich den Liebesdrang kaum noch ertragen konnte? Sprechen wollte ich jetzt mit ihr; was sie und meine Schwester von Armuth und Ausbezahlen und dergleichen schwatzten, daran dachte ich nicht anders, als daß mit der Zeit auch dafür Rath werden dürfte. Und seit ich sie als eine so ängstliche und zitterige kleine Person erkannt, war's mit mir ganz aus. Die bedurfte ja eines Mannes,

der sie in Ruhe und Frieden erhalten, sie stützen und beschirmen konnte. Dazu fühlt' ich mich Manns genug.

Die Frühlingsstürme hatten in diesem Jahre schon zeitig zu hausen begonnen und im Februar bereits ein paarmal getobt, als wollten sie keinen Stein auf dem anderen lassen. Aerger aber war's nie gewesen als am letzten Februar, und anstatt sich zu legen, nahm der Sturm gegen die Nacht noch zu, so daß es im ganzen Hause, zumal aber in der Höhe, wo wir und die Mägde schliefen, ganz unheimlich war. Besonders auf meiner Seite, welche die freiste, war es über die Maßen grimmig und ich meinte zuweilen, der Wind drücke das Fenster oder gar den Giebel ein oder schlage mit dem schweren Regen die Scheiben kaput. Ich war sehr müde, denn es war Samstag und das gewöhnliche Spielkränzchen, wo wir stets nach Mitternacht in's Bett kamen; allein so schnell ich mich auch hinein gemacht und so behaglich ich mich ausgestreckt, schlafen konnte ich vor dem Lärm nicht; wenn ich einmal am Einnicken war, schreckte mich alsbald ein schwerer Extrastoß wieder auf und endlich war ich ganz munter und horchte halb verdrießlich, halb erschrocken auf das unsinnige Getobe. Ja es wurde so arg, daß ich zuletzt Licht anzündete, aufstand und die Kleider anlegte. Es schlug grade zwei Uhr und es war so laut, als ob die Glocke vor meinem Fenster angeschlagen würde.

Doch schien's fast, als sei der Stoß, der mich aus dem Bett getrieben, der letzte und ärgste gewesen, so die volle Explosion der Sturmeswuth. Es kann freilich auch sein, daß ich es bei dem hellen Licht und aufrecht nur weniger spürte. Genug, ich stand am Fenster und sah hinaus und meinte wirklich ein paar kleine hellere Stellen droben am Himmel zu sehen, und fing an, die Weste wieder aufzuknöpfen, als jählings hinter mir meine Thür aufgerissen wurde, und wie aus der Pistole geschossen, Mamsell Agnes hereingestürzt kam. „Es sind Diebe im Hause!" stöhnte sie und warf sich mir grades Wegs an die Brust und umklammerte mich, als wolle sie mich im Leben nicht wieder loslassen.

Donnerwetter, fuhr ich zusammen! Vor Schreck über die „Diebe" war's nicht, denn darauf hatt' ich noch gar nicht gehört, aber vor Schreck über den Besuch war's, über diesen Anfall, über das Aussehen der Kleinen! Denn sie war bleich wie ein Leintuch, und die Augen flogen umher, in der Stube, zu mir, zur Thür, wirr und entsetzt, und ihr Herzchen schlug zum Zerspringen, daß sie nur schwer athmete, und sie bebte am ganzen Leibe wie ein Espenlaub! — Das war denn für jetzt die Hauptsache, und nachdem ich meine Consternation hinuntergeschluckt, sagte ich tröstend und mit einem schämigen Versuch, ihr den kleinen Kopf zu streicheln: „aber Agnes, liebste Mamsell, was Diebe! Wo sollten denn die —."

— „Diebe, ach Gott, Diebe! Sicher, sicher!“ stammelte sie. „Ich hab' sie ja gesehen. Ich war so ängstlich. Es war so schauerlich bei dem Winde. Ich sah aus der Thür. Da sah ich's — Licht auf dem Flur in der Beletage — gedämpft —.“ — „Licht? Mein Gott, vielleicht Feuer!“ rief ich und machte mich hastig los. — Doch sie faßte mich von neuem und rief: „nein, nein — Licht, es ging fort! Ich hört' flüstern — schleichen!“ Und mich noch fester umschlingend, schluchzte sie: „ach Gott, ach Gott — Diebe! Er! Und er bringt uns alle um!“

Sie hatte mich um und um gefaßt und mir die Arme an den Leib gepreßt, so daß ich mich nicht rühren konnte, denn mit Gewalt durft' ich sie doch nicht abschütteln und ich hätte im Leben nicht in den schlanken Armen und kleinen Händen solche Kraft gesucht. „Aber, liebste Agnes!“ fing ich wieder an, doch weiter kam ich nicht, da in diesem Augenblick das wüthende Gebell Sultans zu uns heraufschallte, dem ein wildes Geschrei folgte.

„Donnerwetter!“ rief ich und machte mich los, ich weiß nicht [illegible] und sprang zu meinem Kavalleriesäbel, allein sie wie ein Donnerwetter mir nach, mich wieder umklammernd und: „O Herr Jesus, nein, nein! Geh' nicht, geh' nicht! Laß mich nicht allein! Ich bin auf dem Fleck des blassen Todes, wenn ich hier allein bleiben muß!“ — „Aber Agnes,“ rief ich von neuem und machte mich wieder los, „ich muß nach den Eltern —.“ — „Ach,

Herr Jesus — die Eltern! — Aber der Johann ist ja da und der Sultan!" schrie sie und hielt mich schon auf's neue fest, wie eine Schlange: war ich aus dem einen Arm heraus, hatte mich der andere bereits desto fester umschlungen. „Ich laß' dich nicht — o kleiner Gottfried, er schlägt dich todt! Und ich habe dich ja so lieb! O, und ich ängstige mich so! O! Geh' nicht, geh' um Gotteswillen nicht von mir! O lieber Gottfried! O kleiner lieber Gottfried, geh' nicht!"

Kleiner Gottfried! Konnte die kuriose kleine Person doch selbst in diesem Augenblick nicht die verflixten Späße lassen! Aber zum Aerger war jetzt weder die Zeit noch der Platz, da das alles an mir vorüberrauschte, wie der Sturm draußen an dem Fenster. Und dazu war's, selbst in der Stunde, kein Spaß, wie die Agnes da vor mir und an mir war und mich umfaßte, so im Nachtjäckchen und Nachthäublein und die Füßlein unter dem übergeworfenen Rock hervorlugend, — sapperment, es war kein Spaß, sag' ich! Ich hatte im Leben noch kein Frauenzimmer so gesehen, und nun gar die Agnes! Und dazu hatte sie mir gesagt, daß sie mich lieb habe! — Lieber Gott, da vergaß ich des Sultans Bellen und die Alten und den „kleinen Gottfried" und sagte nur: „hast du mich wirklich so lieb, Agnes?" — „O lieber Gott, ja, und ich laß dich nicht hinunter," versetzte sie bebend. „Ich — ai Jesus!" schrie sie auf und fuhr mir noch

fester in die Arme, denn meine Thür wurde aufgerissen, es guckte ein Kopf in der Nachthaube herein und fuhr zurück. Doch hatt' ich wohl erkannt, daß es die Line war, die von oben herunter gekommen und mich vermuthlich hatte rufen wollen.

„Was war das? Kommen sie?" schrie die Agnes auf. — Ich mußte lachen. „Nein," sagt' ich, „die Line war's, die hinunter ist und nach mir hat sehen wollen. Lasse mich, liebe Agnes, ich muß wahrhaftig —." — Sie ließ mich in der That los und guckte mich groß an, dann in der Stube umher, dann wieder auf mich. „Die Line?" flüsterte sie, „und ich hier, in Gottfrieds Stube? O du gerechter Heiland, was werden sie nun von mir sagen!" Und damit schlug sie die Hände vor's Gesicht und fing an zu weinen und zu schluchzen, als wolle ihr das Herz brechen. — „Was sie sagen werden?" wiederholte ich und legte meinen Arm um sie; „daß du meine Braut bist! Und ich wollte den sehen, der noch ein anderes Wort zu sagen wagte! O liebste kleine Agnes, was bin ich für ein glücklicher Mensch! Denn ich habe dich ja längst lieber als mein Leben, bloß daß ich's nicht zu sagen wagte, weil ich mir gar nicht denken konnte, daß du mich lieb hättest. Hast mich ja so viel geneckt und verspottet! Aber nun ist alles gut! Nun ist's mir ordentlich lieb, daß die Line uns gesehen, nun muß es gleich heraus."

Ich muß aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß in

Wirklichkeit meine Rede nicht ganz so nahe bei einander gewesen, wie ich sie hier hingeschrieben. Contrair hat bald die Agnes was dazwischen geschluchzt, und ich hab' ihr das doch erst beantworten und sie trösten müssen. Unten an's Haus, von wo es übrigens auch nichts mehr zu hören gab, dachte ich in diesem Augenblick mit keinem Gedanken, das geb' ich zu, und ebenso, daß ich jetzt nicht leicht von ihr gegangen wäre. Ich hatte ihr viel zu viel zu sagen, denn sie wollte sich noch immer nicht trösten lassen. Und auf meinen letzten Satz erwiderte sie: „Und ich weine mir die Augen aus! Und die Eltern können es ja gar nicht zugeben —"

„Und sie sollten's eigentlich auch nicht," fiel hier die Stimme meines seligen Vaters ein, der ohne daß wir's gehört, die Treppe heraufgekommen war und jählings in der offenen Thüre stand. „Solche Verlobung ist bald gar zu neumodisch! — Oder, Donnerwetter, irren wir uns, und seid ihr auch in Kampf mit einander gewesen? Du hast ja da 'n teufelmäßiges Mordinstrument, Gottfried!" fügte er lachend hinzu und deutete auf den Kavallerie-säbel, der noch am Tisch lehnte. Und das Lachen kann ich ihm nicht verdenken, denn wir mögen wunderlich genug ausgesehen haben, ich in meinem Schreck wie eine Bildsäule mitten im Zimmer stehend, und die Agnes in ihrem sprachlosen Entsetzen gleichfalls mit offenem Munde.

„Na, Kinder," fing der Alte wieder an und trat vollends herein und strich leise über ihren kleinen Kopf, „nur Courage, es wird sich alles machen. Und da euch die Line einmal so hier gesehen und ich jetzt auch — so, wie doch allenfalls nur Brautleute bei einander sein dürfen, so kommt nur mit hinab zur Mutter, daß die es erfährt und sich nicht länger von der Line aufhetzen läßt. — Na, Kindchen, habe dich nur nicht so," fügte er wieder lachend hinzu und zog ihr die Hände herab, die sie von neuem vor das Gesicht gepreßt; „hast du's denn nicht längst gemerkt, daß wir Alten euch gern zusammensehen möchten, und bist doch sonst eine so schlaue Hexe? Aber wir haben nicht geglaubt, daß ihr beiden Hasenfüße endlich einmal die Courage zu einem offenen Wort kriegen würdet, und ich glaube fast, hätten euch die Diebe nicht zu einander geschreckt —." — „Herr Vater," fiel ich beleidigt ein, denn ich merkte, worauf er spitzte, „ich wollte ja —." — „Halt' den Mund, Naseweis," sagte er. „Du wolltest die Kleine da, und kann's dir nicht verdenken, sie ist, wie du sie gar nicht verdienst. Und nun marsch, hinunter zur Mutter. Die wird mit mir die Diebe segnen, die euch zusammengejagt, und ihr dürft's auch thun!" —

Diebe waren allerdings im Hause gewesen; sie waren vom Nebenhof durch das Flurfenster des ersten Stocks eingebrochen, und es hätte bei unserer Müdigkeit schlimm

werden können, wäre Johann nicht durch das Knurren des Hundes aufmerksam geworden und hätte sie dieser nicht schon auf der Treppe wüthend angefallen. Sie hatten sich dann mit Mühe wieder durch das Fenster salvirt, nicht jedoch, ohne einige Rockfetzen im Hause, und drunten auf dem Hofe Blutspuren zurückzulassen — Sultan pflegte böse anzupacken — welche nach einigen Tagen zu ihrer Entdeckung in einem Hause der Vorstadt führten. Es war wirklich der Schuft, der Kerbstein, dem der Hund die halbe Lende ausgerissen, und der nicht weiter gekonnt hatte. Von nun an kam er in Nummer Sicher und ist uns nicht mehr beschwerlich gefallen.

Von uns habe ich für jetzt nichts weiter zu sagen, als daß wir zu Pfingsten Hochzeit machten und den Gasthof übernahmen. Und mein seliger Herr Vater wußte es so gut zu arrangiren, und meine beiden Schwestern gewannen meine Frau so lieb und machten uns so billige Bedingungen, daß wir vorwärts kamen, als habe mir Agnes die reichste Mitgift zugebracht. Aber eines braven Weibes Lieb' und Treue ist auch der größte Schatz und läßt Haus und Gut sich mehren und floriren.

Heimweh.

Es ist ein gesegnet Jahr. Nach dem harten Winter ist der Frühling mit der vollsten Seligkeit und Wonne über die alte Erde gekommen, über Thal und Hügel wogt es wie ein Blüthenmeer und der Garten ist voll von Duft und Blumen. Ich kann's den Kindern nicht verdenken, wenn sie sich nicht zu fassen noch zu lassen wissen vor all' dem Zauber, wenn sie strahlenden Auges versichern, so sei es nie zuvor gewesen, und all das leuchtende Grün, all' das Blühen und Duften, der Sonnenglanz und der Vogelsang, der Mondendämmer der wundervollen Nächte — alles habe sich nur darum so märchenhaft schön entfaltet, um das Glück zu feiern, das in ihren jungen Herzen zugleich mit den ersten Blumen sich aufgeschlossen.

Sollt' ich ihnen diesen Glauben nehmen? Sollt' ich ihnen demonstriren, daß sich das alles ein wenig früher, ein wenig später, jetzt allmälig erwachend, dann mit einem

Schlage erweckt, alle Jahre ziemlich in gleicher Weise vor unsern Augen aufthut; daß es nur die Wärme oder Kälte des Herzens, nur der hellere oder trübere Blick des Auges ist, was uns die Reize der Natur offenbart oder verschließt? O nicht doch, nicht doch! Das Glück des Herzens ist so schön und reich, aber auch so flüchtig! Wer es gefunden, soll es festhalten und genießen bis auf die Neige, soll es sich festsetzen lassen in allen Träumen, in allen Gefühlen, — nur dann bleibt es ihm unverloren, auch wenn die strahlende Zeit längst vorüber, und wirft seinen Glanz weit hinaus über die folgenden stilleren und trüberen Tage.

Und sollt' ich den Glauben ihnen nehmen, den glücklichen Kindern, da ich ihn doch beinah selber hege, ich alter, melancholischer Träumer? Die junge reine Liebe ist etwas so unendlich Schönes, etwas so Allmächtiges und Göttliches, daß sie nicht nur den Menschen selber durchleuchtet und verschönt, sondern aus und in allem wiederstrahlt, was ihn umgibt. Das glaube ich jetzt, wenn ich Himmel und Erde ihnen so freundlich, so lieblich zulächeln sehe, wenn ich mein glückselig Kind anschaue, mit dem leuchtenden innigen Blick, mit dem übervollen Herzen, mit all' dem vollen, tiefen Empfinden des Guten und Schönen um uns her, mit dem erwachenden immer tieferen Verständniß der Natur und des Lebens. Und ich sehe und glaube es, wenn ich den Mann beob-

achte, dem ich mein Kleinod anvertrauen will, ihn, in dem sich jetzt alles verkörpert, was den rechten, tüchtigen Mann ziert, — die bewußte Kraft, das warme Gefühl, der treue Ernst, das feste Vertrauen auf sich und auf die Geliebte, die Eins mit ihm, aus der hellen Gegenwart in die noch nachtdunkle Zukunft frisch, fromm, muthig und gläubig hinausschreitet.

Der Lenz streut euch seine schönsten Blumen mit vollen Händen auf den Pfad, die Vögel singen euch ihre jubelvollsten Lieder. Genießt, meine Kinder, schauet und lauscht, athmet mit vollen Zügen! Es ist ja das selige Land der Fee Morgana, das sich euch aufgethan und euch aufgenommen, wie es uns alle einmal, sei es auch nur in unseren Träumen, aufnimmt. Und ihr wißt es nicht, wann ihr von ihm scheiden und hinüberfahren müßt zu der alten festen und guten, aber auch staubigen Erde und das Eiland, auf dem ihr so glücklich gewesen, hinter euch versinken seht!

Oeffnet eure Augen, eure Herzen, ihr Glücklichen! Nehmet es hin, was euch die gnadenvolle Fee bietet, lasset euch berauschen und bezaubern, auf daß ihr fortan gefeit steht in allem Ernst und aller Noth des Lebens, daß eure Augen hell bleiben und eure Herzen warm; daß ihr in jenen Stunden, wo das gesegnete Eiland leise, leise wieder vor euch empordämmert, nur mit Wehmuth, nicht mit Reue und Trauer euch hinüberträumen könnt und

euch des Segens bewußt seid, dessen ihr gewürdigt worden, der dem Treuen auch treu bleibt für alle Zukunft!

Glaubt es mir, meine Kinder, die selige Insel wird nicht allen zum Heil! Es gibt der Augen viele, die nichts schauen mögen von dem verschlossenen Zauberreich, und viele Herzen, die sich nicht öffnen für das süße, träumerische Glück. Die scheiden kalt und eigensüchtig von dem Eiland und sehen es niemals wieder aufdämmern, grüßen und locken, — reich und geehrt in der Welt, und noch reicher und geehrter in ihrem prahlerischen, kalten Sinn, und doch bettelarm und zwergenklein vor uns, deren Augen sehend geworden. Und Andere gibt's, die sehen und fühlen, die wissen wohl, was sie umgibt, was ihnen gegönnt ist, ja es offenbart sich ihnen alles noch viel herrlicher, sie nehmen alles noch tiefer und gläubiger hin, noch trunkener in sich auf. Aber es ist dann, als ob der Zauber sich an solchen Augen, solchen Herzen erschöpfe. Ihre Zeit ist um, bevor sie sie noch recht gekommen wähnen, sie recht erfassen konnten. Sie müssen fort, fort, hinüber auf die Erde, hinaus in das Leben und seinen Kampf, seine Oede, und ihr Herz krankt ewig hinaus, und ihr Aug' hängt ewig, mit niemals gestillter Sehnsucht an dem verlorenen Zauberland, und das Heimweh bleibt ihr treuer Begleiter auf allen Pfaden, zu allen Stunden.

Das weiß niemand besser, das fühlt niemand tiefer als ich. Keinem hat sich das Wundereiland mit vollerem Segen, mit seligerem Reiz erschlossen als mir, Keiner sieht es mit solcher Wehmuth zuweilen heraufsteigen und winken und grüßen, — o so unvergänglich schön und so ewig unerreichbar! Und was die Erde mir gewährt und das Leben mir geboten, — wie oft werde ich mir seiner nur darum bewußt, um es mit dem Herrlichen zu messen und daher erbleichen zu sehen, das ich voreinst besaß und verlor und niemals vergessen kann!

Steigst du auch heut wieder empor, geliebtes Land? Ziehst du leise, leise vorüber in den weichen Schleiern der Ferne? Ich höre deine Kronen flüstern und deine Quellen murmeln, ich sehe den seligen Frieden deiner Matten und der Duft deiner Blüthen kommt mit leisem, wonnigem Grüßen zu mir herüber. Und ich seh'e auch dich, du gnadenvolle und doch so unerbittliche Fee, dich selbst auf deinem leuchtenden Throne! Die weißen duftigen Schleier umhüllen keusch und streng deine holdselige Schönheit, die Hand winkt mir zurück von dem ewig ersehnten verlorenen Paradiese; die tiefen, strahlenden Augen schauen mich an mit all der stolzen Hoheit deiner Majestät und all der schwermuthsvollen Güte deines Herzens! O wie ruht es sich so wunderbar in deiner Macht und deinem Zauber! Sei gegrüßt und gesegnet, Gebieterin, wie schnell du mich auch scheiden ließest von dem

unvergeßlichen Strand! Sei gegrüßt und gesegnet, seliges Eiland, du Heimat meines Glücks und meiner Schmerzen! Das Haar des Alten ist gebleicht in den langen Erdenjahren und sein Aug' ist trüb' geworden unter dem brennenden Strahl der Sonne, aber sein Herz ist so warm und treu wie damals, als der allmächtige Zauber es umspann und durchdrang mit namenlosem Glück; und was ihm in all' der Zeit geworden, und wie gesegnet er sich auf der Erde gefunden vor Vielen, — seine rechte Heimat ist und bleibt auf dir. — —

Es ist ein wonnevoller Abend. Der letzte Tagesstrahl verglimmt müde droben an den dunklen Wäldern, welche die Berge krönen, und eben tritt aus ihnen schon der Mond hervor und blickt mit seinem freundlichen und friedensvollen Licht durch das Gezweig der nahen Bäume zu mir in mein stilles Zimmer. Es ist ein so anmuthiger Blick aus diesem Fenster in den Garten, der mein Haus umgibt, auf das Thal, das sich rings so gesegnet ausbreitet. Es ist fast, als sei es noch einmal Winter geworden, so weiß ist alles von dem Blüthenschnee der Obstbäume, und wie jetzt das Mondenlicht sich über diese Massen hinbreitet und sich in sie hineinschmiegt, ist es ein wahrhaft magischer Anblick. Die Kastanien haben noch nicht ausgeblüht und erheben sich in ihrem Schmuck so friedlich und freundlich wie Weihnachtsbäume. Der Flieder ist übervoll von seinen weißen,

blauen und röthlichen Trauben und erfüllt alles mit seinem süßen Duft; hier und da hat sich sogar schon eine Rosenknospe geöffnet und mischt auch ihr Duften in das der andern. Und der Strahl des Brunnens fällt plätschernd in das Steinbecken; die Maikäfer summen und schwirren im Gezweig; eine Nachtigall schlägt dort hinten im Garten, wo der Bach unter dichtem Gebüsch lustig hinmurmelt; und auf der Bank unter meinem Fenster sitzt mein junges Paar und kost und neckt und lacht und plaudert, innig und selig — die glücklichen Kinder, die Gott segnen möge jetzt und immerdar!

Ich höre sie gut, die Beiden, denn das Fenster steht geöffnet, um die wundervolle Frühlingsluft tief hineinziehen zu lassen in das lange verschlossene Gemach. Es ist so still draußen und drinnen, daß kein Blatt sich regt und die Flamme meines Lichts nicht einmal hin und herschwankt. Da sitzt und schreibt es sich gut, in solchem Frieden, in solcher Stille, an den Blättern, denen man sein eigenstes Leben anvertraut; da träumt es sich so innig und treu von den Stunden, wo wir am wahrsten und vollsten gelebt.

Ich war eben aufgestanden, um einmal nach den Beiden zu sehen, die grade so von ganzem Herzen lachten und jubelten, und ihnen ein freundlich Wort zuzurufen. Und als ich zurücktrat und am Spiegel vorbei ging, fiel mein Blick zufällig hinein und ich sah den Alten an, der

mir da aus dem Glase entgegenschaute: das faltige Gesicht, die hohe, kahle, gefurchte Stirn, die müden und ernsten, nur durch den eben gehabten Anblick ein wenig erheiterten Augen, das dünne weiße Haar, das nur vom Hinterhaupt noch in den Nacken hinabfällt. Und ich mußte lächeln, wie ich das sah und es mit dem Bilde verglich, das mir vor fünfzig Jahren auf einen solchen Blick entgegengetreten sein würde. Wahrhaftig, es möchte Mancher schier daran zweifeln, daß auch dies alte Gesicht einmal jung und glatt gewesen, diese Stirn so frei, diese Augen so hell, fröhlich und kühn, dieses Haar voll und dunkel, dieser gebeugte Nacken endlich stolz und fest erhoben! Möchte ich doch selbst kaum glauben, daß jener und dieser ein und derselbe Mensch gewesen, so gründlich ist die Veränderung, so, daß ich eben, mit den Gedanken an das Damals und den Damaligen im Kopf, vor dem alten Burschen da vor mir beinahe zurückschrak, so fremd sah er mich an. Ich bin freilich niemals ein so rechter „Spiegelseher" gewesen und habe mich äußerlich von jeher weniger gekannt als die Meinen, die Freunde und Bekannten.

Und dennoch ist dieser Alte jener Junge, der dazumal keck, frisch und muthig in das Leben hinaustrat, ein ganz schmucker Bursch mit muntren, blauen Augen, die durch keine Brille verdorben wurden, und mit dunklem Haar, das durch keinen Puder mehr beschmutzt worden

war. Meine Glieder waren grade und fest, meine Wangen voll und roth, es war nichts Krankes noch Schwaches an mir, und in mir nichts Trübes und Zaghaftes, sondern ein gesundes, lustiges Blut, ein fröhliches Herz, das sich noch selten einmal ein wenig schwer gefühlt hatte, und das Leben lag offen vor mir. Ich sah nichts darin, vor dem ich hätte zurückweichen mögen, und nichts, mit dem ich nicht spielend hätte fertig werden sollen. Das ist der Uebermuth und leichte Sinn der gesunden Jugend.

Es gab nichts in der Welt, an dem ich schwer trug. Meine Eltern waren beide so früh gestorben, daß ich mich ihrer gar nicht erinnerte und, da ich im Hause meines Vormundes die liebevollste Pflege und aufmerksamste Ausbildung aller meiner Fähigkeiten, mit einem Wort, die wärmste Liebe und Treue fand, sie auch niemals vermissen gelernt hatte. Mein Vermögen, das ich mit keinen Geschwistern zu theilen hatte, war groß genug, um einem vernünftigen Lebensgenuß nirgends unbequeme Schranken zu setzen, und mein Vormund dachte viel zu liberal und hatte mich auch viel zu lieb, um mich seinerseits zu beschränken. Ich hatte eine sehr lustige Universitätszeit verlebt und doch keine allzulustige, sondern über dem Schwärmen niemals den Ernst aus den Augen verloren. Ich hatte tüchtig gelernt, die Feldzüge der Jahre 13 und 14 mitgemacht, meine Officiersstelle mit Dank niedergelegt, meine Examina wohl bestanden und mich

nun, vierundzwanzig Jahre alt, in meiner Heimat als Advocat niedergelassen, denn zum Staatsdienst hatte ich keine Lust, da es mir in meinem Unabhängigkeitsgefühl wenig um ein solches Gebundensein zu thun war. Ich gab mir nicht einmal besondere Mühe um eine gute Praxis und begnügte mich mit dem, was mein Vormund mir abtrat und zuwies. Denn er war alt und hatte mehr Geschäfte, als ihm lieb.

Kurz, ich genoß mein Leben in tiefen Zügen, aber ich darf hinzusetzen: nicht wie ein Thor, sondern wie ein vernünftiger Mensch. Nichts trat mir entgegen, das mich beschränkt hätte, nicht von außen, nicht von innen, und mein Herz war noch immer wie ein unbeschrieben Blatt, und ich wüßte noch jetzt nicht eine Stunde, deren ich mit Reue zu gedenken hätte.

Abends in der Dämmerung saß ich meistens bei meinem Vormund, um Geschäftliches zu bereden oder auch nur zu plaudern, denn er war wie gesagt alt und einsam. Seine Frau war schon vor dem Kriege gestorben, Kinder hatte das wackere Paar niemals gehabt und die alte Verwandte, die ihm die Wirthschaft führte, machte ihm das Leben auch nicht heiterer. Dazu beklagte er seit einigen Monaten den Tod einer Schwester, an der er sehr gehangen, und man durfte dem alten Herrn wohl einige abziehende Unterhaltung gönnen. Ich war glücklich, daß er

sie mit mir zu finden glaubte, denn ich hatte ihn von ganzem Herzen lieb.

Einmal, da ich auch so bei ihm saß, es war im Winter auf 1818 und in den kürzesten Tagen des Jahres — und mich schon zum Fortgehen rüstete, sagte er zu mir: „Sieh, da hätt' ich bald 'was vergessen, mein Junge, was ich doch extra für dich aufgespart habe. Die alte Baronin auf Hofen hat mich heut schon zum zweiten Mal citiren lassen. Vor vierzehn Tagen war's mir nicht möglich und der Tag, den ich ihr nannte, gefiel ihr nicht. So blieb's bis jetzt. Und jetzt," fügte er lachend hinzu, „gefällt's mir wieder nicht, wie ich denn überhaupt nicht viel Lust zu diesem Geschäfte habe. Da hab' ich mir gedacht, du könntest es als ein Weihnachtspräsent von mir nehmen, denn einträglich ist es schon und für einige Jährchen geht es sicherlich noch fort." — „Hm!" machte ich. — Er verstand mich und meinte ernsthaft: „Nun, Fritz, ich habe diesen Prozeß seit zwanzig Jahren auf mir gehabt und das wird dir wohl ein Beweis sein, daß es dabei nichts gibt, was einem Mann von Ehre widerstehen könnte. Von ihren Privatvergnügungen auf rechtlichem Gebiet erfuhr ich nichts, — ich hatte auch keine Zeit dazu, und im Uebrigen wurde ich immer weniger passend für das alte hochmüthige Weibsbild. Nun mag sich ein Anderer mit ihr herumplagen, und —" er lachte von neuem — „für dich wird es sehr lehrreich und heilsam

sein, wenn du sie zur Clientin bekommst. Es gibt der Menschenkinder von allerhand Art, und ein Advocat kann sie nicht früh genug alle kennen lernen."

Von der Sache selber, die er mir sofort auseinandersetzte, brauche ich nichts weiter zu sagen, als daß es sich um die Frage handelte, ob die hinterlassenen — freilich sehr verschuldeten — Güter des vor vielen Jahren verstorbenen Barons auch auf seine Töchter forterben könnten. Lehnsvettern und der Himmel weiß wer noch sonst behaupteten das Gegentheil und lagen seitdem mit den Familien der beiden Töchter und mit der Wittwe, die gleichfalls als Erbin auftrat, im erbitterten und zugleich endlosen Prozeß. Die Damen waren inzwischen übel genug daran; denn die ihnen auf Hofen, das Leibgedinge der Mutter, angewiesene Rente war schon an und für sich eine sehr mäßige und das Gut überdies so verschuldet, daß der Rest seines Ertrags kaum zum standesgemäßen Unterhalt der Alten allein ausreichte, während die Töchter, deren Gatten durch den Krieg und schlechtes Wirthschaften gleichfalls verarmt, doch selbst die knappe Rente nicht entbehren konnten, ohne in wirkliche Noth zu kommen. —

Dies war so zu sagen das Allgemeine und Hauptsächliche, das nun aber in so viel einzelne und besondere Punkte zerfiel, daß man darob schwindelig werden konnte und überdies meinem alten Freunde das Recht zugestehen

mußte, die Sache auf jüngere Schultern zu laden. Die Baronin selber war nach allem, was der Ruf und der alte Herr von ihr zu sagen wußten, der freilich ihr nur in der Führung des großen Prozesses zur Seite stand, während er von ihren Privatangelegenheiten nichts wissen wollte oder erfahren hatte, eine hochmüthige und harte, vor Zeiten verschwenderische, jetzt geizige, eigennützige und intrigante Dame des alten Adels, die vordem, da der Gatte Gesandter gewesen, an mehreren Höfen geglänzt hatte und nun wie eine Spinne in der Einsamkeit und Beschränktheit des abgelegenen, verfallenen Gutes hauste. Sie war schon sehr bejahrt. Von den Töchtern wußte mein Vormund nichts, als daß es vor nicht langer Zeit bei der einen zum völligen Ruin gekommen sei. Doch würde ich das von der Alten selber am besten erfahren, so weit es für die Geschäftsführung nöthig, meinte er. Einstweilen solle ich mich in die Sache ein wenig einstudiren und dann mit seinem Empfehlungsbriefe hinausfahren. Allzulange dürfe man die Dame nicht warten lassen.

„Sie wird dann noch gröber und ungezogener, als sie es ohnehin schon ist," schloß er, „und würde dir deine Stellung noch schwerer machen. Und doch, mein Junge, muß ich oder mußt du in dieser Stellung bleiben, denn abgesehen von der Persönlichkeit ist die Alte nur zu bedauern und verdient eine redliche und tüchtige Unter-

stützung. Ihr und ihrer Töchter Recht ist sonnenklar und wie man sie bisher behandelt hat, himmelschreiend. Es ist eine Art Ehrensache für uns, ihre Sache durchzufechten und der Welt zu beweisen, daß das Recht bei uns endlich doch noch Recht bleiben muß."

Diese letzteren Andeutungen und der Ernst, mit dem mein Vormund sie gemacht, bestachen mich mehr als alles Uebrige, und da ich keineswegs arbeitsscheu oder gar faul war und überdies eine rasche Auffassung besaß, so machte ich mich alsbald hinter den Stoß von Acten, Documenten und sonstigen Papieren und arbeitete mich so rasch ein, daß ich in kurzer Zeit einen hinreichenden Ein- und Ueberblick gewann und mich zu meiner Mission genügend vorbereitet erklären konnte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich bereits Personen und Sachen mit den Augen meines alten Freundes anzusehen lernte; die ersteren mochten eine zum Theil seltsame, zum Theil nichts weniger als behagliche Gesellschaft bilden; das Recht war aber auch nach meinem besten Wissen und Gewissen durchaus auf ihrer Seite und die Verschleppung desselben ließ sich einerseits nur durch die vergangenen stürmischen und confusen Jahre, andererseits dadurch erklären, daß zwischen den Gegnern nicht nur Ausländer, sondern sogar auch fremde Staaten auftraten. Machte doch unser eigener Fiscus Ansprüche auf die Erbschaft, die, wenn

ruhige Jahre eintraten, in der Hand eines vermöglichen Besitzers eine Art Goldgrube sein mußte.

Wohl unterrichtet, instruirt und angemeldet, bestieg ich also meinen Schlitten, der mich nach Hofen hinausführen sollte. Es war, wie ich das niemals vergesse, am 27. December des Jahres 1817, sehr kalt und auf dem hohen Schnee eine vortreffliche Bahn, die wir aber auch brauchen konnten; denn bei den vielen Windungen des Weges hatten wir trotz der raschen Fahrt immerhin mehrere Stunden zu frieren, bis wir im Schlosse zu Hofen anlangen konnten. Und ich war nach Tisch abgefahren, so daß es bis zur Ankunft wenigstens dämmerig und noch kälter werden mußte. Diese Praxis hatte mein Vormund eingeführt. Man hatte dann noch einen guten Theil des Nachmittags und den Abend vor sich, um alles zu besprechen und konnte am folgenden Morgen wieder rechtzeitig daheim sein, ohne gar zu viel von den Geschäftsstunden zu versäumen.

Schloß Hofen ist das letzte Haus, das der alte Baron, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, aus- oder ganz neu aufzubauen begonnen. Er hat sich daran vollends arm gebaut und ist nicht einmal mit ihm fertig geworden. Nur der eine gegen den Park gelegene Flügel wurde vollendet und erhielt seine vollständige Einrichtung — das edle Paar hauste hier, um den Bau zu überwachen, — während derselbe beim Mittel- und Hauptbau schon

nicht mehr vollendet wurde und der westliche Flügel niemals über die Grundmauer hinausgedieh und einen wüsten Haufen von schon wieder einstürzendem Gemäuer, von Werkstücken, halbverfaultem Gebälk und den Ueberbleibseln aller der Gegenstände bildete, die, gelegentlich unbrauchbar geworden, aus Faulheit hier zusammengeworfen wurden. Das Gras und Gestrüpp wucherte nach Belieben dazwischen, und hier und da stand schon ein ganz hübscher Baum, vom Winde oder von den Vögeln gesäet, und seine Wurzeln schoben das alte Gemäuer von neuem auseinander.

Die Gebäude des Wirthschaftshofes waren womöglich in einem noch schlimmeren Zustande, denn sie standen zwar noch, aber man mußte fürchten, daß der erste herzhafte Wind das ganze elende und häßliche Flickwerk vollständig über den Haufen werfen dürfte, und man sah es ihnen überhaupt an, daß sie nur noch etwas vorstellten, was sie längst nicht mehr waren, — das Schlimmste, was ich von einem Gebäude wie von einem Menschen zu sagen weiß. Es war so gut wie nichts mehr darin; der Viehstand war so klein wie möglich und obendrein auch so elend, und was die Ernte etwa hätte in die Scheunen liefern können, — kam niemals mehr recht hinein, sondern ging beinah' vom Felde schon in die Hände der Kornhändler, der Juden und Wucherer über, welche sich wenigstens die Zinsen ihrer Vorschüsse einigermaßen zu sichern

eilten. Und wie es mit den Gebäuden und den Thieren aussah, so erschienen auch die Menschen, die ich erblickte — ein wüstes Gesindel, dem Noth, Rohheit, physische und moralische Verkommenheit aus den scheuen Blicken, aus den schmutzigen Gesichtern schauten.

Das alles sah ich — die gute Bahn hatte unsere Fahrt doch so gefördert, daß es noch ziemlich hell — ungefähr schon bei meiner Fahrt durch das Dorf, über den Hof, und ich erkannte es wieder und noch besser, da ich nun vor dem Haupthause mit seinen meistens nur mit Brettern verschlagenen Fensteröffnungen, mit seinem kaum noch schließbaren Thor über auseinanderweichenden Granitstufen anfuhr und von einem alten Diener in schäbiger Livree und mit einem ächten Spitzbubengesicht in die große Halle genöthigt wurde, die vordem einmal vollendet worden und wirklich schön, nur für die Verhältnisse des Edelmannes viel zu groß und reich, gewesen sein mochte. Die Fenster, die es hier in der That gab, schlossen kaum und zeigten fast eben so viel mit Brettchen, Papier, alten Lumpen versetzte und verstopfte Scheiben als solche, wo das Glas noch erhalten war; die Wände waren voll Staub, Schmutz und Spinnweben, die Stuccaturverzierungen der Decke waren abgefallen oder zeigten sich in einer, für die Köpfe der drunten Wandelnden höchst bedenklichen Lockerheit, und die Luft wehte mich feucht und zugleich eisig an, wie man sie in solchen

unbewohnten und vernachlässigten Räumen zu finden pflegt.

Mein Kutscher hatte mir schon vorhergesagt, daß er in den Dorfkrug fahren werde; auf dem Hofe müsse er das mitgenommene Futter mit den einheimischen Pferden theilen und finde selber nichts als Hunger und Durst. Das that er denn auch jetzt trotz der hochtrabenden Anweisung des alten Dieners, und ich folgte diesem durch einen halb dunkeln, ewiglangen Corridor, wo es ebenso schmutzig und kalt war, wie in der Halle, erstieg eine Hintertreppe und gelangte endlich in ein Zimmer, das sich wenigstens warm und ziemlich wohnlich eingerichtet fand. Hier zündete der Diener mit seinem Lichtstümpchen — denn ohne seine Flamme wären wir mit unserm bisherigen Wege nicht fertig geworden, aber der Eindruck des ganz vernachlässigten und verfallenen Wesens wurde dadurch ein noch trostloserer, ja unheimlicherer — eine ganz stattliche Kerze an und ging, mich „Ihro Gnaden" zu melden.

Es währte eine geraume Zeit, bis er zurückkam. „Ihro Gnaden hätten sich eben erst von ihrer Nachmittagsruhe erhoben, um ihre Toilette ordnen zu lassen, würden mich aber demnächst empfangen können," hieß es jetzt und damit löschte er mir das Licht ohne Weiteres aus und führte mich durch weitere Räume vorwärts. Wir waren hier in dem bewohnten Flügel; der Schmutz und Ruin

waren doch nicht gar so auffällig und auch die Luft verrieth, so zu sagen, daß hier doch Menschen verkehrten, wie öde, kahl und dürftig auch alles, was ich von ihrer Umgebung sehen konnte, mir erscheinen mochte. Und jetzt riß er einen Flügel der auf einen kleinen Vorplatz sich öffnenden Thür auf, trat mit einer Verbeugung zur Seite, um mir den Weg frei zu lassen, und rief mit Stentorstimme sein „Herr Doctor Friedrich Feldberg" in den matt erleuchteten Saal.

Denn ein solcher war der Raum, der mich aufnahm, und zwar, wie ich schon jetzt trotz der schlechten Beleuchtung, noch besser aber am folgenden Morgen und später beobachten konnte, seinen Verhältnissen und der ursprünglichen Decoration nach einer der schönsten und geschmackvollsten, die ich je in einem Hause gesehen. Die Farben der Decke und Wände waren ein wenig abgeblaßt, aber verfallen war hier nichts, und auch die Einrichtung zeigte sich, wenn sie auch aus der reinsten Zopfzeit stammte, nicht nur vollständig und angemessen, sondern sogar reich und, abgesehen von jener veralteten Mode, durchaus bequem und wie sie nur reiche und geschmackvolle Leute um sich zu haben vermögen.

Wäre es nur ein wenig gleichmäßiger warm gewesen — man spürte es leicht, daß nicht bloß selten geheizt, sondern auch das Holz bei diesen Gelegenheiten noch gespart werden mochte, — und hätte die Beleuchtung nur

einigermaßen der Größe des Raumes entsprochen, so würde man sich kein angenehmeres und behaglicheres Gesellschafts- und Wohnzimmer einer großen, vornehmen Familie haben denken können. So freilich war es im größten Theile des schönen Gemachs frostig und beinahe dunkel, denn das Marmorkamin im Hintergrunde verbreitete die Glut, die in ihm strahlte, nicht weit, und die drei Lichter des Armleuchters, welcher auf einem nahen Tische stand, vermochten nur einen kleinen Umkreis aus der Dämmerung hervortreten zu lassen. Aber ich darf nicht das anzuführen vergessen, was mir den freundlichsten Eindruck machte — den Weihnachtsbaum, meine ich, der in der Mitte des Saals auf einer weißgedeckten Tafel stand und seine schlanken Zweige über ein paar Teller mit Confect und Aepfeln und Nüssen und außerdem über allerhand Gaben hinbreitete. Das Fest also hatten sie hier doch gefeiert, mochte die Armuth hier und der Hochmuth da auch noch so groß sein.

Neben dem Kamin und dem Tisch mit dem Armleuchter stand ein tiefer, mit einem großen Wappen reich gestickter Lehnstuhl, und in ihm saß eine alte Dame in einer reichen Tracht, wie sie vornehme Frauen vor fünfzig Jahren in ihrem Hause getragen haben mochten. Sie hatte sich bei der Meldung des Dieners ein wenig erhoben, dann die Brille ab und zwischen die Blätter des Buches gelegt, in dem sie gelesen zu haben schien, und ließ mich

nun ohne eine neue Bewegung oder Begrüßung vollends herankommen, mit ein paar wunderbar großen, hochmüthig blickenden, fast schwarzen Augen mich von Kopf zu Füßen musternd. Erst da ich vor ihr stehend anhob: „Frau Baronin —," — unterbrach sie mich mit einem leisen Nicken des stolzen Kopfes und den Worten: „Doctor Feldberg, wenn ich recht gehört, den mir der Monsieur Bergmann angekündigt — als Stellvertreter oder neuen Geschäftsführer — ich verstehe das nicht recht, sondern nur, daß er selber keine Lust mehr zu haben scheint, die Verbindung mit unserem Hause fortzusetzen."

Das Auge blickte womöglich noch hochmüthiger, das ganze faltige kleine Gesicht war wie erstarrt in dem gleichen Ausdruck, die Stimme klang kalt und hart, — mir wurde, ich weiß selbst nicht recht wie, zu Muth; halb verdrossen mich diese aus allem hervorleuchtenden Prätensionen, halb hätten sie mich fast zum Lachen gereizt.

„Die Frau Baronin thut meinem alten väterlichen Freunde unrecht," versetzte ich indessen so höflich wie möglich; „er ist, um das sogleich zu sagen, mein Vormund und Pflegevater gewesen, und da ich mich seinem Fache gewidmet habe, überläßt er mir diejenigen Geschäfte, die für sein Alter zu beschwerlich werden. Er würde zum Beispiel eben nicht im Stande sein, bei der Frau Baronin zu dieser Conferenz zu erscheinen."

„Monsieur Bergmann ist krank?" fragte sie lebhafter und zugleich milder.

„Nicht krank, aber doch an der Fahrt bei solcher Kälte verhindert," entgegnete ich.

„Setzen Sie sich, Doctor," sagte sie mit einer leichten Handbewegung auf ein ihr vis-à-vis stehendes sogenanntes Tabouret, und nachdem ich, innerlich lächelnd, der Weisung gefolgt war, fuhr sie fort: „Sie scheinen mir noch sehr jung, haben wohl vor Kurzem erst ausstudirt und sich niedergelassen."

„Letzteres ja," gab ich zur Antwort, „Ersteres doch nicht ganz; ich habe meine Studien nach den Feldzügen eigentlich nicht wieder aufgenommen."

„Sie haben die Feldzüge mitgemacht?" fragte sie wiederum mit Lebhaftigkeit. „Als —?" —

„Ich kehrte als Officier zurück," sagte ich innerlich belustigt, denn ich erkannte, wohin sie wollte.

„Als Officier? Sie heißen aber Doctor Feldberg — schlecht weg, wenn ich recht verstanden?"

„Allerdings, Frau Baronin, man sah in diesem Kriege nicht auf den Familienadel beim Avanciren."

Sie runzelte die Stirn und das schwarzbraune Auge blickte noch düsterer. „Sagen Sie, Herr Doctor —" und sie würdigte mich zuerst des „Herrn," — „man sieht schon längst überhaupt nicht mehr auf ihn, — seit dieser fluchwürdigen französischen Revolution und all den nichts=

würdigen Neuerungen, zu denen verrätherische Menschen die Einwilligung Sr. Majestät zu erschleichen verstanden. Sehen Sie sich um, wie es dem alten Adel seitdem geht," fügte sie bitter hinzu, „und was für Gesindel ihn aus seinem Besitz gedrängt, seine früheren Rechte behauptet, hochmüthig auf ihn herabzusehen versucht! Das Herz zieht sich Einem zusammen vor Grimm und Verachtung, wenn man diese Wirthschaft und Frechheit auf der einen, und diese Feigheit auf der anderen Seite beobachtet! Gegen mich versucht man auch — ich weiß nicht was alles, aber an mir sollen sie Jemand gefunden haben, welche ihnen Trotz bietet, noch über das Grab hinaus. Ich habe Sie herbeibeschieden, um mein Testament zu machen."

Es war in diesen Worten, in ihrem Klange, im ganzen Wesen der alten Dame etwas, welches den Spott nicht aufkommen ließ, vielmehr unwillkürlich eine Art von Respect, ja Achtung einflößen mußte, so viel Unhaltbares sie auch in verschrobener Weise vorgebracht haben mochte. Ein wirkliches Selbstgefühl, gestützt auf eine wirkliche Kraft, imponirt immer, und auch da sie das „ich will mein Testament machen" aussprach, fand sich in mir keine Spur von Spottlust, obgleich mir in der That nicht recht klar war, über was sie zu testamentiren haben könnte.

Hatte sie dennoch an mir irgend etwas beobachtet, das ihr verdächtig erschienen, oder setzte sie voraus, daß den Verhältnissen nach ihr Vorsatz mindestens Verwunderung

hervorrufen müsse, — nach einer kurzen Pause setzte sie düsteren Blicks und in einer gewissen starren Haltung hinzu: „Das mag Ihnen und Manchem vielleicht sehr überflüssig erscheinen, allein es muß dennoch sein. Meine Tochter, die Baronin Wahnen, ist im vergangenen Sommer gestorben, und ich habe dafür zu sorgen, daß ihrem Kinde erhalten wird, was noch überhaupt zu erhalten ist. Es fragt sich, mein Herr Doctor," fuhr sie auf eine Weise fort, die mich durch ihre Verbindlichkeit überraschte, „ob Sie gemüßigt sind, morgen früh wieder in die Stadt zu gehen. In dem Fall müssen wir freilich das Geschäft sogleich vornehmen, denn ich will es nicht aufschieben. Sieben und siebzig Jahre, Herr Doctor, sind für den Menschen ein Wink, sein Haus zu bestellen. Am liebsten wäre es mir indessen, Sie könnten morgen noch bleiben, daß Sie sich heut nach der Fahrt erholten und wir im Uebrigen uns nur über das Andere, den Prozeß und was dahin gehört, aussprächen. Es ist auch sonst noch Manches da, worüber ich mich mit Ihnen berathen möchte."

Es versteht sich von selbst, daß ich mich ihren Wünschen fügte. Zu thun hatte ich daheim im Grunde gar nichts, was sich nicht leicht hätte aufschieben lassen, und wie sie mir neuerdings entgegentrat, nahm mich unwillkührlich für die Alte immer mehr ein, ließ mich immer nachsichtiger gegen die Eigenheiten und Vorurtheile wer-

den, welche anfangs und auch im Lauf unserer fortgesetzten Unterhaltung freilich im Ueberfluß zu Platz kamen. Was will man am Ende? Die Frau war ein Kind ihrer Zeit und ihres Standes und jedenfalls unschuldig daran, daß diese Zeit noch bei ihren Lebzeiten zu einer todten und ihr Stand von seiner früheren angemaßten Höhe endlich verdrängt wurde. Und dazu ging es ihr wirklich schlecht, und wie man gegen sie verfahren war, zeugte viel mehr für als gegen sie. Sie zeigte in diesem Kampfe wenigstens Muth und Charakter, während ihre Gegner — ich rede hier nicht von dem großen Prozeß allein, — sich mehr oder minder als gewissenlose Schufte offenbarten, welche nicht nur die unglücklichen Verhältnisse und die Noth der Zeit, sondern auch die Vorurtheile, die Ansichten und Eigenheiten, die Unkenntniß und Unerfahrenheit der alten Frau in allen geschäftlichen und Geldangelegenheiten auf das Schmählichste mißbraucht und zu ihrem Vortheil verwerthet hatten. Denn war es Hochmuth oder Scham, — sie hatte über diese Dinge mit ihrem Geschäftsführer, wie angeführt, nie geredet oder gar seine gelegentlich angebotene Vermittlung barsch zurückgewiesen, was denn den alten Herrn nicht für sie eingenommen hatte.

Bei mir war es damit anders. Sie mußte, Gott weiß weßhalb, besonderes Vertrauen zu mir haben und theilte mir im Laufe unserer Unterhaltung Manches mit,

was, wie ich später davon meinem Vormund erzählte, auch diesem völlig neu war und ihn nicht minder erschreckte und entrüstete als mich. Die beiden Schwiegersöhne der Alten schienen am unverzeihlichsten gegen sie gehandelt zu haben. Kurz, es war ein Sumpf von Gemeinheiten aller Art. Doch habe ich darüber hier nichts weiter zu sagen.

Sie hatte mir im Verlauf der nächsten Stunden, freilich mit allerhand Intermezzos, wo die alte Baronesse und Gesandtin wieder einmal vor mir ihre Künste machte, eine wirklich übersichtlichere und anschaulichere Darstellung ihrer ganzen Lage und aller Verhältnisse gegeben, als ich ihr zugetraut hätte. Bald nachdem ich ihr mein Bleiben zugesagt, hatte der Diener uns den Kaffee gebracht, — einen dünnen Trank in prachtvollem Silber und Porcellan, das mich einige Hoffnung für ihre Erben fassen ließ; und als er das Service einige Zeit darauf fortgenommen, blieben wir fortan ungestört, und wenn nicht das Feuer im Kamin, das ich auf ihre Bitte von Zeit zu Zeit aus einem Holzkorbe nährte, in behaglicher Weise geknistert hätte und der Ton ihrer Stimme an mein Ohr geschlagen wäre, so würde ich mich fern ab von der Welt und ihrem Leben und Bewegen haben träumen können. So still war es um uns her und in dem alten Hause, völlig lautlos, durfte man sagen.

So mochte es sieben Uhr geworden sein — ich hatte

gar keine Rechnung mehr in Betreff der Zeit, denn nach dem, was ich von meiner erwachenden Theilnahme gesagt, brauche ich wohl nicht noch besonders anzuführen, daß sie mir keineswegs zu lang geworden, — als die Baronin nach ihren letzten, noch geschäftlichen Worten plötzlich wieder mit jener überraschenden, gradezu liebenswürdigen Verbindlichkeit sagte: „Und nun genug, mein Herr Doctor! Sie werden jetzt im Allgemeinen au fait sein und verstehen, daß ich nicht auf Rosen liege und allen Grund habe zu retten, was noch zu retten ist. Nun aber wollen wir uns erinnern, daß der Mensch nicht bloß Verstand, sondern auch Geist und Herz hat. Genug der Sorgen!“ Und nachdem sie geklingelt hatte und der alte Diener erschienen war, sprach sie kurz: „Wir sind für heut fertig, Marcus. Beeile Er sich.“

Ein „zu Befehl, Euer Gnaden!“ und er verschwand, um fünf Minuten darauf mit dem nicht minder schönen Theeservice zurückzukehren und es mit stiller Geschäftigkeit auf einem herangezogenen Tisch zu ordnen. Auch hier hatte ich Gerechtigkeit zu üben. Der hagere Bursche in seiner schäbigen Livree war nicht nur der gewandte Diener von altem Schlage und in einem vornehmen Hause, sondern mußte auch ein treuer und anhänglicher Mensch sein, wie man ihnen unter dieser Classe vordem häufiger begegnete als gegenwärtig. Es war sicherlich eine Stellung, die mit Ausnahme dessen, was die langjährige Ge-

wohnheit daran erträglich machte, für ihn nur Schattenseiten hatte.

Als er fertig war und sich, wie um dies anzuzeigen, gegen seine Gebieterin verbeugte, ging in unserer Nähe eine bisher von mir nicht beachtete Tapetenthür auf und es trat ein Mädchen herein, das, sich der Baronin nähernd, dieser die Hand küßte, mir eine flüchtige Verbeugung machte und sich dann mit einem leisen Wort an den Diener und dem Theetisch zuwandte.

Die Baronin winkte sie zurück. „Meine Enkelin, die Freiin Helene von Wahnen, welche mir das Vergnügen macht, mein Haus für ihre Heimat anzusehen. Doctor Feldberg, mein Kind, unser neuer Geschäftsführer," stellte sie vor, indeß ihr bisher so düsteres oder hochmüthiges Auge wirklich mit einer Art von freundlichem Blick auf der jungen Verwandten ruhte.

Diese Freundlichkeit, wenn sie, worüber ich bei dem Ton der Alten noch nicht recht mit mir einig, wahr gemeint war, wurde durch die Erscheinung und das ganze Bewegen der Dame gerechtfertigt. Es war eine anmuthige und hohe schlanke Gestalt, welche die verkehrte Tracht der damaligen Zeit nicht zu entstellen vermochte; eine Haltung, die man vollendet nennen durfte, so edel war sie, so gemessen und doch durch und durch verbindlich; ein Gesicht endlich, aus dessen harmonischen Zügen nicht nur eine wohlthuende ernste Ruhe, sondern auch eine womög-

lich noch ansprechendere Klarheit und eine freundliche Güte hervorleuchteten.

Zu diesem allen stimmte denn auch Schnitt und Blick des großen, ernsten und sinnenden blauen Auges und ihre nur von leisem Roth durchhauchte Farbe. Schön war sie eigentlich nicht, aber fein und anmuthig und vor allem und in jedem Zuge von jener ächten Vornehmheit, die uns an einem Menschen nichts weniger als verletzt, weil sie nicht an, sondern in ihm sitzt und nichts beansprucht, als was wir solchem Vorzuge freiwillig und bereitwillig zugestehen. Von Helenen möchte ich, um es kurz zu bezeichnen, sagen: sie war ein Burgfräulein, wie es Maler und Dichter sich nicht besser zum Modell wünschen können. Von dem Hochmuth und der Kälte der Großmutter fand sich, auch da ich sie näher kennen lernte, an ihr nicht eine Spur. Im Gegentheil barg sich hinter dieser anmuthigen und doch so ernsten Erscheinung ein reiches Innenleben, ein warmes Herz, ein tiefes Gemüth, und die Schranken, welche Stellung und Verhältnisse ihr gesetzt, hatten das, was sich nicht äußern durfte, nur nach innen sich vertiefen lassen.

Es ist niemand gewesen, der den unendlichen Reichthum und die unsagbare Schönheit dieser edlen, hohen und reinen Natur so tief erkannt hat, der in ihr so alles fand und liebte, was den Menschen auf Erden im edelsten Sinne des Worts erheben und beseligen kann, wie ich,

und wenn ich an Gott denke, so denke ich noch heute, nach so vielen Jahren, zugleich auch an sie, die das beste und vollkommenste Geschöpf war, welches seine Gnade jemals unter den Menschen hat geboren werden lassen.

Welches Eindrucks die Anmuth und Schönheit dieser Natur fähig, zeigte sich bereits an diesem ersten Abend und in unserem kleinen und doch aus so grundverschiedenen Elementen gebildeten Kreise. Die Baronin hatte nicht nur die Geschäfte nominell auf die Seite geschoben und „Geist und Herz" ihren Antheil zudictirt, sondern gönnte ihnen denselben auch wirklich und widmete sich selbst ihnen in einer Weise, die ich trotz meiner besseren Meinung von ihr noch lange nicht bei ihr gesucht und noch weniger gefunden hätte. Sie ließ in der That den Hochmuth, die Herbheit und Kälte, die Prätensionen und Vorurtheile ganz zurücktreten vor der Höflichkeit der Frau vom Hause, vor der Zuneigung der nahen Verwandten, vor der zwar ein wenig frivolen und oberflächlichen, aber immerhin pikanten und geistvollen Unterhaltung der Dame des Hofes und der großen Gesellschaft. Und auch von mir darf ich sagen, daß ich zu meinem eigenen Erstaunen etwas in mir entdeckte, das von meiner gewöhnlichen, sprudelnd lustigen, nachdenkenlos heiteren, zuweilen fast ein wenig zu graden und offenen Weise sehr verschieden war. Ich fühlte mich nicht im Entferntesten befangen oder am unrechten Platz; im Gegentheil fand ich

mich alsbald freier und zugleich behaglicher als je, vor allem aber — ich muß wohl sagen: friedensvoller, in ruhiger und schicklicher und dieser Schicklichkeit völlig sicherer Unbefangenheit, als hätten wir alle drei uns seit Jahren gekannt, als sei ich auf dieser zum Mindesten kitzligen Stelle seit Jahren schon daheim.

Später, da ich Helene besser kennen gelernt hatte, muß ich wiederholen, schrieb ich diese Wirkung ihrer Persönlichkeit und ihres Wesens auf mich und jeden sich Nähernden, ihr noch viel entschiedener und sicherer zu als schon in diesen ersten Stunden unserer Bekanntschaft. Sie war eben von der Art, daß sie nicht leicht jemand in ihrer Umgebung einen Zwang auferlegte, während ihr ganzes Wesen zugleich auch niemals etwas Ungehöriges und Unreines aufkommen ließ. So breitete sich ihre eigene Sicherheit, Unbefangenheit und Reinheit leise, aber unwiderstehlich über alles und alle aus.

Wir plauderten viel in diesen stillen Abendstunden und, wie es mir im Gedächtniß und Herzen nachklingt, für uns alle gleich ansprechend und interessant. Die Baronin hatte in ihrer glänzenden Zeit mit dem Gatten in Paris und Kopenhagen gelebt. Sie wußte nicht bloß von Ludwig dem Fünfzehnten und der Dubarry, von dem Dauphin und Marie Antoinette, von dem Grafen Artois, dem alten Richelieu, mit einem Wort von dieser ganzen

unbeschreiblichen Gesellschaft und ihrem Treiben zu berichten, sondern sie hatte auch die unglückliche Königin Mathilde und den damals eben von seiner Höhe stürzenden Struensee gekannt, und verstand ein Bild dieser Zeiten und Zustände zu entwerfen, dessen Anschaulichkeit erschreckend war. Aber wie sie vortrefflich erzählte — plauderte, muß ich es heißen, denn von einer eigentlichen Ordnung war nirgends die Rede, — so verstand sie auch ebenso gut zu hören und an dem von Anderen Erzählten theilzunehmen, und ich habe, wo ich von den Feldzügen berichtete, nie aufmerksamere und wärmere Zuhörerinnen gehabt als in diesen Abendstunden, an dem freundlichen Theetische.

Von Patriotismus in unserem Sinne verstand die alte Dame gar nichts, aber sie war trotz allem, was ihr begegnet war, eine glühende und treue Anhängerin der Majestät, und was das Fürstenpaar gelitten unter dem Druck des Feindes, genügte für sie vollkommen, um ihr die Erhebung der Nationen und den ganzen Befreiungskrieg nothwendig und erklärlich, zugleich aber auch im glorreichsten Lichte erscheinen zu lassen. Zugleich entzückte es sie, daß mein Aufenthalt in Paris ihr Gelegenheit bot, ihre Erinnerungen an die geliebte Stadt aufzufrischen. Sie kam so tief hinein in die alte Zeit und die Fremde, daß sie auch fortan sich eine Zeit lang in den Lauten derselben ausdrückte, und ich gewann von neuem und nicht

wenig Boden bei ihr, da sie mich auch hierin bequem ihr folgen sah.

Ihre Enkelin faßte die große Erhebung und ihre Kämpfe nun freilich wohl von einem anderen, höheren Standpunkt auf, ließ jedoch davon wenig laut werden, wie sie denn überhaupt mehr zuhörte als selber sprach. Doch prägte sich in ihrem ganzen Sein und Wesen die wärmste Theilnahme an unseren Mittheilungen und vor allem eine sichtbare Freude über die Stimmung der Großmutter aus. Ich sah das tiefe Auge mehr als einmal mit fast zärtlichem Blick auf dem erregten, heiteren Gesicht der Alten ruhen, und ein paar mal traf es auch mich; bald als wolle sie eine scharfe und barocke Aeußerung gleichsam entschuldigen, bald als möge sie mir danken für irgend eine Mittheilung, welche der Dame Vergnügen gemacht hatte.

Am folgenden Morgen, da die Baronin mich in einem anstoßenden kleineren Gemache empfing, das augenscheinlich ihr gewöhnliches Wohnzimmer war, wie es denn keineswegs den sauberen, behaglichen, ja immerhin reichen Eindruck machte, der mir im Saal so wohlthuend gewesen, — es stand sogar ihr Bett darin hinter dürftigen Vorhängen und es sah durch eine Anhäufung von allerhand Dingen überhaupt ein wenig aus wie in einem Pfandleihgeschäft, — sagte sie zu mir: „Mein Schwiegersohn Wahnen ist ein schlechter Patron, der vor und nach

dem Tode seiner Frau wie ein Verrückter gelebt hat und die Tochter sicherlich nur darum zu mir ließ, damit sie mir die letzten Federn mit Schmeichelei abrupfe, die er mit Gewalt und List nicht mehr zu erlangen vermochte. Aber die Alte ist ihm zu klug und die Junge zu brav, — es ist ein charmantes Kind, Herr Doctor; mein Blut rollt in ihren Adern, und ich will ihr zuwenden, was ich vermag. Sie wird, wenn sie dereinst im Stift ist, die alten Familienstücke heilig halten, welche die Anderen nur den Juden geben würden. Und darum will ich mein Testament machen, es soll niemand ein Recht an diesen Dingen haben als Helene."

Die Alte gewann bei mir. Es war trotz aller Verschrobenheit doch etwas Nobles und Solides da, das ihr stets treu geblieben. Sie besaß das Gut zwar bis an ihren Tod und konnte nicht daraus vertrieben werden, es war aber mit Schulden überladen, die meistens der Bewirthschaftung wegen, früher sogar zur directen Unterstützung ihrer Schwiegersöhne gemacht worden waren. Die Bewirthschaftung war natürlich schlecht, die Einkünfte genügten kaum zur Deckung der Zinsen und der geringe Rest war obendrein von einigen Gläubigern fast ganz mit Beschlag belegt. Kurz, wie ich vorhin schon andeutete, die Verhältnisse der alten Dame und ihre Lage waren so schlimm und traurig wie möglich; sie hatten, wie ich später noch besser merkte, zuweilen im wörtlichsten Sinne

des Worts nicht, wovon sie im Hause Hunger und Durst stillten und sich, wenn Marcus oder irgend ein anderer Getreuer nicht das Holz aus dem Walde stahl, ein warmes Essen oder ein warmes Zimmer bereiteten. Das verhältnißmäßige Wohlleben, das sich bei meiner Ankunft und auch während des nächsten Tages zeigte, legte ihnen hinterher vielleicht auf Wochen hinaus Entbehrungen auf.

Geizig war die Baronin nicht, darin hatte mein Vormund, der in ihre Privatverhältnisse niemals tiefer hineinschauen durfte, ihr bitter Unrecht gethan, oder wo sie es zu sein schien, sprach es nur für ihre Vernunft — sie hatte nichts mehr aufgehen zu lassen oder zu verschwenden. Beiläufig gesagt, wurde es mir sehr bald klar, weshalb sie mich so bald in das einweihte, was meinem Vorgänger stets verborgen worden: vor ihm, der sie noch in besseren Verhältnissen gekannt, schämte sie sich, ihren Ruin zuzugestehen und die Schuld der Ihren kund zu machen. Bei mir fiel diese Scham um so mehr fort, als die Noth auch viel zu groß war und ernstlich auf Rettung gesonnen werden mußte, wenn die alte Dame in dem großen Schloß nicht verhungern und erfrieren sollte.

Trotz aller und in aller Noth aber hatte sie nicht nur einige Stücke ihres Familienschmucks, sondern auch etwas altes Silber und Porcellan zu erhalten gewußt, das zum Theil gleichfalls in ihrer Familie seit langer Zeit von

Generation zu Generation fortgeerbt war oder von ihr selbst erworben nun zu einem solchen Erbe bestimmt wurde. Der wirkliche Werth war nicht groß, wenn es auch unter den gegenwärtigen Umständen ein keineswegs zu verachtender Nothpfennig gewesen sein würde, aber ich konnte es nach allem der alten Frau nicht verdenken, daß sie selbst diesen Rest ihres Besitzes nicht gering schätzte, ja mit einer Art von Liebe an demselben hing und ihn in sicheren, treuen Händen sehen wollte. Ich suchte daher auch ihre Wünsche so viel wie möglich zu erfüllen und Helene's Erbschaft so zu verclausuliren, daß sie unangreifbar wurde und ihr unter allen Umständen erhalten blieb, und ich that das um so lieber, da die Gesinnung der Alten mir neben allem Mitleid einen ernstlichen Respect einflößte, und die hilf- und schutzlose Lage des Mädchens gleichfalls meine Theilnahme auf das Ernstlichste in Anspruch nahm.

„Die Frau Baronin sprechen so bestimmt davon, daß Ihre Enkelin dereinst Aufnahme in einem Stift finden wird,“ sagte ich, da sie im Verlauf unseres Geschäftes wieder darauf hingedeutet hatte. „Einer so jungen und fein gebildeten Dame aus so altem Hause wird doch auch noch eine andere Aussicht bleiben.“

„Welche?“ fragte sie einigermaßen scharf. „Eine Heirath etwa? Sie ist bettelarm, und der Leute von Stande, die eine solche Frau in ihrem Hause gebrauchen

können und sie also honoriren, wie eine Gemahlin mit passender und fast überall auch nothwendiger Mitgift, dürfte es wenige geben. Ihr Anhang kommt auch dazu. Ihr Vater und ihre Brüder sind leider nicht von der Sorte, daß man sie gern in seiner Verwandtschaft sieht. Oder eine Heirath auf den günstigen Ausgang dieses Processes hin? Nun, mein Herr Doctor, was aus solchen Freiern wird, könnten Ihnen meine Töchter, könnte ich Ihnen sagen. Ich hab's vorausgesehen und bin dennoch schwach gewesen; es war einer von den wenigen dummen Streichen, die ich mir im Leben vorzuwerfen habe. Denn daß ich mich nachher pflücken ließ — nun, ich hatte einmal A gesagt, Herr Doctor, und mußte so lange ich konnte, im Alphabet fortfahren. Doch wir reden ja von Helene, — also noch Hofdame etwa? Hm! Da sind denn auch wieder die Ihren, die kennt man, und mich —" und über das runzelige Gesicht und durch die dunklen Augen glitt ein bitteres Lächeln, — „und mich hat man in den Regionen vergessen. — Gottlob, daß ich das Einkaufen der Töchter in das Stift als Bedingung in den Heirathscontract aufnehmen ließ! So hat die Helene doch einen anständigen Platz, wo sie von niemand abhängig und sicher vor Zudringlichkeiten ist. Sie hatte Glück. In zwei Jahren kommt sie schon zur Hebung und kann dort ihren Einzug halten. Bis dahin schenke mir der Himmel noch das Leben. Denn zu ihrem Vater soll

sie nicht zurück." Und sie fügte verachtungsvoll die furchtbaren Worte hinzu: „Ihm ist alles feil, selbst Leib und Seele seiner Kinder, wenn er nur weiter spielen kann. Und Helene ist ohne mich noch drei Jahre in seiner Gewalt."

Es ging schon stark auf Mittag, da wir unser Geschäft bis auf die Unterschriften vollendet hatten, denn wie das eben Angeführte, hatte sich auch sonst mancherlei dazwischengeschoben, was streng genommen nicht dazu gehörte. Als ich nach den Zeugen fragte, meinte sie: „Lassen wir das bis heut Nachmittag. Ich bin ein wenig marode, Herr Doctor, und möchte vor Tisch noch etwas ausruhen. Bleiben Sie derweil im Salon. Es wird hoffentlich schon warm sein. Sie finden zwischen den Bildern charmante Stücke und — nur ächte Cavaliere."

Aus dem Bilderbesehen wurde wenig, denn ich traf im Saal mit Helenen zusammen und zog die Unterhaltung mit der Lebenden doch derjenigen mit den alten Brustharnischen, Reifröcken und Allongenperrücken vor. Sie war eben von einem Spaziergang durch den Park zurückgekehrt, und die frische Röthe, welche die Kälte auf ihren Wangen hervorgerufen hatte, ließ sie jugendlicher und, ich möchte fast sagen: heiterer erscheinen, als ich sie am vorigen Abend bei dem bleichenden Kerzenlicht gefunden. Sie war mir dort auch körperlich älter erschienen, als sie war, denn nach der Angabe der Großmutter zählte

sie ja erst einundzwanzig Jahre; geistig freilich war sie über dies Alter weit hinaus gereift, und das erkannte ich nun noch besser als bei dem ersten Sehen. Denn sie gab sich der Unterhaltung mit mir in der gleichen wohlthuenden Weise hin — nenne ich es mehr freundliche Unbefangenheit oder ruhige Sicherheit? — nur daß sie sich jetzt wirklich unterhielt, während sie in den früheren Stunden mehr nur gehört hatte.

Aber der erste Eindruck verstärkte sich dadurch nur — wiederum überkam es mich mit einem friedensvollen Behagen, mit einer Art von herzlicher Verehrung für dies liebenswürdige Geschöpf. Und nun gesellte sich allmälig noch die reinste Bewunderung des Geistes, des Gefühls, der Bildung hinzu, die mir im Laufe unseres Plauderns bei jedem Wort, jeder Wendung unbefangen entgegentraten, Schätze, die um so mehr anzuerkennen waren, je weniger ihre bisherige Umgebung dazu geholfen haben mochte, die einen in ihrer Reinheit zu bewahren, die andern sich zu erwerben. Kurz alles, was ich fand, sprach für eine besonders hoch und rein organisirte Natur.

Der Weihnachtsbaum auf dem Tisch in der Mitte vermittelte unsere Unterhaltung gleich anfangs auf das Freundlichste und führte uns zu einer Vertraulichkeit, die uns ohne denselben vielleicht noch lange, vielleicht für immer fern geblieben wäre. Ich sprach es aus, wie herzlich mich derselbe angeheimelt nach der kalten, unbehag-

lichen Fahrt, in dem ernsten, düsteren Hause, bei der Dame, die mir so ganz fremd, vor der ich mich schier ein wenig gefürchtet.

Sie lächelte wie ich, da ich das sagte. „Ich glaube es wohl, daß die Großmutter nicht überall und nicht vor Jedermann in dem freundlichen Licht erscheint, wie hier und Ihnen gegenüber," sprach sie. „Sie haben die rechte Weise gegen sie getroffen, Herr Doctor, und ich muß es Ihnen aussprechen, wie sehr mich der gestrige Abend für die theure alte, schwer geprüfte Frau erfreut hat. Ich sah sie noch nie so heiter — sie hat ja auch freilich wenig Veranlassung dazu. Vor Ihnen brauche ich kein Geheimniß daraus zu machen, wie es bei ihr und hier steht. Und nun denken Sie sich, welchen Eindruck es auf mich machen mußte, daß sie trotzdem auf diesen Baum, auf die Bescheerung für mich bedacht gewesen," fügte sie hinzu und nahm eine von den sehr bescheidenen Gaben auf, die noch unter dem Baum ausgebreitet lagen, und drückte sie an die Lippen, während sich in dem blauen Auge ein feuchter Schimmer zeigte. „Mir brach das Herz beinah, und doch machte mich dieser Liebesbeweis so über alles glücklich."

„Ja," bemerkte ich nach einer Pause, denn gleich mochte ich sie in ihrer Bewegung nicht stören, „der Baum und alles, was zu ihm gehört, ist etwas, das wir in jedem Alter schwer entbehren lernen, stets wieder mit gleichem

Entzücken begrüßen. Und vollends Sie, die Sie eben erst das elterliche Haus mit dieser Einsamkeit und Stille vertauschten.“ —

Ihr leises Kopfschütteln unterbrach mich. „Ich erinnere mich der lieben Festfeier nur aus meiner frühsten Kindheit,“ erwiederte sie sanft. „Bei uns konnte in den letzten Jahren niemand mehr daran denken. Die Zeit war für uns Alle eine schwere und traurige. Meine Mutter war fast immer krank, mein Vater selten daheim — er suchte und sucht ein neues Gut oder eine Pachtung, — meine Brüder im Cadettenhause. Und auch im Institut, wo ich ein paar Jahre weilte, war hiervon keine Rede. Die Vorsteherin, eine Französin, kannte die Sitte kaum und hieß sie abgeschmackt. Da war es für mich hier denn etwas fast Neues, unbeschreiblich Erquickendes und Rührendes. Und das schönste Geschenk, Herr Doctor,“ schloß sie, und nun glänzte wirklich eine helle Thräne in ihrem Auge, „das ist die offene und herzliche Hingebung der Großmama. Sie war so kalt in den ersten Wochen, so verschlossen oder so bitter, und erst seit dem Weihnachtsabend weiß und fühl' ich's, daß sie mich liebt, daß sie mich gern um sich, bei sich sieht.“

So ging unsere Unterhaltung fort, bis Marcus die Tafel gerichtet meldete und die Baronin erschien, um an ihr in der besten Laune von der Welt und mit dem vollen

Anstand der Dame aus der Gesellschaft zu präsidiren. Es war ein ganz heiteres Mahl.

Am Nachmittag beendeten wir unser Geschäft und nach einem, gleich dem vorigen verbrachten Abend fuhr ich am nächsten Morgen ab, in einer ganz andern Stimmung nicht nur, sondern auch in einer bei Weitem veränderten Stellung, als ich vorgestern angelangt war. Ich hatte die alte Dame achten gelernt und fühlte eine warme Theilnahme für sie: das Leben hatte ihr schwer gebettet und sie hatte ihrerseits wenig gethan, es sich leichter zu machen, vielmehr durch allerhand Vorurtheile, Thorheiten und Grillen, durch alles, was in den Erinnerungen ihrer Familie so gut wie ihres eigenen Lebens wurzelte, sich jede Stunde und jeden Schritt noch schwerer und verderblicher gemacht. Allein es war trotz alledem in ihr etwas durch und durch Nobles und Wackeres, sie zeigte sich überhaupt um Vieles besser als ihr Ruf, und sie war vor allem nicht nur von den Ihren, sondern auch von anderen Seiten her so vielfältig mißbraucht, so heillos mißhandelt worden, daß man ihr die Erbitterung gegen die Einen und die Verachtung gegen die Anderen wohl zu gut halten mußte.

So viel von meiner Stimmung. Was aber meine Stellung anging, so hatte ich das Vertrauen der Baronin in einer Weise gewonnen, die mich selber überraschte und alles, was meinem Vormund gewährt worden, weit über-

wog. Er war, abgesehen von dem großen Proceß, den er für sie oder vielmehr für die Familie führte, ihr persönlich stets mit Mißtrauen und einem Vorurtheil entgegengetreten, und hatte von ihr nichts Anderes zurückerhalten, war am wenigsten in ihre Privatverhältnisse eingeweiht worden. Dies Persönliche, um es kurz so zu bezeichnen, hatte bisher in den Händen eines Menschen gelegen, welcher der Sohn eines früheren, etwa als Intendant des reichen Barons zu bezeichnenden Geschäftsmannes war und als Makler und Winkeladvocat in der Stadt sein Wesen trieb. Die alte Dame war endlich mißtrauisch gegen ihn geworden, hielt auch die Testamentsangelegenheit vielleicht für zu wichtig, um sie ihm gleichfalls anzuvertrauen, und konnte nun, da sie Vertrauen zu mir faßte und mit Manchem herauskam, was bisher von Jenem besorgt worden, leicht von mir erfahren, daß jener Bursche mehr für seine als für ihre Interessen besorgt gewesen, ja die letzteren gradezu verrathen habe. So wurde ich in dies alles eingeweiht und erhielt den Auftrag oder die Erlaubniß zu einem Versuch, ihr auch von dieser Seite Luft zu machen und wenigstens den völligen Ruin abzuwenden.

Von Helene sage ich nichts. Von einem tieferen Gefühl für sie war bei mir keine Rede, — wir waren beide keine Romanmenschen. Allein mein Empfinden für sie war das tiefste und reinste, mein Denken an sie das

freundlichste und zugleich voll Theilnahme und Bewunderung, — ein anmuthigeres, edleres, des besten Looses würdigeres Wesen war mir auf meinem Wege noch niemals begegnet, und ich gab mir selber das Wort, alles zu thun, was ich zur Erheiterung und Sicherung ihres späteren Lebensweges irgend beizutragen vermöchte.

Mein Vormund, da er von mir erfuhr, was vorgegangen, was mir übertragen worden, wie ich Personen und Dinge anzusehen begonnen, erklärte mich anfangs halb für einen Narren, halb für einen Phantasten, und schloß, nachdem ich ihn durch die mitgebrachten Papiere von der Wahrheit meiner Ansichten und Anschauungen wenigstens zum Theil überzeugt, damit, daß er auf die Gegner der alten Dame, am meisten aber auf sie selber zu fluchen anfing, welche sich durch das Mißtrauen gegen ihn oder vielmehr durch die Verheimlichung aller dieser Dinge vor ihm in eine so trostlose Lage gebracht hätte. Er war indessen ein zu billig denkender und ehrenwerther Mann, um nicht alsbald von diesen Persönlichkeiten abzusehen und mir mit seiner ganzen Erfahrung bei Förderung ihrer Interessen auf das Tapferste zur Seite zu stehen.

Von diesen Erinnerungen habe ich hier indessen nicht weiter zu reden, obgleich sie zu den angenehmsten des Geschäftsmannes gehören. Genug, daß es mir, oder vielmehr uns, denn mein alter Freund blieb mir treu zur

Seite — gelang, die Verhältnisse der Baronin wenigstens so weit zu ordnen, daß sie fortan nicht mit wirklichem Mangel zu kämpfen hatte. Der Werth der Güter begann allmälig wieder zu steigen. Eine neue Taxation Hofens erlaubte, noch eine ziemlich ansehnliche Summe aufzunehmen, damit die schlimmsten Gläubiger zu befriedigen und den Rest der verbesserten Bewirthschaftung zuzuwenden. Der alte Verwalter, dem unsere Einmischung und ernste Anfassung der Dinge nicht gefiel, machte bereitwillig einem anderen, ehrlicheren, thätigeren und energischeren Manne Platz und war sichtbar wohl zufrieden, daß wir ihn ohne genauere Untersuchung seiner Gutsverwaltung laufen ließen. Kurz, es erhielt alles ein anderes Ansehen, das Dorf, der Hof, die Wirthschaft, und vor allem die Menschen, — man sah ihnen nicht mehr den Hunger und die Verbittertheit des nackten Elendes an.

Ich brauche es wohl nicht erst ausdrücklich zu sagen, daß dieses alles nicht in wenigen Wochen oder auch nur Monden geschah, im Gegentheil verging darüber fast alle Zeit bis zum Herbst, aber die gesegnete Ernte des Jahres 1818 kam doch schon der Baronin zu gut und machte auch hier wie allerwärts der Noth ein Ende. Es ging ihr um so besser, da sie nach meinem Rath auf das Bestimmteste sich weigerte, den jetzt wieder herandrängenden Verwandten von neuem unter die Arme zu greifen, und

endlich auch der Proceß eine Wendung nahm, welche zu den besten Hoffnungen berechtigte.

Man kann sich denken, daß ich in dieser ganzen Zeit ein sehr häufiger Gast in dem alten verödeten Schlosse war, und ich darf hinzusetzen: ein stets willkommenerer, sichtbar immer lieberer. Mit der Baronin stand ich auf dem besten Fuße. Ueber die Standesansichten und -Thorheiten, die nun einmal mit ihr verwachsen oder vielmehr geboren waren, setzte ich mich theils hinweg, theils kehrte sie dieselben gegen mich auch weniger heraus als gegen irgend einen Anderen, weil ich eben keine Gelegenheit dazu gab. Sie vertraute mir unbegrenzt, sie schätzte mich so hoch, ja sie liebte mich so sehr, wie es einestheils ihrer im Grunde oberflächlichen und kalten Natur irgend gegeben und wie es ihr einem Menschen meiner Geburt gegenüber überhaupt möglich war. Ja einmal, da sie mir grade die Nachricht mitgetheilt hatte, daß eine der Vorgängerinnen Helenens im Stift sich verheirathet und die Enkelin wieder um einen Schritt vorgerückt sei, sagte sie gradezu: „Sehen Sie, Freund —" von meinem Titel hatte sie sich längst dispensirt und bei meinem Namen that sie meistens dasselbe, — „ich bin jetzt wirklich oben auf und wenn ich noch einen rechten Chagrin habe, so ist es der, daß Sie nicht von Familie. Wären Sie das, so wollt' ich kein Wort mehr vom Stift reden und ich und die Helene und alle Welt dürften zufrieden sein. Sie

wären der Mann, den ich dem Kinde und dem ich das Kind gönnte, aber —“ und sie zuckte seufzend die Achseln — „es soll eben nicht alles sein, wie man es sich wünscht!“

Ich schreibe diese Erinnerungen nicht bloß für mich selbst auf, weil sie mich heut so drängend, so unwiderstehlich überkommen, daß ich ihnen Worte geben muß, sondern ich thue es auch für euch, meine Kinder, die ihr einst die Blätter finden werdet und aus ihnen dann erfahrt, daß es im Innern des Alten doch bewegter gewesen, als er äußerlich zu zeigen pflegte, und was ihn für alle Zeit seines Lebens zu dem stillen, ernsten Mann gemacht, als welchen allein ihr ihn kennen gelernt. Ich muß es daher auch aussprechen, daß die angeführten Worte der Baronin mich bis in's Blut und Leben trafen, ja daß ich Mühe hatte, meine Erschütterung vor ihr zu verbergen.

Ich hatte mit Helenen nicht so oft zusammentreffen, so unbefangen, in so engen Verhältnissen mit ihr verkehren können, ohne daß sich mein tiefes Empfinden ihres Werthes zu einem noch tieferen Gefühl, daß sich meine Verehrung aller ihrer Vorzüge zu einer ihr ganzes Wesen umfassenden, mein ganzes Wesen durchdringenden Liebe steigerte. Ich war, wie leichtlebig ich auch im Uebrigen war, doch nicht oberflächlich und in mir selber unbekannt genug, als daß mir diese Vertiefung meines Gefühls und

das, was es war, hätte verborgen bleiben, daß ich nicht sein Wachsen und Entfalten hätte wahrnehmen sollen. Mein Herz war, wie gesagt, bis dahin ganz frei geblieben, ja ich hatte mich selten oder nie auch nur mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich dereinst nicht mehr allein, sondern zu Zweien in der Welt stehen, die lieben Sorgen für Weib und Kind auf mich nehmen möchte. Daran dachte ich auch jetzt freilich nicht, denn mein Herz war zu tief und zu heilig getroffen, um bei seiner Liebe zugleich auch schon an den irdischen Besitz, an die materielle Zukunft zu denken.

Und wie ich das von mir bekenne, muß ich mich heut noch von jedem, auch dem leisesten Zuge von Sentimentalität freisprechen. Es war keine Spur von Entsagen in mir und eben so wenig eine Spur von Verlangen nach einer ausgesprochenen Gegenliebe. Helenens ganzes Wesen ließ solche Träume oder solche Hoffnungen gar nicht aufkommen. Sie war so rein, so unbefangen, so hehr, und so gleichmäßig, ruhig und in sich fertig, muß ich es heißen, daß mir der Gedanke nicht nahe kam, auch sie könne von einem solchen Gefühl ernstlich ergriffen und durchschüttert werden; daß ich mir nie auch nur vorzustellen versuchte, welche Wirkungen dies Gefühl auf sie haben, zu welchen Veränderungen und Folgen es in ihr und ihrem Wesen führen dürfe. Ich liebte sie, selbstlos, ohne den geringsten Rückhalt oder Hintergedanken,

ich achtete sie für das Höchste, was die Erde darbieten, für das reinste und schönste Geschöpf, das Gott aufleben lassen könne, und ich war unbeschreiblich glücklich in diesem Gefühl, in der Nähe der Geliebten so gut, wie fern von ihr. Es fiel mir nicht ein, ihr davon zu sagen, ich dachte nicht daran, es ihr zu verheimlichen. Das war alles.

So standen die Sachen, als mir jene Worte der Baronin die Augen öffneten, oder vielmehr mir einen Gedanken in den Kopf schoben, der, wie gesagt, bisher noch niemals darin gewesen. Diese nüchterne und gewissermaßen irdische Auffassung der Geliebten, ihrer Stellung, aller Verhältnisse, ja meiner selbst, machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Da sah also ein Fremder, und zwar die Baronin, Helenen und mich in einer Stellung zu einander, die über das Gesellschaftliche-und Freundschaftliche hinausgehend, das rein Menschliche in's Auge faßte, während ich selbst —

Lachet mich nicht aus, meine Kinder! Es kam bei diesen freundlichen und doch so dürren Worten eine unbeschreibliche Empfindung über mich, — eine Scheu und Scham und zugleich ein unsagbares Glück! Ich sah Helene vor mir als das beglückende und beglückte, mich beglückende Weib, — ihren Frieden, ihre Zukunft, ihr ganzes Leben und Wesen gesichert durch mich! Es war wie ein Rausch, der mich jählings umfaßte, in dem jener

Zusatz der Alten, daß meine „Geburt“ jede Verbindung doch unmöglich mache, ziemlich spurlos an mir vorüberklang. Liebte ich sie denn so? War ein solches Glück für sie und mich wirklich da? O, vermochte ich mir die Geliebte nur erst so zu denken, meine Liebe für sie in dieser Weise zu empfinden; vermochte sie selbst nur in mir nicht mehr den Freund, sondern den Mann zu sehen, dem sie sich und ihr Loos anvertrauen möchte, — was kümmerte mich, was kümmerte uns dann alles Uebrige! — Ich hatte bisher gar nicht daran gedacht, den Himmel erstürmen zu wollen, und nun, da mir der Gedanke kam, schien mir auch die Ausführung kinderleicht zu sein. Das ist der Jugend Glauben und ihr Rechnen.

Es war Nachmittags, da die Baronin so zu mir geredet, und ich erst vor einer Stunde auf dem Schlosse angelangt. Wie tief ich überrascht und ergriffen worden, war ich doch zu sehr Herr meiner selbst, um es die Alte merken zu lassen. Vielmehr vermochte ich es, ruhig meine Geschäfte mit ihr zu beendigen und ließ sie erst dann bei den Papieren sitzen, um sich vollständig daraus zu informiren. Ich selber ging, wie das schon herkömmlich geworden, für die Stunde, welche noch bis zum Abendessen fehlte, meinem Gefallen nach, — früher bei den längeren Abenden und kühlem Wetter in den zu meiner Ankunft geheizten Saal, jetzt bei dem wundervollen Frühlingswetter in den Park. Nachdem wir bekannter geworden,

verließ die Baronin ihr Wohnzimmer nicht leicht mehr als zu den Speisestunden, und in die freie Luft ging sie überhaupt nie mehr.

Der Frühling des Jahres 1818 war nicht bloß um dessentwillen so schön, weil er zum ersten Mal seit drei Jahren wieder wirkliche und segenverheißende Lenztage brachte, sondern er war es auch durch sich selbst — ein echter Frühling, wie ihn die Dichter schildern und die junge sehnsüchtige Liebe ihn sich wünscht. Das Eis war schon im März aus dem Boden fort und aus der Luft, und im April kamen die Schwalben und die wonnevollsten, bereits an den Sommer gemahnenden Tage. Das Grün war hervorgekommen, so plötzlich und kräftig, so dicht und frisch, man wußte nicht wie, und alles war voll Blüthen und Duft; jetzt, im Mai, öffneten schon die Rosen ihre Knospen, — und wir wohnten damals noch nicht hier im Süden, sondern hundert Meilen weiter rückwärts, in der Nähe der See. Da kommt es so nicht alle Jahre.

Dem Park zu Hofen war es nicht besser, sondern vielleicht noch schlechter ergangen als den Gebäuden. Es hatte kein Mensch nach ihm gesehen und sich um ihn bekümmert, wenn Marcus nicht etwa zuweilen das Holz aus ihm herausgebrochen und geschlagen, mit dem er seiner Gebieterin eine warme Stube schaffen wollte.

In den Berceaus gab es verdorrte Stellen, Hecken

waren hier und da ganz verschwunden, die Rabatten verfallen, die Wege verwachsen, kurz es sah für das Auge eines Gärtners der alten Schule trostlos aus. Für andere Augen jedoch erschienen grade in dieser Verwilderung wieder andere Reize, die man um alles nicht für jene verlorenen künstlichen hätte aufgeben mögen. Es gab Partien, die keine Kunst und kein Geschmack so anmuthig und lieblich, so wild und doch so malerisch hergestellt haben würde, und wer für seinen Fuß nicht grade Kieswege und für sein Aug' nicht die abgezirkelte Regelmäßigkeit verlangte, konnte mit hohem Genuß durch diese, dem unermüdlichen Schaffen und Wirken der Natur anheimgefallene Einsamkeit schweifen.

Es gab besonders eine Partie, die mich, seit ich dies Revier meistens in Helenens Begleitung kennen gelernt und Blüthen und Blätter alles überkleideten, stets von neuem und immer mehr entzückt hatte. Die Grenze der alten verschnörkelten Anlagen bildete eine Allee so alter Buchen, daß Marcus ihnen wohl hatte fern bleiben müssen. Es fehlte daher auch keiner von den schlanken, hohen Stämmen, ihre Zweige flochten sich droben noch dicht zusammen, und jetzt, da das junge, frische Laub die ganze Wölbung bedeckte, war es darunter wie in einem hohen Kirchenschiff, dämmerig, kühl und still. Sie lief von Westen gegen Osten, wo man auf die Felder um das Dorf blickte, das in dieser Entfernung und zwischen den

blühenden Obstbäumen und überwachsenen Zäunen einen ganz hübschen Anblick gewährte, während sich rückwärts der wirkliche, nur von einigen früher angelegten Wegen durchbrochene Wald an sie anschloß. Dieser zog sich auch hinter den Wiesen herum, welche rechts an sie anstießen und sichtbar einmal hatten zum Park gezogen werden sollen. Denn es gab auch in ihnen noch Spuren von Wegen und Blumenanlagen, über den munteren Bach führte eine jetzt freilich baufällige Brücke, und der See, zu dem die Gewässer sich im Grunde ausbreiteten, war regelmäßiger, als die Natur allein dergleichen zu schaffen pflegt. Es war hier immer schön, am frühen Morgen, wie am hohen Mittag, zumal aber Abends, wenn die untergehende Sonne durch die Waldlichtung im Hintergrunde ihr letztes warmes Licht mit voller Glut über die Allee, die Wiesen und Fluren, bis zu dem stillen, halbversteckten Dorfe hinüberwarf und alles in rothem Glanze aufleuchten ließ.

Dahin ging ich jetzt, in dem einsamen Frieden dieser stillsten und fernsten Plätze glaubte ich der tiefen Bewegung, die mich erfaßt hatte, der drängenden Gedanken und Gefühle, die mein Inneres durchwogten, am ersten Herr werden zu können. Es war mir willkommen, daß ich Helene nicht begegnete, welche um diese Zeit ihren Abendspaziergang zu machen pflegte und auch heut draußen sein sollte. Ich wußte nicht, ob ich ihr nach

dem Vorgefallenen noch als der alte Freund hätte frei in's Auge sehen können; als Liebender wollte ich es nicht. — Auch in der Allee war sie nicht, und ich ging ein paar Mal gedankenvoll auf und ab und setzte mich endlich auf die alte Bank am östlichen Ende, wo man die ganze Abendlandschaft vor sich hatte. Es war heut schöner und friedlicher als je; die kleinen Wellen funkelten in den letzten Sonnenlichtern, der Wind hatte sich ganz gelegt, das Laub ruhte, und von ihm und von dem verwilderten Rosenbeet drüben, wo die Blumen sich in Fülle erschlossen, breitete sich ein leises Duften durch die stille, milde Abendluft. Da saß ich und träumte den ersten, reinsten, schönsten Traum meines Lebens.

Es legte sich mit einem Male eine Hand auf meine Schulter und Helenens Stimme sagte nahe hinter mir: „So einsam und nachdenklich, lieber Freund?" Ich hab' es ja wohl schon gesagt, daß sich auch zwischen ihr und mir alle gesellschaftliche Fremdheit längst verloren.

Ich fuhr zusammen und auf — ich hatte gar nichts von ihrem Schritt vernommen, der freilich auf den überwachsenen Wegen hinter mir noch weniger hörbar werden konnte, als es bei ihrem elastischen und doch so schwebend leichten Gange ohnehin immer der Fall war, und der Platz, der nach allen Seiten hin eine freie Uebersicht gewährte, hatte mich, ohne daß ich's freilich gemerkt oder an dergleichen gedacht, noch sicherer gemacht. Genug, die

Ueberraschung war eine vollständige, und da ich mich zu ihr wandte, mag ich sie seltsam genug angeschaut haben, denn sie lachte fröhlich auf. Das war ihre Art gar nicht, ja ich hab's, so lange ich sie gekannt, nur ein paar Mal gesehen. Meistens glitt nur ein Lächeln, freundlich oder innig, bewegt oder strahlend über die reinen Züge, durch die tiefen, ernsten Augen; lachte sie aber einmal wirklich, so war's auch ein Ausdruck und ein Ton, den ich niemals wieder in solcher Lieblichkeit, in solcher herzerquickenden, zauberhaften Frische und Natürlichkeit vernahm — nur von den wilden Vögeln hören wir's so, wenn sie in der Frühlingsluft fröhlich durch den grünenden Wald rufen.

Ich war noch keines Wortes mächtig, da lachte sie schon nicht mehr, sondern sprach mit dem Blick und Klang, die ich in solcher Innigkeit nur bei ihr gefunden: „Hab' ich Sie denn wirklich und ernstlich erschreckt, mein lieber Freund? Das habe ich gewiß nicht beabsichtigt und kann nun nicht eher ruhig sein, als bis Sie es mir verziehen haben. Bitte, bitte!" Und indem sie mir die kleine feste Hand hinbot, fügte sie hinzu: „Nicht wahr, Doctor, Sie sind nicht böse? Aber wie konnt' ich auch denken, daß Sie so tief in Gedanken!" und sie lächelte wieder. „Ich kenne den munteren Freund gar nicht so."

Es war, wie ich gefürchtet. Ich vermochte nicht, ihr frei in's Auge zu sehen, so unbefangen wie sonst ihr nahe zu bleiben. Bei ihrem Anblick, ihren Worten, ihrer

ganzen, so alt vertrauten und doch stets von neuem so lieblich anmuthenden Weise, durchbebte mich etwas Neues, Unbeschreibliches. Ich vermochte mich nicht zu fassen und stammelte nur etwas, wie: „Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein!“ oder dergleichen, denn wie ich in jenem Augenblick etwas sprach, ohne zu wissen was, so ist davon auch in meiner Erinnerung nichts zurückgeblieben.

„Was haben Sie denn, Doctor?“ fragte sie halb verwundert, halb betrübt, denn mein Wesen mochte ihr allerdings sehr seltsam und unverständlich erscheinen, und daß ich nicht leicht trug an dem, was in mir, das konnte sie nicht verkennen. „Sind Sie schon bei der Großmama gewesen? Hat es Verdruß gegeben? Tragen Sie es der lieben Alten nicht nach, wenn sie einmal etwas wunderlich — Sie wissen ja, — sie meint es gewiß nicht böse und hat Sie wahrhaftig lieb.“

Ich nahm mich ernstlich zusammen. „Das weiß ich wohl, gnädiges Fräulein,“ sprach ich, „es ist auch nichts dergleichen. Die Frau Baronin hat mir im Gegentheil soeben noch einen überzeugenden Beweis ihres Zutrauens und ihrer freundlichen Gesinnung gegeben, der mich nur glücklich machen kann. Ich weiß auch sonst von keinem Verdruß — ich dachte nur über allerlei nach, freilich ernster als es sonst leider meine Gewohnheit, und da ich Ihr Nahen nicht hörte —“

Sie wiegte gleichsam verneinend das kleine Haupt.

„Da ich Sie hier erblickte," meinte sie, „dachte ich, Sie seien mir wie sonst wohl auch entgegengekommen und erwarteten mich hier an dem schönen alten Platz. Aber nun seh' ich wohl, daß Sie nur die Einsamkeit suchten." Ihr Auge ruhte voll Innigkeit auf mir und ihre Stimme klang bewegt, da sie fortfuhr: „Sie haben uns bei all dem Schweren und Bösen, was Sie hier vernahmen, so viel Treue, Geduld und warme Theilnahme bewiesen, mein Freund, daß es mir vorhin fast wie eine Pflicht erschien, auch Sie nicht in Trauer oder Schmerz allein zu lassen. Halten Sie es mir zu gut, Doctor. Ich bin ein unverständig Kind und folge so gern und oft nur zu leicht meinem Herzen; vielleicht nur um so mehr, weil man dasselbe bisher viel häufiger zurückwies als aufnahm. Aber ich will mich bessern," schloß sie mit einem Versuch zu lächeln, „und zur Entree sag' ich Ihnen: Sie müssen nun recht offen aussprechen, ob ich allein weiter gehen soll, ob Sie mich noch ein Stückchen begleiten mögen."

Wie ich sie so vor mir sah, so bewegt, so theilnehmend, so offen; wie ich diese Worte vernahm, die mir so innig zu Herzen sprachen, fand ich mich ganz wieder, und der alte Friede, das alte Glück erfüllten mich für den Augenblick mit einem namenlosen Wohlgefühl. Von dem, was mich heut so jäh durchschauert, durfte jetzt keine Rede sein, wo sie so völlig unbefangen erschien, wo ich mich selbst noch so überstürzt, so fassungslos, so — sage ich

das immer grade heraus: unklar wußte, so zweifelvoll endlich über alles, was ich durfte, was ich mußte. Das stand in mir fest. Ich strich mir über die Stirn, ich versuchte ein scherzend Wort; es ging, und plaudernd schritten wir neben einander weiter, die Allee hinauf und zurück. Ich fühlte mich freier und freier werden und merkte es jetzt wohl, daß sie nun ihrerseits gedrückt war.

Da wir wieder bis zur Bank gelangt waren, war die Sonne grade am Untergehen und übergoß die Wiese und den See, den Wald und das Gefilde und das Dorf in der Ferne wie mit leuchtendem Purpur, so überwältigend schön, daß Helene stehen blieb und die Hände vor der Brust gefaltet, schaute, keines Worts und keiner Bewegung mächtig. Ich freilich sah auf die geliebte Gestalt neben mir, auf das von dem rosigen Wiederschein angehauchte, wie verklärte Gesicht, und mein Herz schlug hoch von Glück, Liebe und Segen. Erst als der Glanz erblich, wandte sie sich langsam und, mir war's fast, mit einem leisen Seufzer ab und ging in der Allee zurück.

„O es ist doch schön hier, schön!" sagte sie wie vor sich hin; „und wenn die Noth und die Sorgen wieder dem Frieden weichen, muß es himmelvoll sein!"

„Und doch wollen Sie dann vielleicht von uns scheiden," sprach ich träumerisch; ich weiß nicht, wie mir eben grade der Gedanke an das Stift kam, das ja der Hafen ihrer Zukunft sein sollte.

Sie sah mich eine Secunde lang fragend an. Dann aber glitt ein Lächeln über ihr Gesicht und sie meinte: „Ach, ich merke, die Großmutter hat Ihnen von der Heirath der Gräfin B. gesagt, die für mich ein Schritt weiter zum Ziele ist! Sehen Sie, mein Freund," fuhr sie fort, „ich bin gewiß nicht leichtsinnig, sondern freue mich über diese sichere Zuflucht. Aber —" und das Lächeln wurde noch heller und fast ein wenig schalkhaft, — „aber in die Ordenstracht mit Schleier und Kreuz, in jenen Kreis der ehrwürdigen Damen, in das stille Haus und das einförmige Leben hinein vermag ich mich noch nicht zu denken, ohne über mich selbst in solcher Gestalt und Umgebung zu lachen. Das alles ist so gar ernst und doch so gar zu lächerlich!"

„Und ich hoffe," sprach ich lebhaft bewegt, — ich weiß selbst nicht wie mir war, — „daß Sie es niemals allzu ernst nehmen werden. Denn wenn es Ihnen jetzt lächerlich erscheint, — mir — mir kommt die Aussicht auf die wirkliche Ausführung dieses Planes halb wie eine Unmöglichkeit, halb wie eine furchtbare Sünde vor, die man Ihnen zumuthet. Sie von der Welt, vom Leben scheiden zu sehen, — Sie, Fräulein Helene, mit Ihrer Jugend, mit all dem Segen und Glück, die von Ihnen ausgehen, — es ist ein unertragbarer Gedanke!"

Sie war ein wenig blaß geworden und ging, fest in ihren Shawl gewickelt, gesenkten Blickes neben mir. Da

sie dann aber bei meinen letzten Worten aufsah, war ihr Auge feucht und ihre Stimme bebte, als sie leise sagte: „Solche Theilnahme thut so wohl, mein Freund! O hätte ich sie auch sonst empfunden! Dürfte ich sie auch sonst erwarten!" Und mir mit einer Bewegtheit in's Auge schauend, die ich in dieser Tiefe nicht begriff, fügte sie hinzu: „Und grade von Ihnen, mein Freund, der —" Sie stockte.

„Haben Sie denn daran gezweifelt, Helene?" rief ich aus und ergriff ihre Hand und preßte sie an mein Herz. Fassung, Besinnung, Ueberlegung — es war alles fort. Das Wort war da und ich hätte es nicht zurückgenommen, auch wenn ich es noch vermocht.

Es war, zumal so wie wir jetzt gegen den Garten gewendet standen, noch immer hell genug, um mich ihr Gesicht und den Ausdruck desselben vollständig erkennen zu lassen. Sie war bei meinen Worten leichenblaß geworden und ihre Augen hafteten auf mir mit einer Art Erstarrung. „Sie — Doctor?" stammelte sie endlich; weiter nichts.

„Hören Sie mich ein paar Minuten an, Helene," sprach ich da, ruhig und entschlossen, ich konnte und wollte nicht mehr zurückweichen. „Was ich gesagt, verlangt eine Erklärung, aber Sie brauchen davor nicht zurückzuschrecken. Es ist kein Wort darin, kein Gedanke, der Sie verletzt, mögen Sie im Uebrigen auch davon

denken, wie Sie können." Und damit ging ich neben ihr weiter, die Allee entlang und erzählte ihr von meiner Liebe zu ihr, wie sie treu, selbstlos und rein bis vor einer Stunde noch mich erfüllt und beglückt hatte. Von Entsagung war dabei keine Rede, sprach ich doch auch nicht von der Hoffnung des Besitzes. Denn eine solche hatte ich, das zu wiederholen, nie gehabt, bis der Baronin Worte mir Klarheit gaben über das, was es in mir gab, über das, was mir verschlossen bleiben sollte..

Sie hörte mich schweigend an. Kein Laut, keine Bewegung gab mir Kunde von dem, was in ihr für oder gegen mich sprechen mochte. Ihre Augen hafteten am Boden und in ihre Wangen war wieder die natürliche Farbe zurückgekehrt — blaß war sie ja immer. So ging sie mit mir die Allee hinauf und zurück. Da war ich fertig. Von der Ansicht der Großmutter hatte ich nichts ausgesprochen; jetzt, wo ich nicht zu träumen, sondern zu reden hatte, zu i h r, — wich das alles zurück. Es paßte nicht zu ihr, zu mir, zu dieser Stunde.

Als ich schwieg, blieb sie stehen, erhob die Augen zu mir mit einem stillen, fast träumerischen Blick, bot mir die Hand, welche jetzt kalt und fest in der meinen ruhte, und sagte mit ruhiger, leiser Stimme: „Haben Sie Geduld bis morgen früh, Doctor. Da will ich Ihnen meine Antwort auf dies alles sagen. Nun lassen Sie uns hineingehen. Die Großmama erwartet uns sicher schon."

„Sie zürnen mir nicht, Helene?" fragte ich gepreßt.

Und sie bot mir von neuem, mit einer an ihr sehr ungewöhnlichen Herzlichkeit beide Hände und sah zu mir auf mit einem Blick voll liebevoller Innigkeit und sprach: „O Gott behüte mich — nein, nein. Ich bin nur traurig, und das Herz ist mir schwer. Aber — bis morgen, mein einziger Freund!"

Wir gingen in's Schloß zurück und brachten den Abend wie gewöhnlich bei der Alten zu. Helene war noch ein wenig stiller als sonst, und auf ihrer reinen, hohen Stirn und in den tiefen Augen lag es zu Zeiten wie ein schwerer, ernster Traum.

Am folgenden Morgen trafen wir uns wieder in der Allee; Zeit hatten wir genug und es störte uns niemand, denn die Baronin war keine Frühaufsteherin und weder Marcus noch sonst einer der Schloß- oder Hofbewohner machte sich im Garten Geschäfte. Auch daß wir dort zusammen waren, konnte keine Beobachtung herausfordern. Diese Spaziergänge waren nichts neues und geschahen stets vor Jedermann, der danach sehen wollte.

Da sprach sie zu mir: „Ich habe geschwankt, ob ich nicht besser an Sie schriebe, allein ich habe doch das offen gesprochene Wort vorgezogen für Sie und mich. Da es einmal gesagt werden muß, wäre ein Brief eine Feigheit gewesen, oder hätte Sie glauben lassen können, ich sei

unklar oder schäme mich dessen, was ich zu sagen habe. Ich will ehrlich gegen Sie sein, mein lieber Freund," redete sie weiter und blieb stehen und sah mit einem schwermüthigen Lächeln zu mir auf und ihre Wangen schimmerten in hoher Röthe, — „Sie haben gleich am ersten Abend einen sehr freundlichen Eindruck auf mich gemacht, und als ich Sie dann mehr und mehr kennen lernte, als ich Ihren Edelmuth, Ihre Rastlosigkeit, Ihre Güte und Treue für die Großmama sah, als ich — nun, als ich Sie eben immer besser erkannte, da — da habe ich Sie nach und nach immer höher geachtet und Sie endlich — geliebt, Friedrich." Sie drückte das Tuch vor die Augen und brach in Thränen aus.

„Helene, Helene!" stammelte ich und nahm ihre Hände und suchte sie zurückzuziehen von den geliebten Zügen, den theuren Augen.

Sie ließ das willig zu. An ihren Wimpern hingen nur noch einzelne Thränen, und sie lächelte mich an, voll solcher Innigkeit, solchem Glück, solcher Wehmuth! — „Wie ist der Mensch so thöricht," sagte sie, „daß er vor dem Bekenntniß dessen, was sein Bestes, so scheu, so lange zurückbebt! Aber nun ist's auch überwunden, nun sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben! Ja, ich habe Sie geliebt, schon lange, mit dem ganzen Gefühl meines Herzens. Es hat mich sehr, sehr glücklich gemacht, wie ich Sie zu mir sah — in dieser Treue, dieser Innig-

keit, dieser Herzlichkeit. Liebe habe ich darin nicht geahnt, mein lieber, lieber Freund, aber wenn ich diese oder jene Stunde abrechne, wo ich einmal tiefer als sonst geträumt —“ und ihre Wange erglühte noch mehr und ihre Hand zitterte in der meinen, — „so hat mich das nicht geschmerzt, sondern fast glücklich gemacht. Denn wenn Sie mich liebten, Friedrich, trat dies aus dem Traum hinaus in's Leben, wir mußten nach etwas streben, das niemals das Unsere werden kann, und für die Zukunft blieb uns nicht die wehmüthige Erinnerung, sondern der volle, tiefe, herbe Schmerz. Sehen Sie, ich habe das alles mir wohl niemals ganz klar gemacht — ich täuschte mich ja über Sie, und mit mir allein getraute ich mir wohl fertig zu werden; aber gestern Abend, da fühlte ich's, da wußt' ich's, alles, mit einem Male, und darum bin ich auch so furchtbar erschüttert worden.“

Was soll ich von diesem Gespräch weiter sagen, das so beseligend war und doch zugleich auch so bis in den Tod betrübend! Sie blieb dabei, daß wir nach einem Ziele strebten, das uns für immer entzogen bleiben würde, und was ich mit dem vollen Enthusiasmus der Liebe dagegen sagen, wie ich sie ermuthigen mochte, es rief vielleicht ein zärtliches Lächeln, ein traumhaftes Glück in ihre lieben Augen, aber nur damit es alsbald wieder dem vollen traurigen Ernst oder unbestechlichen Klarheit ihres Blickes Platz machen mußte.

Als ich ihr jetzt von den Aeußerungen der Baronin sagte, nahm sie das gleichgiltiger auf, als ich gefürchtet.

„Das kann Sie weder beglücken, noch verletzen, Friedrich,“ sprach sie. „An dem Vertrauen und der Zuneigung der alten Frau konnten Sie nicht zweifeln, an ihren Vorurtheilen aber auch nicht, und der einzige Werth dieser Aeußerungen liegt meiner Ueberzeugung nach für uns darin, daß sie genau aussprachen, was unsere und unserer Liebe Zukunft sein wird, — dasselbe, was ich von je her gewußt und zu Ihnen gesagt habe. Für mich gibt es keine andere Wahl als eine sogenannte standesgemäße Heirath oder das Stift, — zweifeln Sie, was ich wähle?“

„Wir überwinden alles mit unserer Liebe, Helene!“ versetzte ich enthusiastisch. „Wir kämpfen und siegen, mit Ihrer Liebe trotze ich der ganzen Welt!“

Sie schüttelte mit einem schwermüthigen Lächeln den schönen Kopf. „Wir siegen nicht, Friedrich,“ sagte sie, „ich kenne die Meinen besser. Und daß wir gegen den Willen derselben uns vereinigten, daß wir uns frei machten von allen Rücksichten, von allen Banden, die uns an die uns gegebene Stellung fesseln, von allen Pflichten, welche uns auferlegt sind, — nicht wahr, Friedrich, das verlangen, das erstreben Sie nicht? Sie wollen uns nicht enden lassen, Friedrich, wie es Andere vielleicht möchten und dürften? Wir sind eben anders und dürfen es nicht. Wir sind nicht schwach genug, um unserem Erdenglück alles,

auch den eigenen inneren Frieden, die Selbstachtung zum Opfer zu bringen! Das Glück des Herzens kann uns niemand rauben. — Der Kampf, den wir kämpfen werden, der ist aussichtslos," schloß sie und ihre Augen füllten sich von neuem mit Thränen. „Und diese Ueberzeugung, und daß wir ihn nun doch kämpfen müssen, Friedrich, das ist's, was mich so erschüttert, was mich so traurig macht in all meinem Glück. Von mir ist keine Rede. Aber Sie, Sie, o mein Einziger — auch Sie haben mit mir und dieser Liebe nur den Schmerz und den Gram gewählt für Ihr ganzes Leben!"

Was sollte, was konnte ich darauf erwiedern, heut so gut, wie jedesmal, wo wir uns wiedersahen, wo der Kampf des Enthusiasmus und des Zweifels stets von neuem zwischen uns begann? Sie war nicht zu überzeugen, und wenn ich wahr sein will, muß ich gestehen, daß ich, wenn ich mich einmal zwang, mit ernstem, klarem, nüchternem Blick in die Zukunft, auf alle Verhältnisse zu sehen, selber nicht viel von dem Vertrauen in mir spürte, dem ich in meinen Träumen nicht nur mich hingab, sondern dem ich auch vor der Geliebten enthusiastische Worte lieh.

So hatte unsere Liebe begonnen, wenn ich es so heißen darf, und so ging sie weiter, ein niemals vollkommenes und doch unsagbares Glück. Ach, die Stunden waren selten, wo Helene sich dem Glücke unserer Liebe

einmal rückhaltslos überließ, wo der Gedanke an sein Ende sich nicht als ein kalter Schatten in den leuchtenden Sonnenglanz drängte, wo der Kopf nicht traurig zum Herzen sprach: Du schlägst umsonst so heiß! Sie waren selten, selten, diese Stunden, sage ich; aber wenn sie einmal kamen, dann erfüllte sich in ihnen auch alles, was nur der kühnste und seligste Traum dem Menschen vorzumalen vermag. Dann fand ich einen solchen Reichthum der Seele und des Herzens, dann fand ich eine solche Liebesfülle, einen solchen Zauber der holdseligsten, das Wesen durchdringenden und erhebenden Weiblichkeit, eine solche Verklärung alles Menschlichen, daß es mich oft durchschauerte mit namenlosem Entzücken, mit wahrhafter Andacht, mit unsäglicher Angst; daß ich niedersank vor ihr und zu ihr aufrief: „Helene, Helene, deiner ist niemand würdig und nichts, nicht wir Menschen, nicht unsere Erde! Du bist uns nur von Gott gegeben, daß wir an dir uns nach der Schönheit und Reinheit, nach dem Glück und der Seligkeit des Himmels zu sehnen lernen!“

Ich vergesse es nie, wie sie sich dann zu mir neigte und mit solcher Innigkeit und solcher Wehmuth flüsterte: „Du theurer — theurer Träumer!“ Und ich vergesse nie diesen Blick der tiefen Augen, als stiege er herauf aus dem Geheimsten ihres Herzens, und ich vergesse das Lächeln nicht, das sich dann leise, leise zuweilen aus

ihnen hervorstahl — geisterhaft, wie ein Gruß aus einer andern Welt.

Das ging so hin, durch den Lenz und Sommer und durch den Herbst, immer weiter. Den Kampf mit den Verhältnissen, mit den Verwandten beginnen, das konnten und wollten wir noch nicht. Es widerstrebte uns damit hervorzutreten, so lange ich in der bisherigen Weise die Geschäfte der Baronin fortführen, Ordnung und Sicherheit in ihre Angelegenheiten bringen, ja dem Schicksal und ihren Gegnern ihre Existenz abgewinnen mußte. Jetzt um Helene zu werben — es hätte aussehen können, als wolle ich schon im Voraus für meine Gewissenhaftigkeit und meinen Eifer die Hand nach einem Lohne ausstrecken. Und wer das vielleicht zu zart gedacht und empfunden heißt, für den habe ich auch einen andern — sage ich: reellen Grund für unser Schweigen: es war möglich, ja wahrscheinlich, daß die Offenbarung unseres Geheimnisses meiner Thätigkeit für die alte Dame ein Ende machen dürfte. Und das wollte ich noch weniger als Helene. Ich wollte diese Geschäfte so weit führen und die Stellung der Baronin so weit sichern, daß sie fortan weder meiner, noch eines anderen, vielleicht weniger gewissenhaften Geschäftsführers bedürfte. Denn wie die Baronin war, hatte sie trotz ihrer siebenundsiebzig Jahre noch die Kraft und Gesundheit und die Lust zu einem langen Leben in sich.

Daß die Alte von unserer Stellung zu, von unserem Gefühle für einander, nichts gemerkt haben sollte, zumal seit der Winter uns wieder mehr in die Zimmer bannte, und doch Momente kamen, wo die Selbstbeherrschung selbst bei Helenen nicht ausreichte, um das Herz sich auch im Klang der Stimme, im Blick des Auges stets verbergen zu lassen, — das schien uns fast unmöglich bei ihrer großen Klugheit und Erfahrung, und wir konnten dennoch fast nicht daran glauben, da sie uns niemals auch nur das leiseste Zeichen von ihrer Einsicht gab, niemals auch nur im Entferntesten den freiesten Verkehr zwischen uns zu beschränken suchte. Ja, was sie an jenem Morgen zu mir ausgesprochen, vernahm ich noch mehr als einmal in ähnlichen oder gleichen Worten — oder wollte sie auf solche Weise unseren Wünschen von vorn herein begegnen und ihre eigene Entscheidung aussprechen? — ihr Vertrauen, ihre Zuneigung zu mir wuchsen eher noch, statt daß sie geschwunden wären, und daß sie alle Liebe, deren ihr Herz fähig, der Enkelin zuwandte, daraus machte sie nirgends ein Geheimniß.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Zustände und Stimmungen auf uns eine gewisse beruhigende Wirkung ausübten. Selbst Helene fing an, gläubiger zu werden, und ich — konnte die Baronin uns, wenn es Ernst wurde, entgegen sein?

Das Weihnachtsfest und der Jahrestag meines ersten

Besuches in Hofen waren vorüber, Neujahr auch. Die Verhältnisse der Baronin gestalteten sich immer günstiger, ich sah den Zeitpunkt voraus, wo ich zu ihr sagen konnte: „Ich habe nichts mehr für Sie zu thun und bin abgefunden. Jetzt komme ich nicht als Advocat, sondern als ein freier und selbständiger Mann zu Ihnen und werbe um Helenens Hand.“ So hatt' ich es mir etwa ausgedacht.

Durch eine ernstliche Krankheit meines alten Vormundes und die damit mir zufallenden Geschäfte war ich eine Zeitlang verhindert gewesen, nach Hofen hinauszugehen, und hatte mich selbst am Neujahrstage mit einem geschriebenen Glückwunsch begnügen müssen. Da brachte mir am Morgen des Dreikönigstages der gewöhnlich zwischen dem Schloß und der Stadt gehende Bote ein paar Zeilen von der großen steifen Handschrift der Baronin, in denen sie mich zur Ordnung einiger drängender Geschäfte zu einem baldigen Besuche einlud, und dazu einen Brief mit einer feinen, mir unbekannten Schrift — aber es stand „Helene“ darunter. Es sind die ersten Zeilen gewesen, die ich von ihr erhielt, und mit Ausnahme derjenigen, die sie mir vor ihrem Tode schrieb, auch die einzigen geblieben. Sie schrieb mir darin:

„Mein geliebter Freund! Am Schlußtage des Jahres erhielt ich die Nachricht, daß im Stift wieder ein Platz frei geworden und meinem Eintritt nichts mehr im

Wege stehe. Ich müsse mich aber bald entscheiden, ob ich diese Gelegenheit, mir eine sichere, stille Zukunft zu schaffen, vorübergehen lassen wolle. Es sind der Exspectantinnen viele würdige und dürftige da. Die Großmutter nahm die Sache als abgemacht an. Ich habe bisher schwer mit mir gerungen, ob ich ihr von uns sagen müsse, ob ich die Stelle ohne diesen Grund einfach ablehnen dürfe. Der gestrige Tag hat dem Schwanken ein Ende gemacht. Er brachte mir einen Brief meines Vaters und darin die Werbung eines früheren Nachbarn und, wie ich hinzusetzen muß, eines Ehrenmannes um meine Hand. Da entschied sich die Großmutter denn freilich hierfür und ich war verpflichtet, ihr von uns zu erzählen, mein geliebter Freund.

„Es ist gekommen, wie ich es von jeher gewußt, wie ich mich nur in flüchtigen, glücklichen Momenten überreden konnte, daran zu zweifeln. „Kinderphantasien!" sagte sie hart, wie niemals mehr seit Jahr und Tag. „Der Doctor weiß überdies schon, wie ich darüber denke. Er wird sich keine Illusionen gemacht haben. Daß ihr etwas für einander fühltet, — nun ja, ich sah es längst. Aber was weiter? Die Jugend träumt, die Jugend liebt, das ist ihr Recht. Im Leben ist davon keine Rede mehr, da hat man etwas Anderes zu thun, als Schäferspiele aufzuführen, ihr so gut, wie alle vor und nach euch." —

„Als ich dann weiter sprach und mehr von uns sagte,

wurde sie wohl milder, aber ihr Schlußwort war: „So wählst du also das Stift. 'Daß ich dich nicht zwingen lasse zu einer Heirath, versteht sich von selbst, aber eben so wenig fürchte ich, daß du gegen den Willen der Deinen eine erzwingen möchtest. Habe ich dich falsch beurtheilt, mein Kind?" — „Sicher nicht," versetzte ich. — „So wollen wir ihn kommen lassen, daß ihr Abschied nehmt," sprach sie endlich. „Der Traum ist aus und muß fortan so bleiben." — Kommen Sie denn, mein ewiger Freund. Morgen will ich den Vater schreiben und der Priorin meinen Eintritt melden. Ich muß mich entscheiden." — — —

Von dem, was es in mir gab, kann ich nichts sagen, halb weiß ich auch nichts davon: mein Zustand war zu dumpf und schwer, als daß ich hätte verfolgen sollen, wie es mir im Kopf, im Herzen aussah. Nur das Eine wußte ich klar: einen Kampf gab es nicht mehr, und von einer Abwendung des Endes war keine Rede. So fuhr ich denn hinaus.

Die Baronin nahm mich auf, wie immer, freundlich, vertrauensvoll, fast herzlich. „Ich habe gesehen, was sich zwischen euch Beiden regte," sagte sie, gradezu auf ihr Ziel losgehend, „und von Helenen weiß ich jetzt, wie weit es ging, daß es keine Spielerei war, gut gegen die Langeweile. Es ist dumm genug, daß ich mir das nicht selber gesagt, denn je mehr ich darüber nachdenke, desto

besser sehe ich ein, daß ihr Beide anders seid, als die große Menge, und ich bereue es, daß ich zu Helenen das Ding zuerst für eine Kinderphantasie erklärte — ich muß euch das abbitten. Ihr seid keine Kinder mehr, sondern tüchtige, wackere Menschen. Ihr dauert mich, aber helfen kann ich euch nicht. Wie ich über dies alles, über Sie denke, wissen Sie, Doktor. Das ist heut das Gleiche wie immer und wird durch diese Affaire nirgends beeinträchtigt. Ich achte den Menschen, — nach einem Engel oder Heiligen fühl' ich kein Verlangen. Es ist, wie es ist, mein Freund, daran ist nichts zu ändern. Ich habe die Verhältnisse nicht gemacht, ich will sie nicht halten, ich kann und will sie aber auch nicht umstoßen, und so lange sie da sind, müßt ihr so gut euch ihnen fügen, wie wir alle es mußten. Daß ihr auf eigene Faust sie umstoßen möchtet, — das weiß ich, thut ihr nicht. Es paßt nicht zu euch. — Gehen Sie hin und nehmen Sie Abschied von ihr. Macht es kurz und euch nicht zu schwer, Kinder. Sie ist im Saale."

Da ging ich denn hin. Der Weihnachtsbaum stand auf dem Tische in der Mitte, die goldenen Aepfel und Nüsse und der andere bunte Schmuck glänzte so traulich und heimlich aus der dort herrschenden Dämmerung hervor. Denn auch jetzt brannte nur das Feuer im Kamin und die drei Lichter von dem nahen kleinen Tisch erhellten nur einen beschränkten Kreis. Aus dem Lehnstuhl

der Großmutter aber erhob sich bei meinem Eintritt Helene und trat mir entgegen und legte stumm beide Arme um meinen Hals und die bleiche Stirn an meine Schulter. — Und so haben wir Abschied genommen.

Wer dies jähe Ende unseres Liebesglücks mit Kopfschütteln ein selbstverschuldetes, wer uns selber schwach schilt, oder gar an unserer Liebe zweifelt, dem sage ich nur: es gibt Verhältnisse und Rücksichten, die so verschroben sie sein mögen, doch grade für reine und edele Naturen zu einer unübersteiglichen Schranke werden. So habe ich die Geliebte und ihre Entscheidung begriffen und so sie geehrt und geliebt mit aller Treue meines Herzens.

Ich habe wenig hinzuzusetzen, denn von den Vorgängen in meinem Innern kann und mag ich nicht erzählen. Mein Vormund starb und nicht lange darauf endete ein Schlagfluß das Leben der Baronin. Für uns ward dadurch jetzt so wenig verändert, wie es früher geschehen wäre. Ihr Geist starb nicht mit ihr, und die Wahl, die Helene nun schon getroffen hatte, war für sie und in ihrem Sinn ohnehin eine bindende. Am dritten Jahrestage unseres ersten Sehens erlag sie einer Brustkrankheit.

Ich war schon damals hierher übergesiedelt. In der alten Heimat war es mir zu öde und traurig. Vom Leben habe ich mich nicht abgewandt, im Gegentheil mich ihm gewidmet, wie es der Mensch soll, der berufen ist,

es auf Erden zu leben. Ich habe ein sicheres Haus in anmuthiger Umgebung. Ich hatte ein wackeres, treues, liebevolles Weib, und wohlgerathene Kinder leben mir zur Freude und zum Segen meines Alters. Ich habe ein schönes, ruhiges, frommes Glück um mich erblühen sehen und ich bin selber darin glücklich gewesen, wie man es eben auf Erden sein kann.

Aber wer einmal auf deiner seligen Insel war, du hohe Fee, und von ihr scheiden mußte, ohne ihre Seligkeit ausgekostet zu haben, der vergißt ihrer nie und nirgends, und das Heimweh bleibt sein Begleiter bis an's Ende seines Lebens.

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Hoefer, Edmund,

Neue Geschichten

Bd.: 2

Breslau (1867)